This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

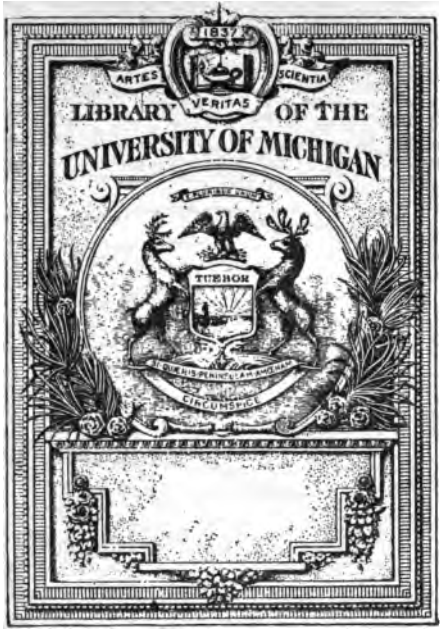
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TIEBOR
CIRCUMSPICE

PT
2562
.A1
1855
v.29

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Neunundzwanzigster Band.

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1857.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augs

Vermiſchte Schriften.

401351

Inhalt.

	Seite
Sympathien	1
Geſicht des Mirza	65
Geſicht von einer Welt unſchuldiger Menſchen	75
Platoniſche Betrachtungen über den Menſchen	103
Was iſt eine ſchöne Seele?	129
Was iſt Wahrheit?	139
Philoſophie, als Kunſt zu leben und Heilkunſt der Seele betrachtet	151
Betrachtungen über J. J. Rouſſeau's urſprünglichen Zuſtand des Menſchen	161
Ueber die von J. J. Rouſſeau vorgeſchlagenen Verſuche, den wahren Stand der Natur des Menſchen zu entdecken	201
Reiſe des Prieſters Abulfauaris ins innere Africa	241
Die Bekenntniſſe des Abulfauaris, geweſenen Prieſters der Iſis in ihrem Tempel zu Memphis in Nieder-Aegypten	259
Ueber die Behauptung, daß ungehemmte Ausbildung der menſchlichen Gattung nachtheilig ſey	285
Ueber die vorgebliche Abnahme des menſchlichen Geſchlechts	319
Auszüge aus Jakob Forſters Reiſe um die Welt	351

Einleitung.

Wie glücklich, wenn sympathetische Seelen einander finden! Seelen, die vielleicht schon unter einem andern Himmel sich liebten und jetzt, da sie sich sehen, sich dessen wieder erinnern, wie man eines Traumes sich erinnert, von dem nur eine dunkle angenehme Empfindung im Gemüthe zurückgeblieben ist. Das Schicksal trennte sie vielleicht, als sie von jenen seligen Gestaden herabsanken, ihre Prüfungszeit in diesem fremden Lande anzutreten. Aber ihre befreundeten Engel bringen sie wieder zusammen, wenn gleich Jahre, Gebirge und Flüsse zwischen sie gelegt sind. Kaum erwachen die schwesterlichen Seelen wieder von der Betäubung, worein der Fall in den irdischen Klumpen sie stürzte; kaum fühlen sie sich selbst wieder recht, so erwacht auch eine geheime Sehnsucht, die ihnen selbst fremd ist. Sie athmen nach einem Gute, das ihnen fehlt; sie staunen; oft sinken sie in einsamen Schatten oder unter den Flügeln der Nacht in ernste Träume. Tausend Gestalten der Dinge gehen vor der denkenden Seele vorbei, ohne sie zu rühren; sie erfindet sich zuletzt ein liebenswürdiges Bild, sie malet es aus und liebt es und wünscht, wie Pygmalion, daß es leben möge, unwissend, daß dieses Bild ein Urbild hat, und daß

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Neunundzwanzigster Band.

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1857.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsb

Vermiſchte Schriften.

401301

Inhalt.

	Seite
Sympathien	1
Geſicht des Mirza	65
Geſicht von einer Welt unſchuldiger Menſchen	75
Platoniſche Betrachtungen über den Menſchen	103
Was iſt eine ſchöne Seele?	129
Was iſt Wahrheit?	139
Philoſophie, als Kunſt zu leben und Heilkunſt der Seele betrachtet	151
Betrachtungen über J. J. Rouſſeau's urſprünglichen Zuſtand des Menſchen	161
Ueber die von J. J. Rouſſeau vorgeſchlagenen Verſuche, den wahren Stand der Natur des Menſchen zu entdecken	201
Reiſe des Prieſters Abulfauaris ins innere Africa	241
Die Bekenntniſſe des Abulfauaris, geweſenen Prieſters der Iſis in ihrem Tempel zu Memphis in Nieder-Aegypten	259
Ueber die Behauptung, daß ungehemmte Ausbildung der menſchlichen Gattung nachtheilig ſey	285
Ueber die vorgebliche Abnahme des menſchlichen Geſchlechts	319
Auszüge aus Jakob Forſters Reiſe um die Welt	351

Sympathien.

1754.

sie sich nur wieder auf seine Züge besinnt. Wie süß ist dann das Erstaunen dieser harmonischen Geister, wenn sie sich unverhofft finden! Ein geheimer magnetischer Reiz nähert sie einander, sie schauen sich an und lieben sich immer mehr, je länger sie sich anschaun. Und wie könnten sie anders als sich lieben? Ihre Herzen sind in den lieblichsten Gleichlaut gestimmt. Die Natur hat gleiche Reize für beide. Dieser reine Azur des Himmels, diese balsamischen Blumen, diese blühende Gegend, die im Mondschein schlummert — aber noch viel mehr das geistige Schöne, die Ordnung, die Güte, die Unschuld, die stille Tugend, die unaufgemuntert, unerkannt und unnachgeahmt mitten in dem Getümmel einer ausgearteten Welt der Stimme des Himmels getreu bleibt — alle diese Gegenstände rühren beide auf gleiche Art. Wie süß ist es ihnen, ihr Innerstes einander aufzuschließen! Wie leicht verstehen sie sich! Wie schnell geht jede Empfindung aus der einen in die andre über! Sie scheinen nur zwei Hälften zu seyn, welche die Freundschaft wieder in eine Seele zusammenfügt. Kein großer Gedanke, keine schöne Empfindung, keine frohe Hoffnung, keine edle That, die sie nicht unter sich gemein haben! Kein Mißklang in der einen, der nicht durch die andere in Harmonie aufgelöst werde! Die Begierde, sich den Unsterblichen, jenem heiligen Lande, wo sie entsprungen sind, immer mehr zu nähern; diese erhabne Begierde, man mag sie nun Tugend oder Religion nennen, vereinigt sie in Allem, was sie denken oder thun. Denn was für eine andere Harmonie kann unter Geistern seyn, wenn es nicht die Tugend ist?

O, hütet euch, die geheiligten Namen der Liebe und Freundschaft zu entweihen, ihr kleine Seelen, welche Ehrgeiz oder Wollust auf kurze Zeit an das gleiche Joch spannen;

nennet nicht Sympathie, was eine schändliche Zusammenrottung ist, die ihr umsonst mit dem Namen der Liebe und Freundschaft bedeckt, wie Afra ein häßliches Gemüth unter den Rosen ihrer Wangen verbergen will. Begnüget euch, von uns unbeneidet, an euren thierischen Trieben und Freuden, aber haltet euch in euren Grenzen und gönnet uns, daß wir die Welt in einem andern Lichte betrachten; daß wir unsern Geist lieber mit großen und gewissen Hoffnungen nähren und erweitern, als in schnell vorbeirauschenden Wollüsten zerschmelzen wollen; uns lieber mit einem göttlichen Glauben nähren, als mit Einbildungen, die keine Wahrheit außer dem Hirn des Träumers haben; daß unsre Seelen lieber bei sich selbst wohnen, als in tausend eitle Begierden und sprudelnde Thorheiten ausfließen; daß wir desto mehr zu leben glauben, je mehr der Geist frei und seiner eignen Natur gemäß empor steigt, und je mehr wir von den Banden, die ihn an diesen irdischen Felsen anheften, zerreißen können.

Und wie kann es anders seyn, als daß Alle, die mit dieser Denkart beseliget sind, in einer geheimen geistigen Verbindung stehen und einander nahe sind, wenn gleich ihre Blicke sich nie begegneten, und ihre Lippen sich nie gegen einander eröffnet haben? Ihre Neigungen begegnen einander, ihre reinsten Wünsche steigen gemeinschaftlich zu Gott auf, ihr Geist strebet in gleichlaufenden Linien nach der Vollkommenheit, ihre Hoffnung fließt in dem gleichen Mittelpunkt zusammen. Zwar hängt oft eine Decke zwischen ihnen, die sie verhindert, einander zu erkennen; viele finden sich erst in jener Welt. So ordnet es der, der allein weise ist! Die Erde soll kein Himmel seyn! Doch fügt es oft ein gütiges Geschick, daß sie auch schon hier sich finden; und wenn gleich Ort und Zeit sie

trennt, so hat der Witz, den Begierden des Herzens zu Hülfe zu kommen, ein Mittel erfunden, die Bewohner entfernter Gegenden in einem Augenblick zusammenzubringen und die Jetztlebenden in die Gesellschaft jener ehrwürdigen Schatten zu versetzen, deren Tugend mit jedem Jahrhundert neu geboren wird.

Wie oft, wenn meine Seele aus den Zerstreuungen des Tages in stille einsame Schatten flieht, zu ihren liebsten Gedanken sich flüchtet und sich mit unsichtbaren Gegenständen unterhält; wie oft ergötzt mich da die süße Vorstellung, daß es Verwandtschaften unter den Geistern gibt, und daß viele mit mir verschwisterte Seelen auf dem Erdboden zerstreut sind, die vielleicht in diesem Augenblick, wie ich, in einsame Schatten entflohen sind und sich mit gleichen Gedanken und Gegenständen unterhalten! Dann hänge ich in stiller Entzückung diesen geliebten Träumen nach und fliege in Gedanken umher, diese sympathetischen Seelen aufzusuchen und an dem Zustand, worin jede sich befindet, Antheil zu nehmen. Vielleicht, denke ich, schmachtet diese nach einem Freunde, dem sie ihr Herz entdecken dürfte, der ihre Empfindungen verstände und ihr so rathen könnte, wie sie es nöthig hat; vielleicht ist eine andere noch unerfahrene, obgleich gut geartete Seele, der Belehrung, eine andere, die gleiten will, der Unterstützung, eine niedergeschlagene der Ermunterung, eine leichtsinnige der Warnung benöthigt. So stelle ich mir verschiedene Umstände vor, in den jetzt meine nächsten und eigentlichen Verwandten sich befinden, und sinne voll Freundschaft nach, wie ich sie belehren oder ermuntern, trösten oder stärken, bestrafen oder mit gerechtem Beifalle belohnen wolle. Dann zeichne ich diese Gedanken auf, und mein Herz findet eine süße Befriedigung

darin, ſich mit ſeinen Abweſenden zu beſprechen und ihnen das gleiche Vergnügen zu machen, das ich an dieſen geheimen Geſprächen finde.

Nehmet denn, ihr geliebte Seelen, die mich näher angehen als die übrigen Menſchen — für deren größeren Theil keine andre Liebe als Bedauern möglich iſt, nehmet dieſe Erinnerungen und Ermunterungen von eurem Freunde an, der euch in einer beſſern Welt alle um ſich her verſammelt zu ſehen hoffet. Ihr allein verſtehet dieſe Blätter; ihr allein werdet dieſe Sprache kennen und fühlen, und nur in euren Herzen werden ſympathetiſche Empfindungen den meinigen antworten.

1.

Schöne Celia, du kennest deinen zärtlichsten Liebhaber noch nicht. Deine reizende Gestalt hat einen Schwarm von kriechenden Seelen um dich her versammelt; aber sie lieben nicht dich. Wie wenig müßtest du deinen Werth kennen, wenn du auf sie stolz wärest! Sie lieben dich nicht, Celia, sie gelüsten dich. Ein jeder deiner Reize verspricht eigne Freuden, eigne Entzückungen; diese lieben sie, wie Eva die Frucht liebte, die ihr lieblich zum Anschauen und noch lieblicher zum Kosten schien. Aber ich, der dich nie mit körperlichen Augen sah, kann dich nur mit geistigen betrachten, und diese entdecken unter deiner irdischen Form etwas, das noch schöner als die Schönheit ist. Blumen, Statuen, Gemälde kann ich bewundern; aber dieses Göttliche, das deine sichtbare Gestalt so weit über alle andere Schönheiten erhöht, als ein Engel über einen Sommervogel erhaben ist, nimmt mein Herz ein. Ohne dir zu schmeicheln (denn warum sollte ein unsichtbarer Liebhaber, ein Genius, schmeicheln?), will ich dir stolzere Dinge vorsagen, als die unermüdeten Lobredner deiner jugendlichen Reizungen dir sagen können. Ich möchte dein Herz mit einem heiligen Stolze begeistern, der dich über jene rosenwangigen Mädchen hinwegsetzte, an denen die Natur oder die Kunst das Vornehmste auszuarbeiten vergessen hat; deren ganze Geschichte ist, daß sie blühen, gepflückt werden und verwelken.

Siehe, du reifeſt zu einem Alter heran, da die Welt dich mit ſchmeichelnden oder tadelſüchtigen Blicken beobachtet; deine Schönheit zieht dir eine Achtung zu, welche die bloſe Schönheit nicht verdient. Es iſt Zeit, daß du deine Beſtimmung kennen lernſt. Wenn mir anders die Gewalt der Sympathie recht bekannt iſt, ſo wird eine geheime Stimme in dieſem Augenblick deiner Seele ſagen, was ich jetzt denke. — „Schöne Celia, alles Sichtbare iſt ein Schatten, ein Wiederſchein des Unſichtbaren, welches allein ewig und göttlich iſt. Deine Seele iſt ein Bildniß der Gottheit, deine Geſtalt ein Bild deiner Seele. Dieſe Farben, dieſe Grazien ſind der Glanz, den ſie über den Leib ausgießt, durch welchen ſie wirken ſoll. Schönheit iſt ein Verſprechen, wodurch ſich die Seele verbindet, groß, edel, nachahmenswürdig zu handeln. Sie iſt der Reiz, wodurch wir auf die lehrende Tugend aufmerkſam gemacht werden ſollen. Denn eine Schöne ſoll eine Lehrerin ſeyn, eine Lehrerin durch die Beiſpiele, die ſie gibt. Die Tugend, die, in Schönheit gehüllt, mitten unter die Menſchen tritt, mit ihnen Umgang pflegt und vor ihren Augen handelt, gefällt mehr, rührt zärtlicher, drückt tiefere Spuren in die Herzen, als in den Regeln der Weiſen, ja in den reizendſten Dichtungen eines Richardſon. Die Sittſamkeit ſcheint einnehmender, wenn ſie auf ſchönen Wangen erröthet; die Empfindungen, welche Ordnung und Güte des Herzens zeuget, tönen lieblicher von ſchönen Lippen; und wie entzückt uns ein ſchönes Auge, das ſich voll andächtiger unverſtellter Andacht gen Himmel hebt und die göttlichen Gedanken, die in der frommen Seele aufwallen, durch einen hellern blendendern Glanz entdeckt! Wenn Weisheit, wenn Unſchuld, wenn Demuth, wenn die großen Geſinnungen

welche der Glaube der Chriſten einflößet, auf Herzen, die durch die ſichtbare Schönheit ſchon erweicht und bildſam geworden, in aller ihrer Stärke wirken, wie können ſie anders als dieſe höhere Schönheit bewundern? Und bei jeder edeln Seele wird aus Bewunderung Liebe, aus Liebe Nacheiferung entſtehen. O Celia, wie könnteſt du eine Wohlthäterin der Menſchen werden! Wie viele Thoren könnteſt du beſchämen, welche nicht glauben wollen, daß eine Tugend, die man prüfen darf, in einem zärtlichen Buſen zugleich mit der Jugend wohnen könne! Wie viele könnteſt du zwingen, die Tugend wider ihren Willen zu ehren! wie viele, die ſich ſonſt vor ihr fürchteten, würden, von deinen Reizungen angezogen, ſie in der Nähe ſehen und liebenswürdig finden! Wie würde die bloſe Ungewöhnlichkeit der Sache aufmerkſam machen! Man würde glauben, es ſey ein Engel unter den Menſchen erſchienen, ſie durch Thaten zu lehren, ob vielleicht Schönheit und Weisheit, wenn ſie zuſammen verwebt wären, dieſe Unachtſamen rühren möchte, welche zu ſinnlich ſind, die Tugend in ihrer eigenen Geſtalt zu lieben. O Celia, betrüge nicht die Abſichten des Schöpfers, der dich gebildet hat! Mache deine Grazien nicht zu Sirenen, die uns zum Tod einladen! — Vergib, vergib, ſchöne Freundin, meinem redlichen Eifer! Ich weiß, du würdeſt lieber dieſe glänzenden Farben verlieren, als eine ſittliche Häßlichkeit unter einer ſo reizenden Larve, eine Schlangenſeele unter dieſen Blumen verbergen wollen. Ich ſehe noch mehr! Ein edles Bewußtſeyn glüht in deinen Augen; eine Empfindung deiner ſelbſt, eine heilige Ahnung erſchüttert dein Herz. Du verſchmäheſt die tändelnde Aufwartung menſchlicher Inſecten, in was für Farben ſie auch zu ſchimmern belieben. Du ſehneſt dich nach dem Beifall des Königs und Richters

der Welt, der bis in die Irrgänge unſrer Neigungen ſieht und jede unſrer Thaten abwägen wird. Mit welch einer Schönheit wirſt du unſre ſo verunſtaltete Welt vermehren! Wie werden dich alle Freunde der Tugend lieben! Welch einen Himmel wird in deinem Beſitz der Glückliche finden, dem dich die Vorſicht zur Belohnung ſeiner Tugend ſchenken wird! Wie ſelig werden die ſeyn, die du an deinem mütterlichen Buſen zur Unſchuld bilden wirſt! Du wirſt eine Byron in deinen blühenden Tagen und eine verehrungswürdige Shirley ſeyn, wenn ſilberne Haare dein Haupt decken, und das Alter deinen Wangen ihre Roſen, aber nicht deinem Geſicht die harmoniſchen Züge wird entwendet haben."

2.

Was für ein Gewölk, o Alceſt, hat ſich über dein Geſicht gezogen, das die Natur zur Freundlichkeit bildete? Woher dieſe unmuthigen Blicke, dieſe Falten auf einer Stirne, die zur Heiterkeit ausgebreitet iſt? Ueber wen zürnſt du, Alceſt? — „Ueber das ganze menſchliche Geſchlecht. Die Menſchen ſind Mißgeburten und Ungeheuer in deinen Augen, die man entweder haſſen oder verachten muß. Ihre Thorheit, ihre Laſter, ihre Einbildungen, ihre widerſinnigen Ungleichheiten, ihre Falſchheit und Bosheit ſind dir nicht länger erträglich. Du ſieheſt ſie von allen Seiten an, wie du glaubſt, und kannſt nichts Liebenswürdiges an ihnen finden. Sie mögen liebenswürdig geweſen ſeyn, da ſie in ihrer erſten Unſchuld aus der Hand des Schöpfers kamen. Aber, wie ſie bald nachher geworden und bisher geblieben

ſind, findeſt du ſie unerträglich. Sie prahlen auf Vernunft, der ſie niemals folgen, und bewundern die Tugend deſto mehr, je weniger ſie Luſt haben, ſie auszuüben. Sie ſind aufgeblaſen und übermüthig, wenn es nach ihrem Sinne geht, und kriechen muthlos am Boden, ſobald ihnen etwas Widriges aufſtößt. Sie ſchweifen immer aus ſich ſelbſt hinaus und ſuchen die Glückſeligkeit allenthalben, wo ſie nicht iſt. Die Wahrheit hat kein Anſehn bei ihnen. Der ſchändlichſte Irrthum gefällt ihnen in einer ſchönen Larve beſſer, als die Wahrheit, die ungeſchmückt am ſchönſten iſt. Sie haſſen ſich um Gottes willen, den ſie nie glauben, außer wenn ſein Donner ſie an ihn erinnert, oder wenn ſie im Angeſicht des Todes vom Bewußtſeyn ihrer eigenen Thaten, wie von Furien mit Schlangenpeitſchen, vor ſeinen Richterſtuhl geſchleppt werden. Sie machen unaufhörliche Geſetze und unterſuchen, was recht iſt; ſie machen Geſetze, die ihre Leidenſchaften bändigen ſollen, und dieſe Leidenſchaften ſind die einzigen Geſetze ihrer Handlungen. Viele ſcheuen ſich nicht, im Angeſicht des Himmels und der Erde Böſewichter zu ſeyn; und die Uebrigen, die noch erröthen können, haben zur Verhehlung ihrer Schande falſche Tugenden erſonnen und ſie an die Stelle der wahren geſetzt, von der ſie weder Gefühl noch Kenntniß haben. Die Elenden! Die Religion ſelbſt, die ihnen eine Ewigkeit voll Wonne zum Sold anbietet, wenn ſie das thun wollen, was ſie aus Eigennutz thun müßten, wenn auch kein Himmel wäre, — die Religion ſelbſt hat ſie nicht vermögen können, weiſe zu werden. Welch eine Unordnung, welch ein Getümmel von moraliſchen Diſſonanzen iſt dieſe menſchliche Welt! Was für ein glorreiches Geſchöpf wäre der Menſch, wenn er wäre, was er ſeyn ſoll! der Engel der Erde. Aber was iſt er jetzt, da

es dem Vieh ſelbſt eine Schande iſt, mit dem Menſchen verglichen zu werden! da er aus einem weiſen, gutthätigen, zärtlichen Weſen in ein grauſames, ſtolzes, ſchändliches Ungeheuer verwandelt iſt, das die Natur nicht für ihre Geburt erkennt und gern in den Abgrund ausſpeien möchte, wo es allein ſeines Gleichen fände!"

Genug, genug, Alceſt! du könnteſt noch Tage lang aus dieſem Geſichtspunkt und in dieſem Ton auf die Menſchen ſchmälen. Aber was folgerſt du aus dem Allem!

„Was Anderes, als daß es die Hölle einer redlichen Seele iſt, unter ſolchen Scheuſalen zu wohnen und entweder ſchweigend, wie eine Statue, die man nicht ſcheut, ihren ſchändlichen Thaten zuzuſehen oder ſich, wenn man den Mund öffnet, alle Augenblicke ihren dummen Hohn, ihren ſophiſtiſchen Künſten und ihrer tückiſchen Rachſucht auszuſetzen? Kann man Verſtand und Redlichkeit haben und hierbei gleichgültig bleiben? Nein! Ich will nicht, daß mich ein vergeblicher Eifer freſſe. Ich will in eine Einöde gehen, in unzugangbare Wildniſſe, wo das Gras niemals unter den Tritten dieſer giftigen Thiere verdorret iſt. Löwen und Tiger mögen ihr Lager daſelbſt haben, Schlangen und Drachen mögen um mich her ziſchen; vom Anblick der Menſchen erlöst, will ich mich in einem Paradieſe glauben."

Und dieß iſt alſo dein Entſchluß? So willſt du deine Umſtände verbeſſern? durch deine eigene Weisheit den Fehler der Vorſicht verbeſſern, die dich unter die Menſchen geſetzt hat? Ohne Zweifel wirſt du die Wunder des Orpheus noch weiter treiben und die wilden Thiere durch die magiſche Gewalt deiner Philoſophie geſchickt machen, deine Geſellſchaft zu ſeyn. Denn, glaube mir, wofern du Niemand haſt, dem du deine Betrachtungen entdecken kannſt, Niemand, der dich

billigen oder lieben kann, ſo wirſt du ſehr lange Weile haben. Gleich den Liebhabern in Romanen mit den Bäumen zu reden, iſt nur eine kleine Zeit angenehm. Aber verſtatte wenigſtens zuvor, daß ich dich frage, was die Veranlaſſung zu dieſer Erbitterung gegen das menſchliche Geſchlecht geweſen ſey. Bekenne nur offenherzig, du biſt von einem Niederträchtigen verleumdet worden, von einem Menſchen, dem Jedermann geſunde Vernunft und Redlichkeit abſpricht, und der doch Leute gefunden hat, die ihm glaubten. Dieß hat deine Galle ſo aufgebracht! In der That eine ſchwarze Handlung, aber welche keinen ſolchen Sturm in einem Weiſen hätte ſollen erregen können. Denn du ſieheſt leicht, daß es ſehr unbillig iſt, den Zorn, den ein Einziger verdient hat, alle Uebrige ohne Unterſchied entgelten zu laſſen.

Ja, ſprichſt du, wenn ich nicht wüßte, daß die Uebrigen eben ſo ſchlimm wie dieſer ſind. Was iſt gegen die Wahrheit des Gemäldes einzuwenden, das ich von den Menſchen gemacht habe?

Vielleicht ſehr viel. Aber antworte jetzt nur auf dieſe Frage: Gibt es keine tugendhafte Menſchen auf der Welt? — Ja, antworteſt du, aber es ſind ihrer ſo wenig, daß ſie gegen die ſchlimmen in keine Betrachtung kommen. Du urtheileſt ſehr ſchnell. Ein einziger Tugendhafter kommt gegen eine ganze Hölle voll Böſewichter in Betrachtung. Aber warum machſt du die Zahl der Redlichen ſo klein? Kennſt du nicht ſelbſt verſchiedene? und ſind es diejenigen deſto minder, die du nicht kennſt? Wie, wenn ihre Zahl in den Regiſtern des Himmels viel größer wäre? Und ſollte nicht ein einziger Tugendhafter einem wohl beſchaffnen Geiſte ſo viel Vergnügen geben, daß der Anblick von zehn Boshaften

es nicht sollte vermindern können? — Laß mich freimüthig reden, Alceſt, — du liebeſt die Freimüthigkeit an dir ſelbſt — hat nicht eine Leidenſchaft, die vielleicht unedler iſt, als du denkſt, dein inwendiges Auge benebelt? Du kennſt doch die Natur der Leidenſchaften. Sie vergrößern, ſie leihen den Sachen ihre eigene Geſtalt, ſie ſind die älteſten und künſtlichſten Sophiſten. Von Leidenſchaft erhitzt ſieht der Anhänger Mahomeds in der blutigen Schlacht den Himmel voll ſchwarzaugiger Mädchen; im Affect ſieht und hört der Furchtſame lauter Geſpenſter um ſich her; im Affect ſieheſt du eitel Thorheit und Laſter, eitel Unordnung in der Welt. — Iſt ſie dir allezeit ſo häßlich vorgekommen? — Du erröthest! Erſt geſtern ſchien dir Alles blühend, da du von der ſchönen Delia kamſt; Alles war Himmel um dich her, du träumteſt lauter Unſchuld und Zärtlichkeit. Die Welt iſt gleich unſchuldig, wenn du ſie für ſchöner, als wenn du ſie für häßlicher hältſt, als ſie iſt. Nimm ſie für das, was ſie iſt, und gewöhne dich, ſie mit dem Auge des echten Chriſten anzuſehen, und ſie wird wieder zu einer paradieſiſchen Schönheit vor dir aufblühen. Dieß iſt mehr, als bloſe Weltweisheit kann. Dieſe kann uns *geduldig*, die chriſtliche Weisheit allein kann uns *vergnügt* machen. Meineſt du, der Schöpfer würde dieſe Erde nur einen Augenblick vor ſeinem Angeſicht dulden, wenn er nicht eine ihm gefällige Schönheit, eine überwiegende Güte in derſelben fände? Glaubeſt du, der Sohn Gottes ſey vergebens herunter geſtiegen, ſich eine unſichtbare Gemeine von Heiligen zu ſammeln, damit die alten Anſprüche des Himmels an die Erde gültig blieben? Schäme dich deines unbeſonnenen Eifers, der die Gottheit ſchmähet, da er nur die Menſchen zu tadeln glaubt. — Und wie verträgt ſich dieſe Verbitterung gegen

das menschliche Geschlecht mit der Güte, welche du von dir selbst fordern solltest, da du an Andern den Mangel derselben so streng verdammest? Ich fordre nicht von dir, ein Menschenfreund zu seyn, solange du sie hassenswürdig findest. Aber als ein Weltbürger darfst du keinem Insect Unrecht thun. Wenn du also deine Beschuldigungen nicht auf alle und jede Menschen erweisen kannst; wenn es sich befindet, daß der Mensch eine schöne Seite hat, welche die unvollkommene bei Weitem überglänzt, und daß die Quellen der moralischen Uebel vielmehr Mängel sind, als Bosheit: so würdest du, nach dem Ausspruch deines eigenen Herzens, ein sehr ungerechtes Geschöpf seyn, und es würde Niemand weniger als dir anstehen, so unbarmherzig auf die Sterblichen herabzudonnern. Verstatte mir in diesem Augenblick dein Gewissen zu seyn und dich an dich selbst zu erinnern. Siehe in dein Leben zurück und sage mir dann, ob du leugnen kannst, daß du auch zu den Menschen gehörst? Wie viel Thorheit wird diese Selbstbeschauung in deinem eignen Busen entdecken! Vielleicht findest du bei genauer Untersuchung, daß das menschliche Geschlecht erst alsdann so verachtet zu werden verdiente, wenn ein Jeder nach dem Verhältniß seiner Kräfte und der Gelegenheiten, die er zu seiner Selbstverbesserung hat, noch ein so großes Maß von Fehlern hätte, wie du.

Ich sehe, wie beschämt dich diese Betrachtung macht. Ich will dich nicht noch mehr zu Boden drücken. Aber ich hoffe, daß du jetzt an den göttlichen Lehrer der Christen denken werdest, der, gewiß aus tiefer Einsicht in die Natur des Menschen, seine Jünger so stark zur Demuth ermahnet. Demuth oder Selbsterkenntniß ist das beste Gegengift gegen eine Misanthropie wie die deinige, die zwar aus Eifer für

das Gute entſpringt, aber vom Stolz zu einer Leidenſchaft aufgeſchwellt wird, die den Menſchen ſchändet und eine Art von Empörung gegen die Vorſicht iſt.

3.

In einer mitternächtlichen Stunde, als meine Seele in ſtille Schatten gehüllt umhergleitete, hörte ſie mit dem inwendigen leiſen Gehör, womit ſie die Hymnen der Natur und die noch zartere Stimme vernimmt, die bei jeder Idee oder Handlung uns Beifall gibt oder tadelt, einen Streit zwiſchen zwei Geiſtern, welche um das Haupt der ſchlummernden Sacharissa ſchwebten. Der eine war leicht für einen guten Engel und für ihren Beſchützer zu erkennen; aber den andern verrieth ſein ſchweflichter Glanz und eine Miene voll tückiſcher Bosheit, daß er einer von denen ſey, welche im Finſtern umherſchleichen, um das reine Herz der Unſchuld zu beflecken. Denn eine jede Seele, o Sacharissa, iſt von zwei Genien umgeben. Der eine, ihr Freund und getreuer Wächter, iſt unabläſſig bemüht, ſie unverletzt durch die Irrgänge des Lebens zu leiten; er wirkt durch geheime Einflüſſe in den edelſten Theil der Seele, wo er die Vernunft ſtärket und ſich von da ins willige Herz ergießt. So ſüß iſt nicht dem zärtlichen Jüngling die Stimme der Geliebten, noch der liebenden Mutter das Stammeln des Kindes, das um ihren Buſen lächelt, als ſeine ätheriſche Stimme ſanft ſäuſelnd ins Herz hinabtönt, wenn er eine gute That mit inwendigem Beifall belohnt und der in ſich ſelbſt geſammelten Seele ein Triumphlied ſingt. Unter ſeinen Flügeln im Bewußtſeyn der Unſchuld ruhen, iſt lieblicher, als in Bächen ſinnlicher Freuden

ſchwimmen. Von ihm kommt es, ſchöne Sacharissa, wenn du durch ein wunderbares geheimes Gefühl gewarnet wirſt, Gedanken in deinem Gemüthe Platz zu geben, welche den holden Frieden deiner Seele zerſtören könnten. Von ihm kommt die Beſtrafung, die du auf deinem nächtlichen Lager fühlſt, wenn du einen Tag zum Opfer der Eitelkeit abgeſchlachtet oder aus allzu großer Gefälligkeit wider deinen eignen Geſchmack Thorheiten, die der Gebrauch nicht rechtfertigen kann, mitgemacht haſt. Glücklich, wenn du einen ſolchen Beſchützer nie von dir verſcheucheſt, noch dein leicht verwundetes Herz dem tückiſchen Dämon ausſetzeſt, der immer, bald näher, bald entfernter, nach dir ſchielt und auf Gelegenheiten lauert, irgend einen unverwahrten Zugang in deine Seele zu finden. Und wie leicht iſt dieß möglich, da er die gefährliche Gabe beſitzt, gleich dem betrüglichen Witz allerlei Geſtalten anzunehmen! Wie oft verſteckt er ſich hinter eine Schaar von Jugendfreuden, die er unſchuldig nennt, und lauert wie der Skorpion unter Blumen! Laß dich nicht durch ſeine glatten Worte verführen! Durch ſolche verführte einer ſeines Gleichen die unſchuldigſte unter allen Weibern. Nur dann biſt du unſchuldig, wenn du dein Herz mit Freuden vor dem Allwiſſenden ausbreiten kannſt; wenn keine Schwärmerei eitler Begierden, keine unbeſonnene Wünſche, keine Ungeduld, kein Stolz über Vorzüge, die auf der Wage der Weisheit von einem Sonnenſtaub überwogen werden, deinen Geiſt beflecken. Glaube nicht dem Unbedachtſamen, der dich geiſtreich nennt, weil deine Augen mit ihren lieblichen Blitzen ſein Herz geſchmelzt haben, und dich tugendhaft glaubt, weil er ſich bereder, daß in einem blendenden Buſen nothwendig die ſchneeweiße Unſchuld wohnen müſſe. Du biſt edel, weil du Begierden in dir fühlſt, den erhabenſten

Vorbildern der Tugend nachzueifern. Aber du biſt noch weit entfernt, ſie erreicht zu haben, wenn du ihnen ſchon dieſe oder jene Empfindungen abgelernt haſt. Eine Clariſſa, eine Byron oder Amalia iſt die höchſte Zierde der Menſchheit; ſie ſchwebt zwiſchen der engliſchen und menſchlichen Natur in der Mitte. Du haſt alle ihre Zärtlichkeit, Sachariſſa, ſtrebe auch nach ihrer Größe. Jene iſt eine Gabe der Natur; dieſe kann und muß dein eigenes Werk ſeyn. Zärtlichkeit des Gemüths ohne Stärke, ohne Großmuth iſt Weichlichkeit, ein Rohr, das von jedem Winde bewegt wird. Aber eine Seele, die ſich eine erhabene Art zu denken angewöhnt hat, hört ungereizt die Stimme der Freuden, die an ihre Ufer zu einem wollüſtigen Tode einladen, und ſtehet unerſchüttert im Sturm, wie eine Ceder Gottes, deren Wurzeln in die Tiefe hinabreichen. Und wie kann eine Seele anders als groß ſeyn, die ihren Adel bedenkt, die dieſen Erdenkloß gegen jene himmliſchen Welten und Tage, die wie ein Schatten dahingehen, gegen die Ewigkeit abgewogen hat? Was hat denn Eitelkeit und Wolluſt einer ſolchen Seele Anſtändiges anzubieten? Was hat ein Stäubchen für ein Verhältniß gegen den Himmel? Muß nicht, wenn du ſo denkſt, die getreue Ausübung der kleinſten Pflicht dir ein größeres Vergnügen geben, als jene flatternden Seelchen zu kennen fähig ſind, die immer außer ihrem eignen Bezirk in den Auen der Thorheit herumirren und alle Dinge um ſich her mit trunknem, ungewiſſem Auge angaffen? Nein, Sachariſſa; der neidiſche Dämon ſoll nicht triumphiren, dich in dieſe Labyrinthe gezogen zu haben. Du wirſt unverwandt dein Ohr nach der ſanften Stimme der Weisheit lenken und den Weg mit immer ſtärkern Schritten fortwandeln, auf welchem Ruhe und Zufriedenheit unter

deinen Tritten blühen und tauſend Seraphim, von deiner demuthsvollen Tugend angelockt, um dich her ſchweben und einen Kreis um dein Herz ziehen, durch den kein Uebel dringen kann.

4.

In welchen Gefilden irreſt du jetzt, von der Morgenröthe umgeben, o Cyane? Welche Schatten, welche ſelbſtgewachſene Laube bedeckt dich? Welche Blume zieht dein immer heitres Auge auf ihre ſittſame einfärbige Schönheit, als ob ſie ſich ſehnte, an deinem Buſen aufzublühen? — Oder hörſt du ſtill lauſchend der wirbelnden Lerche zu, die ihre frohen Gefühle, Hymnen dem Gott, der ſie zur Freude empfindlich ſchuf, dem Tag entgegenſingt? Wie zufrieden lächelt dein denkendes Antlitz, aus dem eine ungeſchminkte Seele glänzt? Wie verſchönert ſich die Natur um dich her, da dein Geiſt die Gegenwart ſeines Schöpfers fühlt, die Gegenwart des unſichtbaren Genius der ganzen Welt, deſſen Athem alle dieſe Kräfte der Natur bewegt und namenloſe unzählbare Lieblichkeiten über alles Sichtbare ausbreitet! Wie froh wandelſt du in dieſen einſamen Gebüſchen! Deine Empfindungen antworten, gleich der Nymphe in Felſen, den Stimmen der Natur, die dich zum ſüßen Gefühl deines Daſeyns erwecken. Keine Sorge, keine lüſterne Begierde bewölkt den reinen Himmel deiner Seele. Unentweiht von den Sitten der verdorbenen Welt, kenneſt du kaum die Namen der Verſtellung, der Ziererei, der geſchminkten Tugenden und der ſchlauen Künſte ſtädtiſcher Buhlerinnen — Buhlerinnen um Ruhm oder Wolluſt. Du entbehreſt leicht, mit

deiner eignen Anmuth gezieret, ihren erbettelten gothiſchen Putz. Ungeſehen, wie dieſe balſamiſche Feldroſe im Gebüſche blüht, unbewundert, ohne Verlangen nach Ruhm, blüheſt du. Du weißt nicht, du ſchöne Unſchuld, daß du Zeugen um dich her haſt. Ich ſehe ſie ihr goldlockiges Haupt aus Purpurwolken herab neigen oder gleich Frühlingslüften an deiner Seite hinſchweben; ſie lächeln dich brüderlich an. — Denn Engel umgeben allezeit die Unſchuld, Engel bewachen die Seelen, deren himmliſche Namen im Buche des Lebens ſchimmern. Wie oft empfindeſt du ihre leiſen Eingebungen! Ergetze immerfort, o Cyane, ihr Auge; beſchäftige ſie unaufhörlich mit deinen frommen Thaten; denn ſie ſind befehligt, ſie alle aufzuſchreiben. Die kleinſte Handlung, die ein reines Herz, eine zärtliche Sorgfalt, die Pflichten unſers Berufs zu erfüllen, zur Quelle hat, iſt wichtig in den Augen des Ewigen, der unſer Richter ſeyn wird.

5.

Warum weineſt du, Glycera? warum blickt deine ſonſt immer lächelnde Anmuth wie ein verblühender Frühling aus feuchten Wolken hervor? Warum fliehſt du die geſellige Freude und ſucheſt den melancholiſchen Hain, wo Niemand deine Thränen tadelt? — Ach! du beklagſt eine verlorne Freundin. Vor wenigen Stunden blühte ſie wie eine Morgenroſe; da pflückte ſie plötzlich der Tod, und ſie verdorrete wie eine Roſe im Mittag. Eine Geſundheit, welche Unſterblichkeit zu verſprechen ſchien, die regeſte Munterkeit, die friſcheſte Blume der Schönheit, konnten ſie nicht vorm Grabe bewahren. Sie, die vor Kurzem alle Augen ergetzte, in allen

Jünglingen Verlangen und Liebe anzündete, von Allen bewundert oder beneidet wurde, ſie iſt nicht mehr! Das ſchmelzende Feuer ihrer Augen iſt erloſchen, die Farbe ihrer Wangen gleicht der welken Lilie, alle ihre lächelnden Grazien ſind verſchmachtet! Dieſer Leib, in dem die Natur ihre ſchönſte Idee ausgebildet zu haben ſchien, iſt ſchon ein moderndes Scheuſal, eine Speiſe der Würmer. Und wo iſt nun die Schönheit, welche deine Geſpielen an ihr beneideten? die Schönheit, wegen welcher ihre Schmeichler ſie bald Leda bald Venus nannten? — Du ſtaunest, Glycera! Ein ahnender Schauer erſchüttert dein zartes Gebein. Die Schatten um dich her werden dir zu Todesgeſtalten, und du höreſt aus dem rauſchenden, halb entblätterten Gebüſche die Stimme deiner Freundin, die dir zuruft: Folge mir! — Ach! Glycera, was ſind dieſe Farben, dieſe ſtolze Bildung? Eine gemalte Speiſe der Augen und wie oft ein Köder lüſterner, nach Wolluſt wiehernder Blicke; eine Nahrung der Eitelkeit, oft ein Raub des Laſterhaften und eine Verrätherin der Unſchuld. — Und wie flüchtig, wie vergänglich iſt ſie ihrer Natur nach! Eine glänzende Seifenblaſe, ein buntes Nichts. — Wache auf, Seele! Unſterbliche, Erbin der Ewigkeit, wache auf! Schwinge dich über dieſen blühenden Staub und erkenne deinen Adel. Die Tugend iſt die Schönheit des Menſchen, eines Geſchöpfs, das, über die unbeſeelte und thieriſche Welt erhaben, von einer Seite den Geiſtern des Aethers verwandt iſt. Verachte, o Glycera, dieſe Würmerſeelen, die, von niedrigen Begierden gedrückt, auf deinen Wangen kriechen; ſie mißkennen ſich ſelbſt und dich! — Siehe, dieſe Welt iſt nicht wie die Träume der wollüſtigen Jugend ſie zaubern. Sie vergeht mit ihrer Luſt. Die Betrügerin verſpricht dir beſtändige Freuden und bezahlet deine Erwartung mit Reue

und Ueberdruß. — Laß das Grab deiner Freundin dich Weisheit lehren. Weise seyn in der Blüthe des Lebens, wenn jede Ader nach Vergnügen lechzet, wenn tausend Sirenen die leichtsinnige Seele an ihre tödtlichen Ufer laden; alsdann weise seyn, eh' uns die Erfahrung zu spät weise macht; — o das ist ein Triumph für die Seraphim, die immer unter uns wandeln, und die ich oft in nächtlichen Stunden höre, wenn sie, in traurige Wolken verhüllt, den Fall der Unschuld und die Verblendung unsterblicher Seelen, deren Wächter sie sind, auf weinenden Lauten bejammern.

Komm, Glycera, laß uns das Grab unsrer Verstorbenen besuchen! Du stiller Mond, neige dein umschleiertes melancholisches Antlitz aus dem herbstlichen Duft herab und zeig' uns den Weg. Hier in dieser feierlichen einöden Stille, wo die Nacht und der Tod unter zerstreuten Gebeinen schlummern, auf den Gräbern der Christen, die einst auferstehen werden, hier laß uns mit unsrer Seele einen Bund machen! Engelsgestalten schweben halb sichtbar, mit Schatten vermischt, um uns her. Der Ewige, unser Richter, hört uns zu. Laß uns ein feierliches Gelübde thun, weise zu seyn und für die Ewigkeit zu leben! Laß uns diese kindischen Eitelkeiten mit Füßen treten, bei denen die Thoren Ruhe für ihre Seele suchen und nicht finden! Sie mögen, vom Wein des Unsinns trunken, uns als Einfältige und Narren verlachen; genug, daß wir den Beifall des Himmels haben und, was sie niemals seyn werden, glücklich sind.

6.

Was lieseſt du hier, Aedon, das ein so vergnügtes Lächeln in deinem Gesicht erregt und den Schlaf von deinen

Augenliedern entfernt, obgleich die äußerſten Sterne ſchon ſinken? Es ſind Anakreons Oden. Du biſt entzückt über dieſen Liebling der Natur, in deſſen Liedern die feinſte Wolluſt und die naivſten Grazien athmen. Du haſt ihm eine gute Geſellſchaft auf deinem Pulte gegeben. Hier liegt Tibull, dort Chaulieu, Gay und Prior, deine Vertrauten, mit andern Dichtern, deren Muſe die Freude iſt, in angenehmer Unordnung zerſtreut. Eine lächelnde Tiefſinnigkeit verkündigt mir, was jetzt in deiner Seele vorgeht. Du ſiehſt die Welt aus einem luſtigen Geſichtspunkt, lauter Myrtenhaine, Roſenlager und ewiger Frühling, willige Mädchen, Faunen und tanzende Mänaden und Nachtigallen, deren Sirenengeſang zur Liebe einladet. — Ein ſolches Geſicht, allzu poetiſcher Jüngling, breitete die Gegnerin der Tugend vor dem Herkules aus, da er gedankenvoll auf dem Scheideweg ſaß und, was du noch nie gethan, mit Ernſt darauf dachte, wie er leben wollte. — Höre (wenn dich anders die Phantaſie nicht ſchon ſo weit von der Weisheit abgeführt hat, daß dich Anakreon ein Weiſer dünkt), höre die Stimme eines Freundes, welcher frühzeitig den reizenden Gefahren entronnen iſt, denen du zueileſt. — Ein dichtriſcher Jüngling, dem die Natur ein feines Gefühl für ihre Schönheit und einen Ueberfluß an Witz gegeben, iſt mehr als irgend ein Anderer benöthigt, ein Schüler der echten Weiſen zu ſeyn. Je weiter die Grenzen des Witzes werden, deſto enger wird das Gebiet der Vernunft. Und die Vernunft muß doch in einem Geſchöpf herrſchen, welches mehr als das ſchönſte Thier iſt. Der Rath, den ich dir gebe, hat nichts Unangenehmes. Ich erlaube dir den Suarez zu verſpotten, ob du ihn gleich nicht kenneſt. Ich will dich nur zu einem größern Virtuoſo machen. Du ſollſt das ganze Reich der Schönheit durchreiſen und dich

überzeugen, daß es höhere Schönheiten gibt, als Roſenwangen und milchweiße Buſen; daß es höhere Freuden gibt, als die von den Lippen der Mädchen und aus ſprudelnden Gläſern winken; daß die Weisheit, die Tugend, die Unſchuld unſre höchſte Bewunderung und Liebe verdienen. Aber was ſage ich? Was bedeutet dieſer Name? Was iſt Weisheit? Was iſt Unſchuld? Unſere Zeiten haben eine neue Sprache angenommen. Anakreon iſt ein Weiſer, und Leontium unſchuldig. So ſchief und ſchwindlig dachte man nicht, als Xenophon und Plutarch noch ihre Schüler hatten. Von dieſen, von einem Platon oder Shaftesbury lerne, was Natur und Tugend iſt, und gib dir, ich beſchwöre dich bei dieſer Liebe zum Vergnügen, die in deiner Bruſt wallet, bei den unſterblichen Begierden deiner Seele nach Glückſeligkeit, gib dir nur halb ſo viel Mühe, vernünftig denken zu lernen, als ſich eine deiner unſchuldigen Nymphen gibt, ihre feile Schönheit auszulegen. Widerſtehe den Reizen der ſinnlichen Schönheit, damit du nicht in Gefahr kommeſt, eine Circe ſo ſehr zu ſchätzen als eine unſchuldvolle Lavinia. Soll Witz, Schönheit und Anmuth geliebt werden, ohne daß man frage, ob ein rechter Gebrauch von dieſen Naturgaben gemacht worden ſey? Soll Ovid aufhören abſcheulich zu ſeyn, weil er reizend iſt? Welch eine Verwirrung der Ideen! Welche Verkehrung der Natur und wahren Geſtalt der Dinge! — Erwache aus deiner Verblendung! Der Witz, wenn er nicht ein Aufwärter der Wahrheit iſt, iſt ein Teufel in einen Engel des Lichts verkleidet. Er raubt mit frevelnder Hand die keuſchen Schönheiten der Natur, um die Thorheit damit auszuſchmücken. — Wenn du ſo empfindlich für die Vergnügen der Einbildungskraft biſt, Aedon, hat denn die wahre Unſchuld, die Rechtſchaffenheit, die Religion keine Grazien? Oder iſt es unmöglich,

ſie in einer gefallenden Geſtalt, in ihrem vortheilhafte
Licht und mit lieblichen Farben zu ſchildern? Aber
leichtſinnigen Cupido's, dieſe Lehrer der Kunſt, zu k
und zu trinken, haben dir einen Geſchmack an der Tä
lei eingeflößt, der dich gegen die ernſthaften und from
Muſen gleichgültig macht. Schäme dich deines verwöhn
unedeln Geſchmacks! Erweitre deine Seele und lehre
ernſthaft ſeyn, wenn du die Welt und jedes Ding in ſei
wahren und ſchönſten Licht und Ebenmaaß ſehen willſt.
frommer Alter hat der mißbrauchten Dichtkunſt ihren
ten Namen gegeben, da er ſie den Wein der Teufel nan
womit ſie unbeſonnene Seelen berauſche, um ſie, wie d
einen Zaubertrank, in niedriges Vieh zu verwandeln.
Beredſamkeit und Witz, wenn ſie in weiſen Händen
Dienſt der Wahrheit zugerichtet werden, ſind ambroſ
Früchte, eine liebliche und geſunde Nahrung der Se
Wie verdient macht ſich der nicht um die Menſchen,
neue Reizungen in der Tugend entdeckt! der uns die ſtr
ſten Pflichten zu lieben nöthigt! der unſre Phantaſie
großen, himmliſchen Bildern anfüllt, unſere Affecte
liget und uns durch die Neigung zum Vergnügen,
uns gemeiniglich von der Tugend hinweglockt, zu ihr zu
führt! — Wenn du ein dichteriſches Feuer in dir fühlſt
habe den Ehrgeiz, ſolche Lorbeern zu verdienen, oder ſchw
Denn es wird eine Zeit kommen, da dieſe wollüſtigen We
richtiger denken und wünſchen werden, damals keinen
gehabt zu haben, da ſie Nachtigallen ſchrieben und in
ſchen Tönen zur Weichlichkeit und zum Entſchlummern
Buſen der Venus einluden. Laß die Worte des weiſen
chen etwas bei dir gelten, Aedon! Die Muſen ſind nie
ner, als wenn ſie Aufwärterinnen der Tugend ſind;

dein Witz werde, so oft du schreiben willst, zu Wasser, deine Feder gebe lauter geistlose Reime und platte Gedanken hervor; wenn du scherzest, so gähne dein Leser und schlafe wie berauscht ein, wenn du ihn zum Trinken aufforderst!

7.

Welch eine Mischung von zärtlichen Affekten drückt dein Gesicht aus, aymuthsvolle Maja? In der Stille dieser nächtlichen Stunden hast du die rührende Geschichte der frommen Clementina gelesen. Sympathetische Thränen gleiten von deinen schönen Wangen, und seufzende Wehmuth regt dein klopfendes Herz. Ich sehe dich, ob du mich gleich nicht siehest, ich bewundre die mitleidige, tugendhafte Zärtlichkeit deines Herzens. — Aber, o, erlaube dem, der deine Seele liebt (du wirst ihn erst in einer andern Welt kennen lernen), erlaube ihm, nach den innersten Empfindungen seines Herzens mit dir zu reden und die Vorstellungen in dir zu erregen, die er, vielleicht aus allzu sorgsamer Freundschaft, dir am nöthigsten glaubt; Gedanken, die dir nicht fremd sind, und welche allein Gewicht genug haben, eine feste Tugend in einer weichen Seele aufzurichten. — Stille den Lauf dieser allzu willigen Thränen! Hänge diesen schmelzenden Empfindungen über die unglückliche Liebe deiner Clementina nicht länger nach! — O, nenne sie nicht unglücklich! Sie, der ihr Gewissen mit der Stimme eines Seraphs, mit einer Stimme, die Todesqualen zu Entzückungen machen könnte, sagt: Du hast die größte aller Pflichten erfüllt! Du hast deinen Gott über Alles geliebt! über Alles, da du ihn mehr liebtest als einen Freund, dem Kronen keinen mehrern Werth geben

konnten. — Hier, Maja, hier laß dein ganzes Herz Empfindung werden! Hier mögen Thränen der Entzückung in dein Auge dringen, der Entzückung darüber, daß die menschliche Seele so groß seyn kann! Welch ein Beispiel! So stark, so heroisch und doch so zärtlich, so empfindlich und in Liebe glühend! Aber, wie ein siegreicher Engel, steht sie auf den Empfindungen von Staub und tritt die eigennützige Leidenschaft mit Füßen. Ein solcher Sieg, das Bewußtseyn einer solchen That muß eine Erquickung in der letzten feierlichen Stunde seyn, wenn alle irdischen Dinge den Glanz verlieren, den unsre Affecte ihnen gaben; wenn uns selbst vor denen Freuden ekelt, die nur unschuldig waren, wenn wir traurig in tausend leere verscherzte Stunden zurück sehen, die uns nicht in die Ewigkeit begleiten, weil sie mit keiner guten That bezeichnet sind: ach, Maja, dann ist das ein tröstendes, ein seliges Bewußtseyn, wenn wir uns erinnern, daß wir den über Alles geliebt haben, nach dessen Anschaun wir uns jetzt sehnen; daß wir mit unverfälschter Absicht uns bestrebt haben, Ihm zu gefallen und unsere Wünsche unter seinen Willen zu demüthigen. — Ein Herz, wie das deinige, ist der Welt ein Beispiel schuldig. Laß deine Zärtlichkeit nur der Tugend geheiliget seyn! Mache dich stark und lege um diese allzu zarte Brust, wie einen diamantnen Schild, den großen Gedanken: Ich bin für die Ewigkeit erschaffen. Laß deine inbrünstigsten Empfindungen nur zu Gott hinauf flammen. Hebe deine begierigsten Blicke immer in jene Welten, von denen nur wenige verirrte Strahlen aus der Tiefe dieses nächtlichen Himmels dein Auge entzücken. Diese Welt würde dein redlich Herz nur betrügen. Sie hat nichts, was wahrhaft glücklich machen könnte! Verschmähe ihre Lockungen, ihre Versprechen, ihre rauschenden Freuden. Träume nicht

willkürliche Glückſeligkeiten, die ſich vielleicht in Plagen verwandelten, wenn ſie dir zugeſtanden würden. Lege dich unbeſorgt in den Arm der Vorſicht. Laß das Schickſal, das Gott für dich beſtimmt, dir willkommen ſeyn. Wiſſe, daß Tugend nichts Anderes iſt, als ein tapfrer, unermüdeter, großmüthiger Streit mit dem unedlern und ſterblichen Theil unſer ſelbſt. Nur dem, der bis ans Ende aushält, nur dem Ueberwinder wird die Krone zuerkannt.

8.

Wie zufrieden lächelt dieſe Mutter auf den zarten Knaben, der unter den Lilien ihres keuſchen Buſens weidet! Bald heben ſich ihre entzückten Blicke aufwärts, indem ſtille Gebete aus ihrem Innerſten zu Gott aufſteigen, bald ſinken ſie wieder auf den Säugling, in deſſen Geſichte die erſte Morgenröthe einer ſchönen Seele zu glühen ſcheint. Lange ſchaut ſie ihn an, wie ein Schutzengel, von ätheriſchem, obgleich unſichtbarem Schimmer umfloſſen, dich, ſchöne E... anſieht, wenn du, von deiner Unſchuld bedeckt, an der einſamen Quelle ſchlummerſt; er betrachtet unverwandt die holdſelige Majeſtät der frommen jungfräulichen Seele, die aus der blühenden Geſtalt wie aus einem reinen Kryſtall hervor ſcheint. So lächelt die tugendhafte Mutter auf das Kind ihres Herzens und freuet ſich, daß durch ſie die Zahl der Verehrer Gottes, der Chriſten und zukünftiger Engel, vermehrt werden ſoll. Jetzt denkt ſie nach, wie ſie, ſobald ſein zarter Leib feſter geworden, und die junge Seele aus der erſten Betäubung ſich erholt und ſich ſelbſt zu fühlen angefangen hat, wie ſie die Triebe, welche der Schöpfer in dieſelbe gelegt,

entwickeln und bilden wolle; wie ſie ſeine Zärtlichkeit zu Menſchenliebe, ſeinen Stolz zu Großmuth, ſeine Neugier zu Wahrheitsliebe erhöhen wolle. Sie ſtaunt und ſinnt auf anmuthige Fabeln und rührende Erzählungen, in welche ſie die Wahrheit verhüllen will, damit ihr blendender Glanz die zarte unerfahrene Seele nicht verletze; ſie gelobt, auf ſich ſelbſt immer wachſamer zu ſeyn, damit keine Geberde, kein Wort, keine Handlung die Bildung dieſes weichen Herzens durch ſchädliche Eindrücke verunſtaltete. Ihr Leben ſoll ihm zeigen, was Tugend iſt, und wie liebenswürdig ſie iſt. Ach, mit welchem ſüßen Erſtaunen, ſo denkt dieſe würdige Mutter, wird er mich hören, wenn ich ihm ſage, was der Menſch iſt, in welch eine Welt er geſetzt iſt, und daß ihn ein unausſprechlich wohlthätiger Geiſt darein geſetzt hat. Wenn ich im blumigen Gefilde ſeine jungen Tritte leite; wenn er mit reger, fröhlicher Munterkeit von einer Blume zur andern hüpft und ihre vielfache Bildung und Farben mit ſprachloſer Verwunderung bei ſich ſelbſt vergleicht; wenn ihn Alles anzulächeln ſcheint; wenn er voll Entzückung die ſüßen Geiſter der Roſen in ſich athmet; dann will ich mich unter die Blumen ſetzen und den zärtlichen Knaben an mein Herz drücken und ſagen: Siehe, mein Kind, dieſe ſchönen Auen waren vor wenigen Wochen mit Schnee bedeckt, dieſe grünen Bäume ſtanden ohne Schmuck, wie verdorret; dieſe ganze Gegend ſchien vor Kälte verſchmachtet zu ſeyn, und wir Alle hätten zuletzt in derſelben verſchmachten müſſen. Aber ein gütiger, liebreicher Geiſt, der über dieſem Himmel wohnt und ſeine Freude daran findet, alle Lebendige mit Freude zu erfüllen, hat Mitleiden mit uns gehabt und uns die warme erquickende Sonne zugeführt. Sobald er dieſe Erde anlächelte, grünten die Bäume, und tauſend Blumen ſtiegen aus dem zarten

Gras hervor, unſer Auge und unſern Geruch zu ergetzen und mit uns eine unzählbare Menge von Thieren zu ſpeiſen. Und warum liebt uns der große Herr des Himmels ſo ſehr? Höre, mein Kind, wie groß unſere Seligkeit iſt! Alles, was du hier um dich ſieheſt, der Himmel und die Erde ſind das Eigenthum dieſes Gottes (mit dieſem Namen nennen wir unſern großen unſichtbaren Wohlthäter); alle dieſe angenehmen Dinge, dieſe Auen, dieſe grünen Wälder, dieſe lieblich ſingenden Vögel, dieſe Thiere und wir Menſchen, Alles, was du ſieheſt, Alles, was iſt und lebt, iſt ehemals nicht geweſen, und wir wären jetzt noch nicht, ſo wie du vor wenigen Jahren noch nicht wareſt, wofern nicht dieſer Gott uns und Alles, was um uns iſt, gemacht hätte. Und jetzt liebet er uns, weil er unſer Vater iſt, und er hat uns verſprochen, uns ohne Aufhören immer mehr Gutes zu thun, wenn wir ihn wieder lieben und uns befleißen, ſelbſt gut zu ſeyn. Auf einige Zeit hat er uns in dieſe angenehme Wohnung geſetzt, und da gibt er uns alle Tage neue Proben ſeiner Güte, damit wir ihn lieben und uns beſtreben, immer beſſer zu werden, damit er uns immer mehr Gutes thun könne; denn weil er ſelbſt lauter Güte iſt, ſo kann er das Böſe nicht leiden. — Auf dieſe Weiſe will ich dieſer jungen wiſſensbegierigen Seele ihre Speiſe geben; aber nur die Milch der Wahrheit, wie es ſich für dieſes Alter ſchickt. Ich will ſein Herz gewöhnen, nur die Wahrheit, nur das Gute zu lieben; dieß iſt die beſte Zubereitung einer menſchlichen Seele zur Religion, welche die höchſte Vollkommenheit unſrer Natur und die Quelle der Glückſeligkeit iſt. Wer das Gute liebt, muß auch Gott lieben, und wer Gott liebt, verachtet Alles, was ihn nicht zur Vollkommenheit befördert, weil er Gott deſto mehr lieben kann, je vollkommener er iſt. Und ſo werde ich

dich, du süßer Liebling meines Herzens, zu jeder Vollkommenheit bilden, wenn ich dich von deiner zarten Jugend an zur Wahrheit und Ordnung und Güte bilde. Hierin soll meine mütterliche Liebe keine Grenzen haben. Sie wird nicht, wie die kindischen Mädchen, welche zu früh Mütter werden, indem sie selbst noch unerzogen sind, sie wird nicht aus blöder Gefälligkeit deiner Neigungen schonen, wenn sie auch nur in ihren entferntesten Folgen dir zum Schaden gereichen könnten. Sie wird streng gegen die Gebrechen deines Temperaments und gegen die kleinsten Ausbrüche des angebornen Uebels seyn. Ich werde nie vergessen, daß du nicht mein Geschöpf bist, ob ich gleich deine Mutter heiße, sondern daß du mir von Gott anbefohlen bist, dem ich dich zuführen soll. Welch ein Triumph wird es für mich seyn, dich an dem großen feierlichen Tage deinem Schöpfer darzustellen, dessen Gnade meine treuen Bemühungen unterstützt und mich zu einem nützlichen Werkzeug, seine Ehre auf dieser Erde zu befördern, gemacht hat!

In solche heilige Gedanken ergießen sich die stillen Empfindungen dieses mütterlichen Herzens. Eine solche Mutter zu seyn, ist die höchste Stufe des weiblichen Ruhms. Entsaget der Eitelkeit und der Ausschweifung, ihr Schönen; bearbeitet euren Verstand und erweitert euer Herz, daß der große Gedanke, nützliche Glieder der Gesellschaft zu werden, darin Raum habe. So werdet ihr dem Stand, in welchen ihr zu treten wünschet, größere Ehre machen, und unsre Kinder werden den Affen weniger ähnlich seyn und der Welt zu einem bessern Geschlechte von Menschen Hoffnung machen.

9.

O du, welche nur der Enthüllung vom Leibe bedarf, um ein Engel zu seyn, schöne harmonische Seele! desto schöner, da Demuth und bescheidenes Mißtrauen deine eigne Vortrefflichkeit vor dir verbirgt; erlaube, Selima, daß mein Geist sich im Stillen dir nähere und dir helfen die Gedanken aufzuklären, die jetzt deinen seligen Geist erfüllen und ein so himmlisches Lächeln über dein sanftes Antlitz verbreiten. — Du denkst die allgegenwärtige Liebe, den Erbarmer der Menschen die versöhnte Erde — die Erneuerung zur Heiligkeit und Ordnung, den aufgeschlossenen Himmel — die unaussprechliche Ewigkeit. Diese Wahrheiten, die für die meisten Namen ohne Bedeutung und Kraft sind, entzücken dein Herz. Du siehest diese vergängliche Welt, dieses unnütze Leben, diese heitern oder finstern Träume, die wir träumen und Glück oder Unglück nennen, in einem ganz andern Licht, als bethörende Leidenschaften sie zeigen; die Freuden der Welt verlieren darin ihren blendenden Schimmer und, was sie Uebel nennt, seine schreckliche Gestalt.

Aber was für eine Weisheit hat dich zugleich so erhaben und so richtig denken gelehrt? Welcher Geheimnisse hat sich dein forschender Geist bemächtigt? Welcher magischen Kräfte, die Gestalt der Dinge zu verwandeln und dich in einen Himmel zu versetzen, während Andere im Thal des Jammers und der Thränen schmachten, und eine noch größere Anzahl den Schmerz im Arme der Fröhlichkeit findet und sich jauchzend in ihr Elend hinab stürzt? Haben dich tiefsinnige Platone oder Epiktete deine Weisheit gelehrt? Oder haben die geheimnißvollen ägyptischen Tempel ihre Heiligthümer vor dir aufgethan? Nichts minder! Du würdest noch ferne von

der Glückſeligkeit ſeyn, wenn du ſie auf Abwegen geſucht hätteſt. Deine Weisheit iſt eine göttliche Weisheit. Du biſt eine Chriſtin! Ein Strahl der Gottheit iſt in deine Seele gefallen und hat dein inwendiges Auge geöffnet, die wahre Geſtalt der Dinge zu ſehen. Glückliche Seele, die in dieſem Lichte wandelt! Sie iſt die kräftigſte Widerlegung der Thoren, welche den Glauben der Chriſten verſpotten. Nennet mir, ihr Sophiſten, einen größern und glücklichern Menſchen als den Chriſten, wenn ihr könnt. Wie hoch iſt ſeine Art zu denken über die kriechenden Meinungen und thieriſchen Empfindungen der kleinen Seelen erhaben, die nicht weiter denken, als ihre Sinne reichen! Er lebt in einer andern Welt als ſie. Seine Welt iſt lauter Schönheit, lauter Harmonie; denn er ſiehet ſie in dem Glanze, welchen die Allgegenwart Gottes über ſie ausbreitet. Alles war gut, da der ruhende Schöpfer ſein vollendetes Werk mit zufriedenem Blick überſchaute — Alles wird gut ſeyn, wenn er nach Vollendung der Zeiten Alles in Allem ſeyn wird. Der Chriſt ſieht die Zukunft ſchon im Gegenwärtigen eingehüllt; dieß beruhigt ihn über alles Uebel, womit er die Welt gedrückt ſieht. Er verehret in jedem Schickſal den weiſeſten Vater. Die Natur iſt für ihn ein zweites Paradies. Hier ſchöpft er ſeine Freuden; hier erhöht und erweitert er ſeine Neigungen; hier lernt er göttlich denken. Sein von allgemeiner Liebe überwallendes Herz ergetzt ſich an der allgemeinen Blüthe und Wonne der Dinge. Er freut ſich, Alles, was lebt, unter dem Scepter Gottes glücklich zu ſehen. Nichts betrübt ihn als das moraliſche Elend der Menſchen. Denn die menſchliche Natur iſt in ſeinen Augen groß und ehrwürdig. Er kann nicht klein von dem Menſchen denken, den Gott nach ſeinem Bilde ſchuf, zu deſſen Erhaltung ſo große geheimnißvolle

Anſtalten gemacht wurden, und deſſen Natur der Gott-Menſch über die Erzengel erhob. Wie ungleich iſt hierin ſein Urtheil den Vorurtheilen der Thoren! Nichts kommt ihm klein vor, was das Unſterbliche in uns angeht, was uns beſſert oder verſchlimmert. Gold, Schätze, prächtige Namen und die ganze ſchimmernde Rüſtung der Eitelkeit, dieß ſind ihm Kleinigkeiten und liegen, mit Staub bedeckt, tief unter ihm. O, wie gar eine andere Geſtalt hat dieſe Erde in ſeinen Augen, als ſie in den blöden ſchielenden Augen der Verkehrten hat! Myriaden von Seraphim ſchweben, nur dem Geiſte des Chriſten ſichtbar, unter den Wolken und beobachten unſere Thaten, beſchützen die hülfloſe Kindheit und die gleitende Unſchuld, athmen Frieden in die Seele des Frommen und zählen die Thränen der leidenden Tugend. Eine erhabene Wahrheit, welche die Thoren für Schwärmerei und die Weltweiſen für einen anmuthigen dichtriſchen Einfall halten, und die nur der einfältig weiſe Chriſt glaubt und empfindet: Die Erde iſt die Pflanzſchule des Himmels. Die Allgegenwart der verſöhnten Gottheit iſt über ſie ausgebreitet. Unſer Richter iſt ſelbſt der Aufſeher und Zeuge unſeres Lebens. Und was iſt dieſes Leben als ein St nd der Prüfung und Vorbereitung, worin ſich Alles auf eine andere Welt bezieht, worin wir ausſäen, um in einer noch unbekannten Zukunft zu ernten, worin das Wohl oder Elend unſerer ewigen Dauer von einer jeden Stunde abhängt? Hier muß entſchieden ſeyn, was wir dort werden können; hier müſſen wir uns gewöhnen himmliſch zu denken, um dort an den Geſchäften und Freuden der Himmliſchen Geſchmack zu finden; hier muß unſere Seele von den Heſen der Sinnlichkeit und Selbſtheit gereiniget werden, wenn uns die lautern St.öme des Aethers nicht wie Schaum von ſich auswerfen ſollen. Aber auch hier,

ſchon hier kann unſere Seligkeit angehen, die dort vollendet werden wird; ſchon hier kann unſer Geiſt, wie Henoch, mit Gott leben, welchen er zu ſchauen erſchaffen iſt.

O unausſprechlicher Gedanke! Empfinde ihn ganz mit mir, theure Selima; ihn nur zu denken, iſt ſchon ein Vorſchmack des Himmels, der uns den Geſchmack an allen irdiſchen Freuden nehmen ſollte! — Und wer iſt nun, der uns unglücklich nennen darf, und wenn auch unſre Leiden ſo vielfach und ſo ſchwer wären, als der erſten Bekenner des Chriſtenthums? — Und wofür anders ſollen wir die Stimme der Klage oder des Unmuths, die ſich manchmal in uns empören, halten, als für giftige Anhauchungen eines böſen Dämons, der uns wider unſre Abſicht gegen unſern Schöpfer undankbar machen und das Ziel, wornach wir ſtreben, uns aus den Augen rücken will? Hinweg mit jeder Empfindung, die nicht aus der großen Wahrheit, daß wir für das Anſchaun des Ewigen erſchaffen ſind, entſpringt oder in ſie zurückfließt! Hinweg mit aller Trägheit, mit allem Unmuth, mit Allem, was die Seele im Flug zur Vollkommenheit aufhält und niederſchlägt! Eine heilige Freude ſoll ſich unſrer Seele bemächtigen. Siehe rings um dich her und betrachte Alles im göttlichen Lichte, welches von dem Angeſicht deſſen ausgeht, der der Abglanz der Herrlichkeit Gottes iſt. Wie entzückt iſt dein Geiſt über dieſes Geſicht! Dieß iſt das Licht, in welchem die Heiden wandeln ſollen. Alles erſcheint da in ſeiner wahren Geſtalt. Die Welt — iſt ein Tempel Gottes; die Erde — das Land ſeiner Offenbarung, wo er wandelte; jedes Geſchöpf von der Sonne bis zum kleinſten Graſe — ein Zeuge der Gegenwart Gottes; die Menſchen — unſre Brüder, Befreundete der Engel; dieß Leben ein Weg zu Gott, der Tod — ein lieblicher Bote, der uns

das wahre Leben ankündiget; das Weltgericht — ein Triumph der göttlichen Gnade und der erneuerten Unschuld; die Ewigkeit — eine unendliche Aussicht in Licht und Wonne.

10.

Wir würden glücklich seyn, Eulalia, wenn wir uns der Vortheile, die wir immer in unsrer Gewalt haben, recht bedienten. Nichts ist so sehr unser eigen, als unsre Gedanken. Alles Andre ist außer uns. Die Güter des Glücks sind unbeständig, die liebsten und würdigsten Gegenstände unsers Herzens können uns aus den Augen genommen werden, aber unsre Gedanken ersetzen uns Alles. Die Seele ist da, wo sie denkt. Durch ihre Gedanken kann sie sich mitten im Leiden einen Himmel um sich her verschaffen; in Gedanken kannst du, Eulalia, in die goldnen Zeiten der Unschuld zurückkehren, unter den Hütten der frommen Patriarchen wohnen oder wie die unschuldsvolle Maria zu den Füßen des Erlösers sitzen und die Worte des Lebens von seinem holdseligen Munde hören. In Stunden, da du nichts außer dir hast, das dich erfreuen oder lieblich beschäftigen könnte, kannst du, in dich selbst geschmieget, dich mit deinen eignen Gedanken besprechen und eine Unterhaltung in dir selbst finden, die dich den angenehmsten Umgang und die ausgesuchtesten Ergetzungen nicht vermissen läßt. Laß keine dieser glücklichen, aber geflügelten Stunden ungenossen vorbeigehen, da die Seele in einer erwünschten Einsamkeit aufgelegt ist, sich selbst glücklich zu machen. Eine einzige Stunde wird einen sanften Glanz auf ganze Tage verbreiten und dir eine neue Kraft zum wahren Leben einflößen. Bald

überzähle bei dir ſelbſt, wie viele Wohlthaten du dem Vater aller Geiſter zu danken haſt; ſteige ſo weit zurück, als du kannſt, und rechne ſie nach einander her. Wie manche wirſt du finden, bei der deine gerührte Seele in anbetender Entzückung ſtill ſtehen wird, um ihren ganzen Werth zu überdenken! Dieſe Gedanken werden dich in die Faſſung ſetzen, welche der Schöpfer am meiſten liebt, und worin wir am fähigſten ſind, neue Gnaden von ihm zu empfangen. — Zu einer andern Zeit laß dein eignes Leben (den Traum!) vor deiner Seele vorbeigehen; erinnere dich deiner Gemüthsverfaſſung in den verſchiedenen Perioden deſſelben; bemerke, wie du dich nach und nach entwickelt und verbeſſert haſt, und was dieſe glücklichen Veränderungen veranlaßt und befördert hat; genieße den Beifall des Gewiſſens (der Gottheit in uns) bei der Erinnerung an gute Thaten; und wenn du auch Eitelkeit und Thorheit unter den Gedanken und Neigungen erblickſt, denen du ehemals eine unverdiente Stelle in deinem Herzen erlaubteſt, ſo löſche dieſe unangenehmen Bilder durch eine reuige, demüthige Thräne aus. — Oder verſammle das Andenken aller der Seelen um dich her, die du jemals geliebt haſt; der Seelen, die, wie du, von der Welt nicht gekannt, ihre größte Sorge ſeyn laſſen, ſich zur Ewigkeit anzuſchicken, und die entweder jetzt in himmliſchen Sphären vor den Augen ihres Königs und Bruders wandeln oder noch in dieſer Dämmerung irren und vielleicht durch ganze Provinzen von dir geſchieden ſind, aber nichts deſto weniger von dir geliebt werden und ſich mit dir der entzückenden Hoffnung getröſten, daß eine beſſere Welt uns Alle zuſammenbringen wird. Wenn Leiden und Prüfungen deine Seele drücken und deine Geduld müde machen, o, ſo ſiehe zurück auf die, welche vor dir gelitten haben — auf ſo viele

Heilige, welche von der Welt geſchmähet, verfolgt, vertrieben, gepeinigt und getödtet wurden — auf die Zeugen der Wahrheit, die in der ausgeſuchteſten Marter lächelten, weil ſie voll Glauben und Entzückung den Himmel eröffnet ſahen — auf ſo viele tugendhafte Seelen, die jetzt unter den Engeln leuchten, aber in dieſer Welt verkannt, verachtet und verlaſſen ihren einſamen Weg fortgingen und durch alle Hinderniſſe hindurchbrachen, weil ſie gewiß waren, daß ſie nach dieſer Pilgrimſchaft in den ewigen Wohnungen ruhen würden! — O, wie werden dieſe Gedanken dich zu gleicher Zeit beſchämen und ſtärken! — Wer wollte nicht gern leiden, da der göttliche Mittler das Kreuz zu einem Ehrenzeichen gemacht hat! Wer wollte nicht leiden, da wir eine ſo große Hoffnung haben, dereinſt zu dem ewigen Ruhetag Gottes einzugehen!

Dieſe Betrachtung, Eulalia, mache zu dem liebſten Gegenſtand deiner Gedanken. Sondre, ſo oft du kannſt, deine Seele ab, begib dich ins Einſame und erhebe dich auf den Flügeln des Glaubens in die lichtvollen Gegenden der Seligkeit; dort ſchlage gleichſam deine Wohnung auf und miſche dich im Geiſt unter die Chöre der Seraphim, die unaufhörlich den Ewigen loben. Vielleicht, daß in ſolchen heiligen Stunden ein göttlicher Strahl in deine Seele fällt und dir in glänzenden Bildern auf eine lebhaftere Art die Seligkeit zu empfinden gibt, die noch kein ſterbliches Auge geſehen hat. Aus ſolchen erhabnen Entzückungen wirſt du eine neue Kraft zurückbringen, deinen Lauf in dieſer Welt freudig fortzuſetzen, unermüdet zu ſeyn im Kampf mit den Leidenſchaften, welche wider die Seele ſtreiten, unermüdet in der Geduld, inbrünſtiger in der Liebe Gottes und des Nächſten. Denn nur dazu dienen dieſe hohen Betrachtungen und

Entzückungen, daß sie, gleich einem kräftigen Sonnenschein, den Wachsthum aller Tugenden in uns befördern. Die Zeit ist noch nicht gekommen, da wir die Offenbarungen der Gottheit mit aufgedecktem Angesicht sehen werden. Alles, was uns vergönnt ist, sind Blicke des Glaubens in die Ewigkeit, welche uns tüchtiger machen, in dieser vergänglichen Welt unsrer Erwählung gemäß zu leben.

11.

Komm, meine Seele, und ersetze mir, was mir das Schicksal nicht gewährt hat! Sie starb, die liebenswürdige Ismene, und ihr Freund hat nicht ihren letzten entfliehenden Hauch aufgefaßt, noch ihr geheiligtes Grab mit Blumen bestreut. Aber keine Entfernung der Oerter soll den Geist, dessen Gedanken sich in keine Grenzen einschließen lassen, verhindern, in dieser mitternächtlichen Stunde das gebeinvolle Gefilde zu besuchen, wo deine werthe Asche mitten unter den Gräbern entschlafner Christen ruhet und vielleicht, wenn der Frühling zurückkommt, in jungfräuliche Blumen hervorbricht. Hier will ich mich, von der heiligen Todesstille umgeben, zu deinen Häupten lagern und den ernsten Träumen nachhängen, die, wie aus diesen Gräbern, in meine Seele empordünsten.

Seliger Schatten, wenn du hier um die morschen Trümmer deiner anmuthsvollen Hülle schwebest, oder bist du, von Sympathie und ewiger Liebe gezogen, bist du jetzt der Genius meiner Selima, — der edelsten und schönsten Seele, die noch im irdischen Leibe wallet — vergib diesen Thränen, welche die Zärtlichkeit, nicht der Schmerz vergießt. Wie süß

iſt mir jetzt dein Angedenken! Welch eine ſelige Zufriedenheit iſt die meinige, wenn ich an unſre Freundſchaft zurückdenke, die von der Tugend geſtiftet und von der Weisheit geleitet wurde. Wie billiget meine Seele ſich ſelber, daß jene blühende Jugendfarbe und die reizende Anmuth, von denen jetzt unter dieſem Todtenhügel keine Spur mehr übrig iſt, mich nicht verblendeten, dich für etwas Andres als für eine Unſterbliche anzuſehen, der ich nur darum auf ihrem Wege begegnen mußte, um ihr brüderlich die Hand zu bieten, um ſie in der Glückſeligkeit und Tugend zu befeſtigen, deren ſelige Folgen ſie jetzt unter den vollendeten Frommen einſammelt. Wie glücklich, daß dein Freund damals ſo dachte, wie er jetzt auf deinem Grabe denkt! O ihr heilige, feierliche, ihr große Gedanken! Empfindungen, die jetzt meine Seele langſam emporheben, möchtet ihr nie wieder erlöſchen! Ihr fromme Todesgedanken, die mein Herz liebt, und mit denen es ſich gern wie mit vertrauten Freunden unterhält, welch eine heilſame und balſamiſche Kraft fließt von euch aus! Wie würdig unſerer Beſtimmung iſt die ernſte, geiſtige Freude, die ihr einflößt! Wie viel ſüßer, als die rauſchenden, unbeſonnenen Freuden der Thorheit! Wie viel harmoniſcher mit dem Zuſtand eines vom Himmel verbannten Geiſtes, der zur Prüfung ſeiner Standhaftigkeit und Tugend in einer Wüſte herumirrt, wo er mehr leiden als thun und ſeine Glückſeligkeit nur hoffen ſoll! Jauchzende Freuden ſind für den Thoren, der alle ſeine Wünſche auf das thieriſche Leben einſchränkt und im Arme der Wolluſt in ſein altes Nichts zu zerfließen hofft. — Der Chriſt findet in dieſem Vaterlande der Thiere nichts, das ihn entzücken oder ſeine Neigung an ſich heften könnte, — nichts als Unſchuld, Tugend und Weisheit, unſterbliche Schönheit, die im irdiſchen

Boden fremde Pflanzen ſind, aber bald in die himmliſchen Gefilde verſetzt werden ſollen, wo ſie einheimiſch ſind und bis zur engliſchen Vollkommenheit aufblühen. Was iſt außer dieſen, das unſre Seele, ohne ſich bald ſelbſt widerſprechen zu müſſen, ein Gut nennen könnte? Erfahren wir nicht alle Tage, daß Alles Eitelkeit iſt, was uns nicht in ein beſſeres Leben folgt? Wo iſt eine vergängliche Freude, die unſre Hoffnung nicht betrogen habe? Und doch ſind wir ſo ſchwach, daß wir uns immer in Gefahr ſetzen, von Neuem betrogen zu werden. O, kommt mir zu Hülfe, ihr feierliche Bilder des Todes, des nächtlichen Grabes und der ernſten Ewigkeit! Kommt und treibt meine Seele zurück, wenn ſie ſich von dem geraden Pfade entfernen will! Wenn eine ſchmeichelnde Luſt mich der höchſten Schönheit, die ich allein zu lieben verpflichtet bin, ungetreu machen will; wenn Hoheit und Reichthum und Gewalt mir in einem Glanz erſcheinen wollen, den ſie nur durch eine kranke Einbildungskraft erhalten; wenn mein Eifer für das Gute träge wird, meine Standhaftigkeit vor den Hinderniſſen, die ihr im Wege liegen, erzittert; wenn ich, vom herrſchenden Beiſpiel der Welt angeſteckt, in irgend einem Fall aufhören will, ſo zu denken, wie ich rede, zu handeln, wie ich lehre, zu ſeyn, wie ich ſcheine; o, ſo kommt, ihr Todesgeſtalten, ihr Bilder der dunkeln Zukunft, ihr Erinnerungen an die letzte Stunde und den feierlichen Tag des Gerichts! kommt und machet die Phantome der Sinnlichkeit verſchwinden; begeiſtert mein Herz mit neuem Muth und unüberwindlicher Stärke, den unedlern Theil meines Selbſt zu beſiegen und den Lauf immer ſchneller fortzuſetzen, den ich mit Schwachheit angefangen habe! Die höchſte Weisheit des Menſchen iſt, ſo zu leben, daß er beim Eintritt

in die Pforte der Ewigkeit ohne Schrecken und mit billiger Zufriedenheit zurückſehen könne. — Ja, himmliſche Jsmene, mein erhabner Stolz ſtrebt darnach, hier ſchon ſo zu denken, wie du jetzt denkeſt, da du Leben und Tod und Ewigkeit in ihrem wahren Verhältniß gegen einander anſieheſt! Der Beifall der Menſchen iſt mir nicht hinlänglich! Jch will von unſichtbaren Zuſchauern gebilliget ſeyn! Jch will, daß du mit zufriednem Blick auf mich herablächeln könneſt. Mein Geiſt hat ſeine eigne Würde erkannt; er weiß ſeine Geſchäfte — ſie ſind, gleich den deinigen, Gott zu verherrlichen. Dieß ſey meine unaufhörliche Beſtrebung, wo ich auch ſeyn möge, im Leibe oder außer demſelben, auf dieſem oder jenem Striche des Erdbodens, in dieſem fremden Lande oder daheim, im wahren Vaterlande der Geiſter. Jn dieſen Geſinnungen ſoll deine Vollendung, o Jsmene, diejenigen ſtärken, die dich liebten; denn wie können wir dir beſſere Proben unſrer reinen und unſterblichen Liebe geben, als wenn wir uns würdig machen, auch noch jetzt von dir geliebt zu ſeyn und, nach Vollendung unſrer Pilgrimſchaft, in den ſeligen Reichen der himmliſchen Liebe wieder mit dir vereiniget zu werden?

12.

Die meiſten Menſchen, Arete, ſind von Empfindungen ihres eigenen Werths aufgeblaſen, weil ſie nicht wiſſen, was der wahre Werth des Menſchen iſt. Sie kennen ſich ſelbſt nicht, weder was ſie ſind, noch was ſie ſeyn ſollen. Eine weiſe Seele vergißt nie, daß ihr wahrer Werth von Gott ſelbſt abgewogen wird, und daß auf der Wage des Gerichts

eder Schönheit noch Witz, weder Reichthum noch Hoheit in Gewicht machen. Der Mensch ist auch hier schon nicht mehr werth, als er seyn wird, wenn er, vom Leib entblöst, entweder mit seiner Tugend oder mit dem Bewußtseyn eines übel geführten Lebens in die unsichtbare Welt eingehen wird. Diese wichtige Wahrheit schwebt einer solchen Seele allezeit vor; und wie kann sie dann anders als demüthig seyn? Wohin sie ihr Auge wirft, findet sie Gegenstände, die ihr ein Gefühl ihrer Unvollkommenheit geben. Denkt sie an Gott, so sieht sie, daß sie nichts Gutes hat, das nicht von ihm ausgeflossen wäre; sie überlegt die Menge seiner Wohlthaten und ermüdet, sie herzuzählen. Wie wenig, sagt sie beschämt zu sich selbst, habe ich mir noch alle diese Gnaden zu Nutze gemacht! Wie weit wäre vielleicht ein Anderer in der Tugend fortgegangen, wenn er so kräftig und vielfach zu ihr wäre gezogen worden, wie ich! — Sieht sie auf ihre Nebengeschöpfe, so macht sie sich neue Vorwürfe. Die leblosesten Werke Gottes beschämen sie. Die ganze Natur gehorcht dem Wink ihres Schöpfers; die Sonne und die Sterne laufen unermüdet in ihren Kreisen; Alles ist in Bewegung, mit ehrfurchtsvoller Stille den Endzweck des Ewigen zu vollbringen. — Und ich! wie saumselig bin ich, saumselig in Pflichten, deren Ausübung doch mein eignes Bestes ist! — Wirft sie einen Blick auf die Seligkeiten, welche ihr der göttliche Versöhner aufgeschlossen hat, auf die unermeßliche Herrlichkeit der Tugendhaften, die dereinst den Engeln gleich sind und zum Anschaun der Gottheit zugelassen werden; o, welche mächtige Gründe, sich zu demüthigen, gibt ihr dieser Gedanke, ob er gleich so stolz zu seyn scheint! Eben dieser großer Gedanke — Es wartet eine unaufhörliche und vollkommene Seligkeit auf mich, — setzt unsre Unwürdigkei

in das helleſte Licht! Ach, Arete, wenn gleich unſer ganzes Leben eine einzige Kette von lauter tugendhaften, groß-müthigen und wohlthätigen Werken wäre, ſo hätte es doch mit einer unendlichen Belohnung kein Verhältniß. Aber unſer Herz ſagt uns, daß wir noch lange nicht das ſind, was wir nach unſrer eignen Einſicht ſeyn ſollten. Denke nur an dieſes Einzige: Wie oft murret unſre Seele, wenigſtens in Geheim, gegen die göttlichen Schickſale, gegen den Zuſammenhang der Dinge, gegen Zufälle, welche doch mit den Abſichten Gottes übereinſtimmen! Wie oft ermüdet unſre Geduld, da wir doch einen Himmel voll unſterblicher Wonne über uns ſehen, gegen welchen alle Leiden dieſer Zeit kaum für einen ſchreckhaften Traum anzuſehen ſind, der bald vorübergeht und uns die Glückſeligkeit unſers Zuſtandes, wenn wir erwacht ſind, nur deſto beſſer fühlen macht! O, was für unvollkommene, ſich ſelbſt ungleiche, ſchwache und unmächtige Geſchöpfe ſind wir! Wie wenig Urſache haben wir, uns in unſern guten Eigenſchaften zu ſpiegeln, oder, wie Narciſſus in der Fabel, in unſre eigne Schönheit verliebt zu werden! Wir mögen ſo gut ſeyn als wir wollen, ſo überwiegen unſre Mängel allezeit. Wenn es uns Ernſt iſt, nach der Vollkommenheit zu ſtreben, ſo müſſen wir demüthig ſeyn. Die ſchmeichelhafte Beſchauung unſrer ſchönen Seite nutzt uns wenig, beſſer zu werden. Wir müſſen unſre Gebrechen anſchauen und empfinden, wenn wir von ihnen befreit werden wollen.

Wie liebreich meinte es alſo unſer göttlicher Lehrer mit uns, da er uns die Demuth ſo nachdrücklich anbefiehlt! Der Stolze nimmt immer ab im Guten, weil er nimmer wachſen zu können glaubt; er reißt alle Wohlthaten Gottes unerkenntlich zu ſich, als ob ſie ihm gebührten, und murret,

wenn ſeinen Verdienſten, wie er glaubt, nicht Gerechtigkeit widerfährt. Er haſſet Andere wegen der Vorzüge, die er an ihnen glänzen ſieht, als ob es Vorwürfe wären, die ihm zeigten, daß ihm noch etwas fehle. Er verachtet alles Vortreffliche, wovon er ſelbſt nichts beſitzt, und brüſtet ſich dagegen mit Vorzügen, die vielleicht nur falſche Juwelen und Flittergold ſind. Er iſt ein ſtrenger Tadler der kleinſten Schwachheiten ſeiner Brüder; ſeiner eigenen Häßlichkeit ſich unbewußt, beobachtet er mit einem Schalksauge kleine, kaum merkliche Flecken an den ſchönſten Seelen. Nur der Demüthige kann ein wahrer Menſchenfreund ſeyn; nur er kann Mitleiden mit dem moraliſchen Elend der Menſchen haben, welches bejammernswerther iſt, als alle Gebrechen des Leibes und Widerwärtigkeiten des Glücks; nur er kann ſanftmüthig ſeyn und Andre mit Liebe beſſern, weil er die Strenge nur für ſeinen eignen Fehler behält. Und ſo wächst er unvermerkt im Guten, ſteigt von einer Stufe der Weisheit und Tugend zur andern und wird den Engeln ähnlich, indem er nur ein ſchwacher Sterblicher zu ſeyn glaubt.

Es iſt wahr, die Demuth verhüllet unſere Tugenden vor dem blödſinnigen Auge der Thoren, welches durch Schimmer und Lärm zur Bewunderung aufgefordert ſeyn will; aber ſie gleicht der ſittſamen Kleidung einer jungfräulichen Schöne, welche dem Weiſen deſto mehr gefällt, je mehr ſie ihre keuſchen Reize zu verbergen ſucht. Und was liegt uns daran, wenn uns Menſchen nicht beobachten, da Engel die Bewunderer der einfältigen und demüthigen Tugend ſind? Denn Demuth iſt eine engliſche Eigenſchaft; die Seraphim, ſo rein und heilig ſie ſind, werfen ihre Kronen vor dem Unendlichen nieder, bedecken ihre Angeſichter und erkennen ſich unwürdig, ſeine Herrlichkeit anzuſchauen.

Aber, indem ich, Arete, dieſe dir eigene Tugend preiſe, darf ich nicht vergeſſen, dich vor einer gewiſſen Schüchternheit zu warnen, die nicht ſelten die Geſtalt der Demuth annimmt und unter dieſem Schein ſchon oft auch redliche Gemüther getäuſcht und im Lauf zur Vervollkommnung aufgehalten hat. Dieſer Mangel an Muth hat ihre Kräfte niedergeſchlagen; ſie haben ihre eigne Stärke nicht gekannt, ja ſich ſogar eingebildet, unſere Seele müſſe nur leiden, was Gott unmittelbar in ihr wirken wolle, ohne ſelbſt an ihrer Verbeſſerung zu arbeiten. Dieſe Irrthümer ſind aus einem undeutlichen Begriff von der Demuth entſprungen. Die Demuth ſchließt weder das Bewußtſeyn unſerer guten Eigenſchaften, noch die eifrige Beſtrebung nach höhern Graden der Vortrefflichkeit aus. Sie ſoll uns in dieſer Beſtrebung vielmehr fördern als zurückhalten. Die falſche Demuth erkennt nicht blos ihre Unvollkommenheit, ſondern es ſcheint auch, daß ſie ſich in derſelben gefalle, und daß ſie ſich, aus Furcht ſtolz zu werden, auch vollkommner zu werden fürchte. Verachte, Arete, dieſe ſchädliche Blödigkeit des Geiſtes. Vergiß nie, daß du, ſeiner urſprünglichen Natur nach, nur ein wenig minder als die Engel gemacht biſt, und daß du nach deiner Vollendung den Engeln gleich ſeyn wirſt. Denke nicht gering von den Fähigkeiten der menſchlichen Natur, denn dieß hieße göttliche Gaben gering achten; denke nicht zu gering von dir ſelbſt, da dich die Gnade, welche deiner Redlichkeit zu Hülfe gekommen, ſchon ſo weit gebracht hat. Der Schöpfer gab dir eine fruchtbare Seele, welche nur des erwärmenden Sonnenſcheins der Weisheit nöthig hatte, um tauſend liebliche Blumen und geſunde Früchte hervorzubringen. Er läuterte dich durch Prüfungen; er übte dich in der geduldigen Ergebung in ſeinen Willen; er lehrte dich den geringen Werth

der irdiſchen Dinge; er bildete dein Herz nach der göttlichen Vorſchrift Jeſu zur Unſchuld und Menſchenliebe; dein innigſtes Vergnügen iſt, die Tugend und Gottſeligkeit ausgebreitet zu ſehen, deine angelegenſte Sorge, dich unaufhörlich zu verbeſſern. Du vollbringſt mit willigem Gehorſam die gering ſcheinenden Pflichten dieſes Lebens, und deine zärtlichſten Neigungen beziehen ſich auf die Ewigkeit. Soll eine ſolche Seele jemals niedergeſchlagen und kleinmüthig ſeyn? Muß es ihr nicht leicht ſeyn, auf den Pfaden des Friedens fortzuwandeln? Bemühe dich nur, ſo viel du kannſt, deine Erkenntniß zu lauter Licht und Wahrheit und deine Liebe immer reiner und ausgebreiteter zu machen. Hierdurch wirſt du zugleich in der Demuth und in der Vollkommenheit zunehmen. Denn unſere Vollkommenheit beſteht darin, daß wir uns immer mehr von unſern natürlichen und erworbenen Fehlern, von Unwiſſenheit, Irrthum, Eitelkeit und allen unrichtigen oder übermäßigen Leidenſchaften reinigen; eine Arbeit, mit der auch die Heiligſten in dieſem Leibe des Todes nie zum Ende kommen. Je weiter wir uns von der Unvollkommenheit entfernen, deſto näher kommen wir der Vollkommenheit, die allein in Gott iſt. Und ſo viele Schwierigkeiten wir auch auf dieſem Wege antreffen, ſo überwindet doch die Liebe ſie alle. Denn was kann einer Seele, die Gott liebt, ſüßer ſeyn, als in der Erkenntniß zu wachſen, die zu ihm führet, und in der Unſchuld und Rechtſchaffenheit, die uns mit ihm vereiniget?

13.

Derjenige, mit dem ſich meine Seele jetzt beſpricht, iſ einer von den Geiſtern, welche der Beherrſcher der Welt z

ſeinen Engeln unter den ausgearteten Menſchen beſtimmt hat, durch welche ſeine Abſicht ausgerichtet, Ordnung und Wahrheit erhalten, und die moraliſche Welt vor einer gänzlichen Verwirrung bewahret werden ſoll. Er iſt eine von den großen Seelen, die von erhabnen Neigungen getrieben und von mächtigen Kräften in eine immerwährende Bewegung geſetzt werden; deren Genius über tauſend andere Seelen Gewalt hat und durch die Stärke ſeiner Vorſtellungen und die Obermacht ſeiner Gefühle ſie wie Waſſerbäche leiten kann. Mit dieſem möge es mir vergönnt ſeyn, mich jetzt zu ermuntern; eine unbetrügliche Empfindung ſeiner ſelbſt wird ihm ſagen, daß er es ſey, den ich meine, und eine ſympathetiſche Gewalt wird ihn nöthigen, meinen Erinnerungen Gehör zu geben.

Das Erſte, Freund, was ich dir zurufe, iſt, kenne dich ſelbſt. Niemand hat dieſen Zuruf nöthiger, als diejenigen, welche die Natur zu beſondern und großen Abſichten mit großen Fähigkeiten ausgerüſtet hat. Die Erfahrung ſpricht nur allzu ſtark, daß auch dieſe, ebenſowohl als die gemeinen Menſchen, ſehr geneigt ſind, ſich ſelbſt zu vergeſſen und von ihrer hohen Beſtimmung abzuſchweifen; und nur zu oft iſt es ſchon geſchehen, daß ein Geiſt mit Engelsfähigkeiten ſich ſelbſt zu einer Reihe nichtsbedeutender Beſchäftigungen oder Spielwerke gemißbraucht hat. Es ſcheint, daß viele derſelben ſich privilegirt glauben, an keine Regeln gebunden und ihre eignen Geſetzgeber zu ſeyn. Wie ſehr betrügen ſie ſich hierin! Ein Geſchöpf iſt nur gut, inſofern es die Abſicht ſeines Daſeyns erfüllt; ein geſchaffner Geiſt iſt nur dadurch groß, daß er ſich nach den Ideen des oberſten Geiſtes bildet. Was hätte den Unendlichen bewegen können, endliche Geiſter zu ſchaffen, wenn er nicht eine Abſicht dabei gehabt hätte,

die er erfüllt haben will? Und wie kann ein Geschöpf weise seyn, als wenn es sich die Absichten Gottes gefallen läßt? Dieß ist der Maßstab, der die Größe der Geister mißt.

Der Mensch vergißt alle Augenblicke seine Abhängigkeit von Gott, vergafft sich am Schimmer der sinnlichen Dinge und an einem betrüglichen Bilde seiner eignen Gestalt und übersieht darüber die ewigen Gesetze, auf die er unverwandt sein Auge richten sollte. Der Engel ist ganz mit den Gedanken von der Gottheit erfüllt und brennt vor Verlangen, ihre Befehle mit fliegender Eile in tausend Welten zu vollbringen. Der ewige Sohn des Vaters und der König aller Geschlechter der Unsterblichen sagte von sich: Es sey seine Speise, den Willen seines Vaters zu thun. So ist immer der Vollkommenste derjenige, der der Eifrigste in den Geschäften Gottes ist. Dieß ist die große Regel, welche den Geistern ihren gemessenen Lauf anweiset; von dieser ist es unmöglich privilegirt zu seyn. Freilich sind gemeine Formen, thörichte Gewohnheiten und die engen Begriffe, wornach sich die Unweisen modeln, nicht für edlere Seelen! Aber Ordnung und Wahrheit und Güte, das Beste des Ganzen und die Verherrlichung des ewigen Geistes, der alles schuf und bewegt und beseelt, — dieß sind die Gesetze derselben; und ein vernünftiges Geschöpf, das von diesen abweicht, ist ein Planet, der aus seiner Bahn getreten ist und in seinen eigenen Untergang auch diejenigen verwickelt, die er in seinem wilden excentrischen Lauf antrifft.

Diese Grundsätze, Amyntor, sollen alle deine Unternehmungen regieren. Verschmähe jede andere Absicht, als diese, nach welcher zu handeln der höchste Ehrgeiz der himmlischen Geister ist, denen du verwandt bist. Andre, deren

umnebelter Verſtand zu ſchwach iſt, den Eindrücken der ſinnlichen Dinge und den Reizen phantaſirter Glückſeligkeiten zu widerſtehen, mögen Wolluſt oder eitle Ehre zum Endzweck ihrer Beſtrebungen machen. Sie mögen alle Schärfe ihres Geiſtes dazu anwenden, wie ſie ſich in dieſem Schattenleben wie für die Ewigkeit feſtſetzen, welches eben ſo viel iſt, als ein Gebäude auf Waſſer gründen wollen. Andre mögen vor Fürſten und ihren Günſtlingen kriechen; mögen Titel, Ordensbänder, Bedienungen für beneidenswürdige Güter halten und aus Begierde, ſie zu beſitzen, verdorren, wie der Geizige über ſeinen Schätzen zum Gerippe wird. — Laß kleinen Seelen ſolche kleinfügige Sorgen und mache du zu deinem Zweck, deine Kräfte in einer ſo weiten Sphäre, als dir die Vorſehung anweiſen wird, zu Beförderung des großen Zwecks, zu welchem wir Alle geſchaffen ſind, anzuwenden. Ach! wie wenig ſind derer, welche ſich in dieſe Verfaſſung geſetzt haben! Wie Wenige denken mit Ernſt an das, was ſie zuerſt denken ſollten! Wie allgemein iſt der Mißbrauch der edelſten Kräfte, weil die Menſchen ſich anmaßen, mit ſich ſelbſt nach ihrem eignen Wahn zu ſchalten! Der dichteriſche Genius, den die Muſen erzogen haben und die Grazien begeiſtern, welcher ein beſſerer Pindar ſeyn könnte, iſt ein Anakreon; und Gaben, welche ihn geſchickt machen, mit den himmliſchen Chören harmoniſch die Wunder Gottes in herzentzückenden Tönen zu ſingen, werden im Lob einer erdichteten Phyllis verſchwendet. Derjenige, der beſtimmt iſt, die Helden und Heldinnen der Tugend aus der Vergeſſenheit zu ziehen und in Beiſpielen zu zeigen, was edel und ſchön und der Hoheit der menſchlichen Seele anſtändig iſt, und wie nahe an die Engel der tugendhafte Sterbliche reichen kann; dieſer Unbeſonnene bringt nichts Beſſers als Boccacciſche Mährchen hervor und will ſeine Leſer

durch die Anmuth ſeiner Erzählung und durch die naiven Wendungen, die er den Sachen gibt, bereden, als ob das Laſter der Natur des Menſchen gemäß ſey. Welch eine Menge leichtſinniger und nichtswürdiger Witzlinge hat uns die alberne Sucht zu gefallen geboren, die, wenn ſie ihren Geiſt anſtrengen wollten, der edelſten und gemeinnützigſten Unternehmungen fähig wären! Iſt es nicht ſchändlich, wenn Leute von großen Fähigkeiten ſich erniedrigen, dem Geſchmack und den Vorurtheilen des Pöbels zu fröhnen, dem ſie Geſetze geben ſollten? Und wie iſt es zu dulden, daß ein philoſophiſcher Geiſt, der zu einem Lehrer der unreifern Menſchen beſtimmt iſt, der die Irrthümer und Thorheiten mit herculiſchem Muthe angreifen und unſre moraliſchen Krankheiten mit ſokratiſcher Geſchicklichkeit heilen ſollte, daß ein ſolcher ſich bis zu ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten, Monadologien und Zänkereien über längſt entſchiedene Aufgaben herablaſſen mag? Aber, laſſet uns nur geſtehen, die Zeit der Platone und Xenophone und Plutarche iſt vorbei! Auch die Zeit iſt vorbei, da man, ſtatt aufgeblaſener Schulgelehrter, jene erhabnen Geiſter zu ſeinen Lehrern wählte, die ihre Weisheit aus den reinſten Quellen ſchöpften und von reiner Liebe zur Wahrheit und von großmüthigen Trieben begeiſtert wurden, die in unſern Tagen fremd ſind. Ach! jene glücklichen Tage ſind nicht nur verſchwunden, ſondern unſre Sophiſten ſind von ihrer gelehrten Unwiſſenheit ſo ſehr berauſcht, daß ſie von erleuchteten Zeiten ſchwatzen und vom Gipfel ihrer auf einander gethürmten Werke, deren Werth ſie beim Pfund abwägen, auf die großen Genien des Alterthums mit dummer Verachtung hinabſehen, ohne zu wiſſen, daß Leute von ihren Fähigkeiten zu Platons Zeit kaum zu Abſchreibern gut genug geweſen wären.

Du biſt ſo glücklich, Amyntor, beſſer zu denken, ob du gleich im Vaterlande der Schöpſe und unter einer dicken Luft geboren biſt. Dein Geiſt hat ſich im geheimen Umgang mit den Weiſen eines geiſtreichern Alters gebildet; ſie haben dich mit der Natur bekannt gemacht und dir die innerſten Triebfedern des menſchlichen Herzens aufgedeckt. Bei ihnen haſt du den feinen Geſchmack eingeſogen, der das Wahre und Schöne zu prüfen, zu verbinden und in ſeinen eignen Ideen und Empfindungen auszudrücken weiß. Sie haben dich gelehrt, daß die Philoſophie, welche die Sophiſten für eine Disputirkunſt halten, eine Kunſt zu leben ſey. Mache jetzt einen würdigen Gebrauch von einer ſolchen Unterweiſung. Habe den Muth, deinen Lehrern nachzueifern und, wie ſie, das Licht, das in dir ſelbſt aufgegangen iſt, über Andere auszuſtrahlen. Wenn du Vorbilder haben willſt, ſo wähle ſie aus ihnen; fliehe die anſteckende Geſellſchaft der kleinen Geiſter und gehe, von ihrem albernen Hohn ungeſtört, deinen einſamen Weg fort.

Vor Allem aber ſey dein Hauptzweck, was das Ziel aller groß geſinnten Seelen ſeyn ſoll, das Beſte der Welt, deren Bürger du biſt, und die Erhaltung der moraliſchen Ordnung, welche ſich bald in ein Chaos verwandeln würde, wenn die kleine Zahl der Weiſen und Tugendhaften ihre heilſamen Strahlen zurückziehen wollte. Aber die Vollkommenheit weiß eben ſo wenig von Neid als von Furcht. Sie theilet ſich gern mit, und ein Geiſt, der an Ordnung und Schönheit ſich gewöhnt hat, iſt voller Geſchäftigkeit, dasjenige auch außer ſich hervorzubringen, was er, unter den Einflüſſen des göttlichen Geiſtes, in ſich ſelbſt angeordnet hat. Mache keine Entwürfe, wie du in der großen Welt und im Rathe der Fürſten die Beiſpiele eines Epaminondas und Ariſtides

Boden fremde Pflanzen ſind, aber bald in die himmliſchen Gefilde verſetzt werden ſollen, wo ſie einheimiſch ſind und bis zur engliſchen Vollkommenheit aufblühen. Was iſt außer dieſen, das unſre Seele, ohne ſich bald ſelbſt widerſprechen zu müſſen, ein Gut nennen könnte? Erfahren wir nicht alle Tage, daß Alles Eitelkeit iſt, was uns nicht in ein beſſeres Leben folgt? Wo iſt eine vergängliche Freude, die unſre Hoffnung nicht betrogen habe? Und doch ſind wir ſo ſchwach, daß wir uns immer in Gefahr ſetzen, von Neuem betrogen zu werden. O, kommt mir zu Hülfe, ihr feierliche Bilder des Todes, des nächtlichen Grabes und der ernſten Ewigkeit! Kommt und treibt meine Seele zurück, wenn ſie ſich von dem geraden Pfade entfernen will! Wenn eine ſchmeichelnde Luſt mich der höchſten Schönheit, die ich allein zu lieben verpflichtet bin, ungetreu machen will; wenn Hoheit und Reichthum und Gewalt mir in einem Glanz erſcheinen wollen, den ſie nur durch eine kranke Einbildungskraft erhalten; wenn mein Eifer für das Gute träge wird, meine Standhaftigkeit vor den Hinderniſſen, die ihr im Wege liegen, erzittert; wenn ich, vom herrſchenden Beiſpiel der Welt angeſteckt, in irgend einem Fall aufhören will, ſo zu denken, wie ich rede, zu handeln, wie ich lehre, zu ſeyn, wie ich ſcheine; o, ſo kommt, ihr Todesgeſtalten, ihr Bilder der dunkeln Zukunft, ihr Erinnerungen an die letzte Stunde und den feierlichen Tag des Gerichts! kommt und machet die Phantome der Sinnlichkeit verſchwinden; begeiſtert mein Herz mit neuem Muth und unüberwindlicher Stärke, den unedlern Theil meines Selbſt zu beſiegen und den Lauf immer ſchneller fortzuſetzen, den ich mit Schwachheit angefangen habe! Die höchſte Weisheit des Menſchen iſt, ſo zu leben, daß er beim Eintritt

was wahr und gut, edel und ſchön ſey. Sie theilten der Welt ihre Erfahrungen mit oder die Betrachtungen, die ſie ſelbſt über diejenigen Dinge angeſtellt, welche den ſtärkſten Eindruck auf ihre Seele gemacht hatten. Jetzt ſchreibt man, um ſich gedruckt zu ſehen, oder weil es Mode iſt, oder weil Einem die Finger jucken, oder weil man ſonſt nichts zu thun weiß. Ja, die Meiſten treibt der Hunger oder eine ſchändliche Gewinnſucht; und weil ſie nichts Nützliches gelernt haben, ſo ſind ſie Schriftſteller. So weit wird der Mißbrauch und die unbefugte Anmaßung des Rechts zu ſchreiben getrieben, welches ein Vorrecht derjenigen ſeyn ſollte, welche die Natur dazu ausgerüſtet hat, die moraliſche Welt zu erleuchten und die Orakel der Wahrheit zu ſeyn! Willſt du nicht helfen, Amyntor, dieſem erhabnen Beruf ſeinen alten Glanz wieder zu verſchaffen? Willſt du nicht Einer von den Wenigen ſeyn, für welche der weiſe Shaftesbury ſeine Erinnerungen nicht umſonſt gegeben hat?

14.

Schon oft hat meine Seele, o J***, im Verborgenen geſeufzt, daß die Religion, die einzige Glückſeligkeit des unſterblichen Menſchen, ſo wenig wahren Nutzen auf unſerm Erdboden bringt! Wir nennen uns vernünftige Geſchöpfe; wir glauben einen Gott, der ſich uns mit unausſprechlicher Güte geoffenbaret hat; wir glauben, daß die Quelle aller Seligkeiten uns ſo nahe ſey, als unſer eignes Weſen; glauben, daß ein nach Gott gebildeter, unſterblicher dieſer Hütte von Staub wohne; wir glauben eine endende Ewigkeit: — und doch ſchlafen wir

die kostbare Zeit, die Zeit, die uns so lieb seyn sollte, als unser Leben. Uneingedenk der Ewigkeit sehen wir dieses Leben für unsern Endzweck an. Und was für ein Leben? Eine Kette von äußerlichen und selbstgemachten Plagen; eine Kette von Sünden, die wir oft mit prächtigen Namen schminken und zu Tugenden adeln wollen. Denn, obgleich die Menschen einen Gott glauben, ist doch die Erde ein Schauplatz der Ungerechtigkeit; ein Feld, wo sie mit ihren Leidenschaften gegen die göttlichen Gesetze ausziehen und gleich den gefabelten Riesen einen unsinnigen Krieg mit dem Allmächtigen wagen. Ach, J***, wie wäre das möglich, wenn jene großen Wahrheiten geglaubt würden! Nein, es ist ein bloser Schall, es sind Worte ohne Kraft und Leben, was die Bethörten Glauben nennen! Der Erlöser wird keinen Glauben finden, wenn er bald, allzubald für die Elenden, die über ihr Elend frohlocken, als Richter wieder kommen wird. Die Religion, unser Ruhm, unsre Stärke, unser Trost, unsre Hoffnung, unser Alles, ist für den größten Theil des menschlichen Geschlechts ein Name, wie Ehre oder Tugend. Blinde Leidenschaften, schändliche Irrthümer, die ihren anarchischen Scepter über alle Reiche des Erdbodens ausstrecken, diese sind unsre Götter, diesen opfert der Mensch und überläßt dem Himmel die Ehre, seinen Schöpfer anzubeten.

Schaudert nicht dein Herz, du frommer Menschenfreund vor diesem beweinenswürdigen Gedanken? Dringt nicht ein Thräne in dein Auge? Empfindest du nicht, wie ich, ei sehnsuchtsvolle Begierde, — o, dieß ist noch zu wenig! ein glühenden Eifer, eher alle deine Kräfte zu verzehren, zu leiden, daß deine Brüder ungestört, ungewarnet, u weckt in dieser tödtlichen Trunkenheit forttaumeln, bis

unvermerkt und plötzlich in die Ewigkeit hinabſtürzen, wo ſie zu ſpät erwachen werden? Ja, du empfindeſt ihn, dieſen heiligen Eifer, und ich bin ſtolz, daß ich dir nachempfinden kann, obgleich ſchwächere Kräfte meine Beſtrebung hemmen und mir wenig mehr als Wünſche übrig laſſen; Wünſche und Betrachtungen über die Quellen dieſes Elends, welchem abzuhelfen Geiſter von deiner Stärke berufen ſind.

Irre ich mich, oder iſt es wahr, was mich eine ernſte Erwägung der Sache glauben macht, daß die Schuld auf denen liege, die entweder das Amt von der Natur und Vorſehung empfangen haben oder, ohne einen ſolchen Beruf, es ſich ſelbſt anmaßen, die Lehrer der Menſchen zu ſeyn? Durchlauf einmal das unzählbare Heer der Menſchen, die ſich zu dieſer Claſſe rechnen, und zähle die Wenigen, die, von einem edeln, heiligen Eifer für das Beſte der moraliſchen Welt getrieben, ihre Gabe dazu anwenden, die Kunſt, zu leben, die Wahrheit, welche glücklich macht, das Chriſtenthum, welches die höchſte Weisheit iſt, mit Muth und Nachdruck zu lehren? Welch eine kleine Zahl gegen die aufgedunſenen Geiſter, die mit großer Beſtrebung große Kindereien zuwege bringen. Doch immerhin mögen dieſe falſch berühmten Weiſen durch die Gegenſtände und die Art ihrer Beſchäftigung beweiſen, daß ſie ſich ſelbſt zu nichts Beſſerm tauglich fühlen: aber womit ſollen wir die Saumſeligkeit derjenigen entſchuldigen, die den höchſten Beruf und, wie man fordern kann, die größte Geſchicklichkeit haben, den Wahrheiten, die uns glücklich machen, den Zugang zu dem menſchlichen Herzen zu verſchaffen? Doch was ſage ich? Ein großer Theil derſelben iſt nur allzu geſchäftig; aber ihre Arbeit iſt ſchlimmer als Müßiggang. Das Wahre verliert unter ihren Händen allen Reiz, es verſchwindet in ihren Zuſätzen

und die göttliche Weisheit wird auf ihren ungeweihten Lippen zu Thorheit. Laß mich eine große Wahrheit, obgleich nicht zum erstenmal, von neuem predigen: „Die meisten Moralisten und Lehrer der Religion haben der Tugend und dem Christenthum mehr geschadet, als das ganze Geschmeiß der Spötter und Zweifler.“ Diese sind erklärte Feinde, jene sind es heimlich, ja oft, ohne es selbst zu wissen. Sie gleichen hierin unsern Sophisten, die immer mit dem hochtönenden Wort Wahrheit klappern, ob es ihnen gleich bei ihren müßigen Speculationen nicht besser ansteht, als vor Zeiten den Jüngern des Kerinthus oder Marcion, die Geistigkeit der Engel zu affectiren, da sie sich inzwischen in allen Gräueln der heidnischen Unreinigkeiten herum wälzten.

O, wie selten finden wir richtigen Verstand mit herzgewinnender Beredsamkeit gepaart, um uns die Wahrheit in ihrer echten Gestalt entgegen zu führen und sie so sichtbar zu machen, daß sich auch der Wildeste nicht erwehren kann, von ihr gerührt zu werden! Wie selten ist ein J***, dessen Herz empfindet, was sein erleuchteter Geist denkt; dessen Schriften von den edelsten Empfindungen überfließen; der uns die Religion, welche insgemein zu einer sauren Pflicht gemacht wird, als ein Paradies der Seelen, als eine Quelle von Freuden und von Hoffnungen, die alle Freuden übertreffen, als eine Uebung in der Vollkommenheit und eine Mutter jeder Tugend anpreiset; der uns empfinden macht, daß, die tiefste und zärtlichste Achtung für Gott zu hegen, ein englisches Vorrecht und eine englische Seligkeit ist; der uns den Christen so schildert, daß der Mensch nach keiner höhern Ehre streben kann, als ein Christ zu werden, und die Hoffnungen des Christen so reizend, daß sie auch den grimmigsten Schmerz und die bitterste Todesqual lächeln

machen können! — Laß mich es noch einmal ſagen, mein ehrwürdiger Freund, wie ſelten iſt ein ſolcher Geiſt! Und wie gerecht iſt das Verlangen der Seelen, die durch ihn erleuchtet, geſtärkt, erquickt worden, daß er nie aufhöre, mit ſo glücklichen Gaben ein Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts zu ſeyn! O, wie geſchäftig ſind die kleinen Geiſter, die, gleich Ramſays feindſeligen Geſtirnen, nur dienen, den Glanz der Wahrheit zu verdunkeln, wie geſchäftig ſind ſie, Alles um ſich her in Verwirrung zu ſetzen! Sollen die Kinder des Lichts ſich von dieſen Nachtvögeln in Eifer und Thätigkeit übertreffen laſſen? Ferne, ferne ſey es von uns, daß wir jemals träge werden an der Beförderung des großen Werks zu arbeiten, worin wir höhere Geiſter zu Mitarbeitern haben! — oder daß die erleuchteten Liebhaber der Wahrheit weniger zu ihrer Ausbreitung thun ſollten, als Feindſelige oder Unverſtändige zu ihrem Schaden!

Und was kann ein Geiſt, wie der deinige, thun, das ihm ſelbſt mehr Zufriedenheit geben könnte, als unſterbliche Seelen von den Blendwerken ihrer Meinungen und Leidenſchaften zu entzaubern und ſie ihren Beſtimmungen zuzuführen? ſie mit einer ſüßen Gewalt zu nöthigen, daß ſie das liebenswürdigſte Weſen — wie matt iſt dieſer Ausdruck! — das Weſen, welches allen andern ihre Schönheit, ihre Güte, ihre Vortrefflichkeit gibt, lieben und aus Liebe ſich nach ihm bilden! Welch eine entzückende Vorſtellung muß es dir ſeyn, ſo viele Seelen, die du nicht kennſt, weil Raum und Zeit ſie noch von dir entfernen, dir zu verpflichten und von denen, die jetzt noch ungeboren ſind, geſegnet zu werden! noch nützlich zu ſeyn, wenn dein Leib längſt vermodert iſt, und dein vollendeter Geiſt in höhern Sphären wallet! Gibt es für einen Menſchenfreund einen ſüßeren Gedanken? Ich

weiß, daß dieſe Empfindungen mit den deinigen übereinſtimmen. Kleinen Seelen ſind ſie lächerlich. Die Erfahrung lehrt uns, wie fruchtlos es iſt, ſolche Inſecten durch großmüthige Beweggründe in eine nützliche Geſchäftigkeit ſetzen zu wollen.

Sollen wir aber darum müde werden und den Thoren das Feld einräumen? Sollen wir ſchweigen, damit ſie ungeſtört lärmen können? Sollen wir ruhig zuſehen, daß die ſchönſten Gaben der Natur geſchändet werden? Soll der Witz, dieſer buntſcheckige Thor, immer über die Vernunft triumphiren, und nur derjenige lächerlich ſeyn, der die Rechte der Wahrheit und Tugend behauptet? — Nein! ſo feig ſind wir nicht, die gute Sache zu verlaſſen, aus Furcht zu verſtummen oder aus Ueberdruß einzuſchlummern. Je weniger deren ſind, die mit uns zu gleichem Zweck arbeiten, je weniger wir Früchte von unſerer Arbeit ſehen, deſto mehr iſt es nöthig, daß wir alle unſere Kräfte in Bewegung ſetzen. Je mehr die Thorheit Eroberung macht, deſto nöthiger iſt's, daß die Vernunft ihre ganze Macht aufbiete. Der Feind alles Guten wird durch Erfahrung immer klüger. Da er ſah, daß die erklärten und erbitterten Feinde der Tugend und des chriſtlichen Glaubens nur dazu dienen, den Triumph derſelben herrlicher zu machen; ſo hat er ſich klüglich entſchloſſen, auf einem leichtern und verdecktern Wege zu ſeinem Zweck zu kommen. Er verwandelt ſich bald in den Bacchus, bald in den Cupido, bald in einen unflätigen Satyr und begeiſtert die witzigen Jünglinge unſerer Zeit, uns ſcherzend und ſingend um den Geſchmack der Tugend zu bringen, die lüſternen Triebe der ausgearteten Natur mit einem Schein von Sittlichkeiten zu ſchmücken und einer Sittenlehre, die epikuriſche Theologie vorausſetzt, die Reizungen der Trägheit

und Wollust zu leihen. Je einnehmender diese Verführer sind, desto mehr ist es nöthig, daß solche Geister, die, wie du, das Geheimniß, zu gefallen und das Herz zu rühren, wissen, die ungeschminkte und ungeborgte Schönheit der Tugend und die höhern Reizungen der göttlichen Wahrheit anpreisen; daß sie den Mißbrauch des Witzes durch den rechten Gebrauch desselben wieder gut machen, und die Grazien, die allzulange Sklavinnen der wollüstigen Göttin gewesen sind, wieder in ihr gehöriges Amt, als Aufwärterinnen der Weisheit, einsetzen.

Das Geſicht des Mirza.

1754.

Als ich (so erzählte Mirza) an einem heitern Morgen die östliche Anhöhe von Bagdad bestieg, fand ich den Geist wieder unter der jungen Ceder sitzen, den ich an eben dem Tage des vorigen Monats hier angetroffen hatte. Ich näherte mich ihm mit einer ehrerbietigen, dreimal wiederholten Neigung. Da sagte er mit der Stimme der Nachtigall zu mir:

Mirza, ich habe dir versprochen, dich mit der Geisterwelt bekannt zu machen, ehe du den Körper, den du nach Gottes Willen noch tragen mußt, abgelegt haben wirst. Die geistigen Dinge sollen durch meine Vermittlung einige Stufen von ihrem höhern Stande heruntersteigen und sich dir in einer Gestalt darstellen, die in einer nähern Verwandtschaft mit deiner jetzigen Denkart und Fähigkeit seyn wird.

Als er dieß gesagt hatte, warf ich mich zu seinen Füßen. Er befahl mir aufzustehen, und nachdem er mein Gemüth durch ein Lied aus einer silbernen Laute in eine sanfte Harmonie eingewiegt hatte, hieß er mich gegen Abend sehen. Ich hob meine Augen auf und sah eine weite Ebne, in deren Mitte sich ein Hügel erhob, dessen Haupt mit Myrten und Citronenbäumen gekrönt war. Anfangs schien mir diese anmuthige Gegend unbewohnt zu seyn; ich sahe aber bald eine schöne Gestalt, einer Nymphe des Himmels ähnlich, im Begleite vieler jungen Knaben von freien lustigen Geberden, über das Feld herabkommen.

Der Geiſt ſagte mir, daß der Name dieſer Nymphe Seele ſey. Man halte dafür, ſie ſey von ätheriſchem Stamme, ob es gleich nicht völlig bekannt ſey, aus was für Urſachen ſie von dem Könige der überirdiſchen Gegenden in die Unterwelt verwieſen worden ſey. Einige ſagen, ſie habe ſich an einem himmliſchen Feſte, da ſie zu viel Nektar getrunken, in eine Verſchwörung gegen den König der Geiſter ziehen laſſen; Andere geben ihr ſonſt ein Verbrechen ſchuld, welches ihr die Ungnade ihres Herrn und dieſe Verbannung zugezogen. Andere glauben, daß nicht ſowohl ein vorhergegangenes Verbrechen, als vielmehr eine geheime Abſicht des Königs, welche ſich nicht wohl errathen laſſe, daran ſchuld ſey, und dieß iſt um ſo glaubwürdiger, da dieſer unſtreitig beſorgt iſt, die Seele wieder in ihr angebornes Land zurück zu führen.

Unter dieſen Reden des Geoncha war die Seele näher herbei gekommen, und ich konnte nun ſie ſelbſt und ihr Gefolge beſſer betrachten. Mich däuchte in ihrem Geſicht eine gewiſſe Erſtaunung über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen, und eine gewiſſe zweifelhafte Miene zu ſehen, als ob ſie weder ihren Augen noch den Gegenſtänden, von denen ſie umringt war, trauete. Die Knaben, welche ſie begleiteten, werden Begierden genannt. Sie trugen eine Miene der Einfalt und Leichtgläubigkeit auf der Stirne, welche vielmehr von einem guten Herzen als von Dummheit zu zeugen ſchien. Sie waren liebenswürdig gebildet, doch däuchte mich, als ob ich etwas ſehr Leichtſinniges in ihrem hüpfenden Gang und ihren herumſchießenden Blicken wahrnähme. Ich ſahe, daß die Seele ihre Augen oft gen Himmel wandte; und es ſchien dann aus ihrem Lächeln und aus einem ſtillen Seufzer, der ihr entfloh, als ob ſie ſich wieder an die Gegend, wo ſie hergekommen war, erinnerte.

Nicht weit von dem Orte, wo sie sich befand, war eine kleine Höhe, mit den angenehmsten Blumen bedeckt. Auf der Höhe stand ein mit Rosen bestreutes Lager, auf dem eine Frau von einer feinen, obgleich allzuweichlichen und frechen Gestalt saß, welche sich Glückseligkeit nennen läßt, in der Sprache der Himmlischen aber heißt sie die Thorheit. Sie war von einer Menge kleiner Sylphen und Sylphiden umgeben, die von mannigfaltigerer Bildung waren als die Blumen in den Gärten des Königs in Persien. Ihr Name ist Freuden. Sie sind alle Kinder der Thorheit, welche sie in himmlischen Umarmungen mit verschiedenen Vätern gezeuget hat. Diese Freuden, die gleich den Mücken an einem Sommerabend unter einander wimmelten, machten mit ihren Flügeln eine Art von Musik, welche die Seele auf einmal von ihrem Staunen erweckte. Die Begierden waren schon, sobald sie die schönen Freuden erblickt hatten, auf sie zugeeilt. Es war, als ob sie von einer angebornen Zuneigung zu ihnen gezogen würden. Sie umarmten einander mit so großer Heftigkeit, daß es schien, als ob sie, wie jene Nymphe mit dem spröden Jüngling, in einen einzigen Leib zusammen wachsen wollten.

Die Seele schien anfangs zweifelhaft, wo sie hingehen sollte. Sie horchte mit heimlichem Vergnügen dem lockenden Getön der Freuden zu; sie wollte zu ihnen gehen, aber sie wich immer wieder von dem geraden Weg ab. Da ich mich über diese schlangenförmige Bewegung verwunderte, sahe ich einen kleinen Knaben mit goldenen Flügeln, in der Gestalt eines aufblühenden Engels, welcher sie, so oft sie zu dem Hügel der Freuden abwich, mit seinen Flügeln berührte, worauf sie sogleich wieder in die vorige Bahn zurückzitterte. Ich bat meinen Schutzgeist, mir dieses Gesicht zu erklären.

Er ſagte: Daß du die Seele ſo oft und mit einer ſichtbaren Ungeduld nach der Seite abweichen ſieheſt, wohin die Freuden mit ihrem Sirenengeſange ſie einladen, iſt eine Wirkung der dunkeln Empfindung, die ihr von ihrem ehemaligen Stande zurück geblieben iſt. Ehemals lebte ſie als eine Schweſter und Geſpielin der Engel in den ätheriſchen Gegenden und gewöhnte ſich daſelbſt an einen viel hellern Tag, als dieſer iſt, und an die reinen Harmonien der Sphären. Ungeachtet ſie nun bei ihrer Verweiſung vom Himmel aus dem Zauberfluß der Vergeſſenheit trinken mußte, welcher die Kraft hat, die Erinnerung des vergangenen Lebens aus dem Gemüthe zu wiſchen, ſo ſind ihr doch noch einige Eindrücke und Neigungen von ihrem angebornen Zuſtande zurück geblieben, welche ſich bei jeder Gelegenheit äußern. Jeder Schimmer, jedes Getöne ſetzt ſie in Bewegung und zieht ſie mit einer heimlichen Gewalt in ſich. Sowohl die reizende Geſtalt jener bunten Freuden, als das liebliche Geräuſch ihrer muſikaliſchen Flügel bemeiſtert ſich ihrer mit einer Stärke, der ſie nicht widerſtehen könnte, wenn nicht der Inſtinkt, dieſer ätheriſche Knabe, der immer um ſie ſchwebt, ob ſie ihn gleich nie ſiehet, ſie von Zeit zu Zeit zurück triebe, indem er ſie mit der äußerſten Schwinge ſeiner magiſchen Flügel berührt. Es iſt nicht ausgemacht, was dieſen jungen Engel bewogen hat, die Himmelsluſt zu verlaſſen und der Seele ſo unverwandt nachzufolgen. Einige glauben, daß es aus ſonderbarer Liebe oder natürlicher Anmuthung zu ihr geſchehe; mir iſt es wahrſcheinlicher, daß er ihr von dem König der Geiſter zugegeben worden, damit er ſie auf den einzigen Weg bringe, auf welchem ſie zu ihrer verlorenen Hoheit und Glückſeligkeit zurück kommen kann. Nichts deſto weniger wirſt du ſehen, daß er zu ſchwach iſt, ſie von den Lockungen der

Freuden abzuziehen. Du ſieheſt, wie ſie dem bezaubernden Hügel immer näher kommt; die Begierden eilen, mit Roſen bekränzt, ſie einzuladen; jetzt iſt ſie gefangen; der Inſtinct ſchüttelt ſeine Flügel umſonſt; die Freuden binden ſie mit Blumenkränzen, ſie umwinden ſie ganz und ziehen ſie in den Arm der Thorheit.

Indem ich dieſer Scene mit Aufmerkſamkeit zuſah, ſah ich eine wunderſame Verwirrung unter den Freuden und Begierden entſtehen. Jene, welche dieſen vor etlichen Minuten ſo reizend vorgekommen waren, daß ſie dieſelben mit der feurigſten Inbrunſt umarmten, verwandelten ſich jetzt in ihren Armen in die abſcheulichſten Geſpenſter und Mißgeſtalten. Einige, die vorher ſo ſchön wie die Liebe geſchienen hatten, wurden jetzt zu unfläthigen Harpyen; andere bekamen eine andere, alle aber eine ſehr häßliche Geſtalt. Die Begierden bebten mit Unmuth von ihren Lieblingen hinweg. Aber, kaum hatten ſie ſich aus ihren ekelhaften Umarmungen losgemacht, ſo erſchienen die kleinen Zauberinnen wieder in den reizendſten Geſtalten. Die Begierden wurden aufs Neue angereizt, ſich mit ihnen zu vereinigen, aber ſie fanden ſich bald eben ſo ſehr getäuſcht als zuvor. Einige der Freuden ſtellten ſich ſpröde und flohen vor den nacheilenden Begierden; andere verfolgten diejenigen, die vor ihnen flohen. Man ſah nichts als ein buntes widerliches Gewimmel, und von dem gewaltigen Getöſe, welches das Klatſchen der Flügel, die ungeduldigen Klagen der betrogenen Begierden und die vermiſchten Stimmen der Fliehenden und Nacheilenden verurſachten, hätte man taub werden mögen. Dieſer Lärm weckte endlich die Seele auf, die neben der Thorheit auf einem Roſenlager eingeſchlafen war. Sie wollte aufſtehen und ihre Begierden zuſammenrufen; aber die Thorheit, welche ihren

Arm feſt um ihren Leib geſchlungen hielt, war ihr zu ſtark. Sie konnte ſich nicht losmachen, zumal da ein Weibsbild von plumper Bildung, die man Gewohnheit nennt, ſie mit neuen und ſtärkern Banden an das Lager der falſchen Glückſeligkeit feſt machte. Unterdeß hatten ſich die Begierden durch ihre beſtändige, aber vergebliche Bewegung ſo ſehr ermüdet, daß ſie ganz entkraftet niederſanken und einſchlummerten.

Während der allgemeinen Stille, die jetzt auf ein ſo großes Getümmel folgte, hörte die Seele von ferne ein liebliches Getöne, wovon ſie auf eine ſo ſüße und mächtige Weiſe ergriffen wurde, daß ſie ſich eine ſtarke Bewegung gab, aufzuſtehen und die blumigen Feſſeln zu zerreißen, womit ſie gebunden war. Ich ſahe auch, daß der Knabe mit den goldenen Flügeln, den ich lange nicht mehr bemerkt hatte, wieder um ſie ſchwebte, als ob er ihr mit ſeinen ätheriſchen Flügeln Muth und Stärke zufächeln wollte. Sie riß ſich zuletzt wirklich los und weckte ihre Begierden auf, um der holden Sympbonie mit einander nachzugehen, von der ſich nur die letzten und ſchwächſten Ausflüſſe in ihrem Ohre verloren. Sie würde aber ſchwerlich ſo bald und ſo leicht aus dem bezauberten Gebiete der Thorheit hinweggekommen ſeyn, wenn ſich nicht eine Frau von ernſthaftem Anſehen zu ihr gefunden hätte, von der mir Geoncha ſagte, daß ſie Ueberlegung genannt würde. Die Ueberlegung hatte eine Brille in der Hand, welche ſie der Seele aufſetzte. Sie befahl ihr ernſtlich, die Thorheit und ihre Töchter damit anzuſehen, welche ihr nun ſo häßlich und ſchändlich vorkamen, daß ſie vor Ekel die Augen wegwenden mußte. Dann befahl ſie ihr, von ſich hinaus zu ſehen, und da entdeckte die Seele auf einem weit entlegenen Berge eine Geſtalt von erhabenem

himmlischem Ansehen. Sie betrachtete sie lange, und es war ihr, als ob sie sich erinnerte, ehemals etwas Aehnliches gesehen zu haben. Sie eilete nunmehr, wie mit geflügelten Füßen, vom Instinct begleitet, nach der glücklichen Gegend, wo sie die schöne Gestalt gesehen hatte, von welcher auch die liebliche Symphonie kam, die sie zuweilen stärker, zuweilen aber fast gar nicht vernahm. Ihre Gefährten schwebten ungeduldig voran und schienen durch eine geheime Ahnung zum voraus zu empfinden, daß das Leere, das sie in sich empfanden, bald ausgefüllt werden sollte.

Ich sahe auch, wie sie endlich den Fuß des Berges erreichten, wo sie still hielten, um sich ein wenig zu erholen. Denn der Berg schien ihnen sehr schwer zu ersteigen. Ich wurde aber bald einer weiblichen Gestalt von gesunder und starker Leibesbeschaffenheit und einer sehr sanften Gesichtsbildung gewahr, die zu ihnen herunterstieg. Sie nannte sich Mäßigkeit, zuweilen heißt sie auch Geduld. Sie erbot sich, die Seele an ihrem Arm auf den Gipfel des Berges zu führen. Was die Begierden betrifft, so waren einige so leicht auf den Füßen und so erhitzt nach der Schönheit, von der sie zwar nur eine dunkle Vorempfindung hatten, daß sie ohne Führer, ob sie gleich nicht selten ausgleiteten, den obern Theil des Berges erreichten. Andere, die etwas träger waren, nahm der Instinct auf seine Flügel und brachte sie also sicher auf den Gipfel.

Jetzo däuchte mich, als ob ich selbst durch eine unmerkliche geschwinde Bewegung auf die Stirn dieses Berges gebracht würde, damit ich Alles genau beschauen könnte, was ferner mit der Seele, gegen die ich eine zärtliche Zuneigung empfand, sich zutragen würde.

Ich ſahe nun eine große Ebne, an der einen Seite von hohen Cedern umringt, an den übrigen offen und mit allerlei geſunden und wohlriechenden Pflanzen bedeckt. Die Luft, die man hier athmete, hatte die Eigenſchaft, daß ſie die Uebung der Leibes- und Seelenkräfte ungemein beförderte. Man ſchien ſich ſelbſt leichter und wie ätheriſch zu werden. Aber ein entzückendes Geſicht, das ſich mir anbot, verſicherte ſich bald meiner ganzen Aufmerkſamkeit. Ich ſahe die Gottheit dieſes Orts, eine himmliſche Geſtalt, aus dem Cedernhaine hervorgehen, eben diejenige, welche die Seele durch das wunderbare Glas der Ueberlegung von fern erblickt hatte. Wenn man ſie geſehen hat, ſo kann man nichts Anderes mehr ſchön heißen, als ſie; aber es iſt unmöglich, ſie denen genugſam zu beſchreiben, die ſie nicht ſelbſt geſehen haben. Sie trug ein goldenes Stirnband, auf welchem in der himmliſchen Sprache ihr Name geſchrieben ſtand, den nur die Unſterblichen nennen können; bei den Menſchen aber heißt ſie die Tugend. Zu ihrer Linken ging eine Nymphe, gleich einem Mädchen in der vollen Blüthe der Schönheit, aber von einer ſo untadeligen und glänzenden Schönheit, daß ich ſie für die Einwohnerin einer höhern Welt halten mußte. Mein Ausleger ſagte mir, man nenne ſie Harmonie, und die goldene Laute, die an ihrer weißen Schulter hing, ſey eben dieſelbe, womit ſie die Geſtirne und Welten in richtige Bewegung und Kreisläufe gezogen und den allgemeinen Lobgeſang beherrſcht habe, den die neugebildete Schöpfung dem Herrn der Weſen gebracht. Ungeachtet ſie jetzt nicht ſpielte, ſo floß doch noch ein ſich ſanft verlierendes liebliches Getöne um ſie her, gleich dem milden Glanz, den die untergegangene Sonne auf den weſtlichen Bergen zurück läßt, wenn er ſich allgemach unter den Flügel der Nacht verbirgt.

Als die Seele die himmliſche Tugend auf ſich zukommen ſah, eilte ſie in einer Art von Entzückung, ſich zu ihren Füßen zu werfen und ihre Knie zu umarmen. Jetzt empfand ſie zum erſten Mal, ſeitdem ſie in den irdiſchen Gegenden gewallet hatte, etwas, das jener Seligkeit glich, die ſie unter den Engeln unvermiſcht genoſſen hatte, und ſie glaubte im Antlitz der Tugend Züge von dem Ewigen Schönen zu entdecken, den ſie ehemals angebetet hatte.

Die Tugend hob ſie liebreich auf, umarmte ſie und führte ſie mitten zwiſchen ihr und ihrer Schweſter Harmonie zu einem erhöhten Orte, wo ſie ſich niederſetzten. Ich ſahe auf dem Angeſicht der Seele eine Zufriedenheit leuchten, die nur aus einer Glückſeligkeit entſpringen kann, welche ganz und gar nach unſerer Natur abgemeſſen iſt. Ich ſah auch, wie die Begierden ganz erſtaunt am Boden klebten und die Augen nicht von der göttlichen Majeſtät der Tugend und der unwiderſtehlichen Anmuth der ſchönen Harmonie verwenden konnten. Aber, ſobald dieſe ihre Laute hervor nahm und einen Geſang zu ſpielen anfing, der die ganze Natur zu erhöhen ſchien, ſo ſtanden die Begierden auf und machten, mit den Armen in einen Kreis geſchlungen, einen ſphäriſchen Tanz um die Tugend, gleich dem Tanze, den die Welten um die königliche Sonne machen. Dieſe ſanfte und wohl abgemeſſene Bewegung wiegte ſie in ein Vergnügen, dergleichen ſie nie empfunden hatten. Aber, was noch weit wunderbarer und für mein Aug' ein entzückender Anblick war, jede Begierde, indem ſie ſich ſolchergeſtalt um die Tugend als ihren Mittelpunkt herum bewegte, faßte, wie in einem Spiegel, die Geſtalt derſelben auf und ſchien eine nachgebildete Tugend, und zwar jede auf eine ihr eigene Weiſe, zu werden. Man hätte ſie für eine Schaar von

Kindern einer Mutter gehalten, von denen jedes ein Nachbild der Mutter ſcheint, obgleich keines dem andern völlig ähnlich iſt.

Indem ich dieſe wundervolle Scene mit ungemeiner Freude betrachtete, rührte mich Geoncha mit ſeinem Stabe an, und ſogleich verſchwand das Geſicht, und ich befand mich allein auf dem Gipfel des Berges Kakan.

Geſicht

von

einer Welt unſchuldiger Menſchen.

Epiſode aus einem nicht zu Stande gekommenen Werke.

1755.

Mitten unter tausend Welten, die der Güte ihres Schöpfers voll sind, glänzt in sanfter Schönheit eine glückliche Erde, so blühend und schön, wie damals, da sie erschaffen wurde, ein Paradies unschuldiger Menschen zu seyn, welche in der Versuchung, der wir unterlagen, standhaft aushielten und die Güte ihrer Natur unbefleckt bewahrten; ein seliger Wohnplatz seliger Menschen; oder sollen wir sie Engel nennen, die mit irdischen Leibern angethan sind? Denn der menschliche Geist ist mit der englischen Natur nahe verwandt, gleich unsterblich wie sie und zu himmlischen Geschäften und Freuden aufgelegt.

Niemals hat das Böse einen Zugang zu dieser schönen Welt gefunden, obgleich Satan einen übel gerathnen Versuch wagte, sie von ihrem Schöpfer abwendig zu machen. Niemals hat Zorn oder Neid und gewaltsamer Stolz die süße Eintracht ihrer Bewohner gestört. Gleich einer einzigen friedsamen Familie, in der Jedes die Freude des Andern ist, leben sie im Schoß der Natur und der Unschuld, unter dem Auge ihres Schöpfers, das mit segnendem Wohlgefallen auf sie herabsieht; glücklich unter seinen Gesetzen, welche die Quelle der Freude und das wahre Präservativ gegen alles Ungemach sind.

Der liebliche Morgen hatte sich mit seinen bethauten Flügeln eben auf diese Erde herabgelassen, als sie mir von ferne ins Gesicht fiel, in anmuthiger Dämmerung, gleich einer Landschaft, die der sanfte Glanz des Monds aus dem

Schatten emporhebt. Endlich ſenkten wir uns in ihre reine Atmoſphäre, wie in ein Meer von ſüßen Gerüchen, die allenthalben aus den blumigen Gefilden und gewürzreichen Hügeln emporduften, wo der Frühling mit dem Herbſt in holder Eintracht herrſchen, von den unmäßigen Jahreszeiten nie vertrieben. Hier ſah ich die Geſtalt dieſer ſeligen Welt, wie eines Gartens Gottes, blühend und fröhlich; eine unſterbliche Lebhaftigkeit glänzte aus allen Geſchöpfen hervor, ſo daß auch die lebloſen Dinge ſelbſt beſeelt und über ihr Daſeyn erfreut zu ſeyn ſchienen. Hier entzückte mich die ſchönſte Einfalt mit Mannigfaltigkeit gepaart. Hohe Cedernwälder, Hügel mit Myrten und Balſamſtauden bekränzt, ſtille Thäler mit ſilbernen Bächen durchwunden, kühle Myrtenhaine und fette, weit verbreitete Ebenen fielen mir auf einmal wie ein einziges Paradies in die Augen, in anmuthiger Verwirrung, die das Gemüth mehr ergetzt als die regelmäßige Ordnung der Kunſt. Die Stimme der Luſt ſchallete aus allen glücklichen Geſchöpfen, die dieſe Gegenden beleben; eine liebliche Muſik, aus tauſend Arten von gröbern und ſanftern Tönen, die Geſänge der Vögel unter den Zweigen oder aus der hohen Luft, mit dem Blöcken der wolligen Heerden und dem ſtillen Summen ſcherzender Inſecten begleitet! Jede lebende Creatur grüßt' auf ihre eigene Weiſe die wiederkommende Sonne, die ihr den Anblick der ſchönen Natur wiedergab, ihre Freude hallte von einem Hügel zum andern. So angenehm iſt das Gefühl des Daſeyns ſelbſt den Thieren; mit welch einer Seligkeit muß es die Menſchen erfüllen, in denen ein himmliſcher Geiſt wallet! Menſchen, welche die Unſchuld ihrer Natur behalten haben und den ewigen Geiſt kennen, dem ſie ihre Seligkeit danken, ja, dem ſie ſelbſt ähnlich ſind!

Geſchöpfe, die den Werth ihres Daſeyns empfinden, die ins Vergangene froh zurückſehen, das Gegenwärtige genießen und in der Zukunft Himmel über Himmel in unbegrenzter Ausſicht entdecken; Menſchen, die mit allgemeiner Freundſchaft ſich lieben, deren Glück durch das Glück ihrer Nebengeſchöpfe vervielfacht wird; die in der Vollkommenheit unaufhörlich wachſen — o, wie ſelig ſind ſie!

Da ſich mein Geiſt in ſeiner Entzückung in dieſe Erde verſetzt glaubte, beſchäftigte eine feierliche Begebenheit das ganze Geſchlecht der unſchuldigen Menſchen. Eine Schaar hellglänzender Seraphim war, von Gott geſandt, herabgeſtiegen, die erſten Menſchen nebſt den Stammvätern der zahlreichen Familien, in die ſich das erſte Paar ausgebreitet hatte, näher zu Gott in die empyreiſche Sphäre abzuholen. Auf dieſe Weiſe würden auch wir von unſerer Erde geſchieden ſeyn, wenn wir nie geſündiget hätten, und ſo wurde Henoch, der Mann, der unter den Sündern ein göttliches Leben lebte, hinweggenommen.

Auch in dieſer Erde hatte Gott einen Garten gepflanzt, der von einem erhabnen Marmorgebirge über alle andere Hügel und Gefilde herabſah; ein Inbegriff aller Schönheiten der Natur, mit Hainen, blumigen Luſtgefilden und ſchattenreichen Lauben abgeſetzt. Hier wohnten die erſten Menſchen nebſt der Familie ihrer erſtgeborenen Kinder. Die Uebrigen hatten ſich auf das flache Land vertheilt und den Garten Gottes, der zu eng für Alle war, willig verlaſſen. Denn unſchuldige Herzen finden allenthalben ein Paradies. Doch begrüßten ſie oft an feſtlichen Zeiten den geliebten Wohnplatz ihrer Stammeltern, den die Erſcheinung Gottes und die Beſuche menſchenfreundlicher Engel heilig machten. Dort lebten ſie zu den Füßen der gottſeligen Patriarchen eine Reihe

glücklicher Tage und kehrten dann, von ihrem Segen begleitet, wieder zu ihren Kindern zurück.

Es war eben der festliche Tag, an welchem sie die Schöpfung des Menschen feierten, als die göttlichen Gesandten ankamen. Sie fanden die Häupter aller Familien im Paradies versammelt. Die Nachricht von der Ursache ihrer Ankunft verbreitete statt Traurigkeit eine fromme Freude, die nur mit einer sanften Wehmuth vermischt war, weil sie des gewohnten süßen Anblicks und des lehrenden Umgangs der besten Eltern nicht länger genießen sollten. Aber die Engel trösteten sie liebreich; und in Herzen, die von der reinsten Vernunft regiert wurden, konnte auch eine solche Schwachheit nur wenige Minuten stattfinden.

Aber welch eine entzückende Nachricht war das für diejenigen, welche zu einer so herrlichen Erhöhung ihrer Glückseligkeit berufen wurden! Oft war dieß der geheime Wunsch ihrer Seelen gewesen, ob sie gleich in einem Paradies und von ihren schuldlosen Kindern umgeben im Schoß der Freude lebten. Denn es ahnete ihren Seelen, daß sie für noch höhere Freuden bestimmt wären. Und was hätte sie auch auf der Erde zurückhalten sollen? Sie konnte ihnen nichts geben, was der Himmel nicht ersetzte. Sie schieden zwar von ihrem geliebten Geschlecht, aber sie verließen es glücklich, im Schatten der göttlichen Güte ruhend und durch die Hoffnung einer gleichen Vervollkommnung belebt. Welch ein seliges Lächeln glänzte über ihr Angesicht, indem ihr Geist in alle die Jahrhunderte zurücksah, in unzählbare goldene Tage, in Unschuld verlebt, mit froher Arbeit und dem Lob ihres Wohlthäters zugebracht! Keine Reue schwärzte diesen Anblick; das Bewußtseyn ihrer Unschuld verbreitete die süßeste Ruhe durch ihre Brust, und die Erinnerung führte

jede gute That, die ihre Tage vorzüglich bezeichnet hatte, glänzend vor ihre Stirnen zurück. Glückliche, dreimal glückliche Menſchen, die ihre Seele ihrem Schöpfer in der ſchönen Güte wieder darſtellen konnten, die er ihnen anerſchaffen! Seelen, die er lieben mußte, weil ſie ihm ſein Bild entgegenſtrahlten!

Jetzo ſah ich, wie mich däuchte, den Abſchied der Stammeltern dieſes Geſchlechts von ihren Kindern, einen feierlichen rührenden Anblick! Sie ſchauten mit frohen Blicken voll Segen über alle dieſe blühenden Schaaren hin und empfanden zum letztenmal die väterlichen und mütterlichen Freuden, die der Anblick wohlgearteter und glücklicher Kinder einflößt; eine ſüßere und reinere Wolluſt als die Entzückungen der ehelichen Liebe ſelbſt, die ihnen den Urſprung gaben. Wir verlaſſen euch, ſagten ſie, um näher zu dem wohlthätigen Geiſt zu kommen, der uns ſo glücklich gemacht hat. Wie ſelig ſind wir, daß wir zuerſt gewürdiget werden, ihn in himmliſchen Tönen zu loben und den horchenden Sphären die Güte, die er an uns bewieſen, zu erzählen. Sein Lob iſt auch jetzt euer ſüßes Geſchäft, wie es das unſrige bleiben wird. Laſſet euer ganzes Leben ein Lob ſeiner herrlichen Vollkommenheiten ſeyn! Wir ſcheiden zwar aus euren Augen; aber oft werden wir unſichtbar oder im Glanze der Abenddämmerung herabſteigen, uns an dem Anblick eurer Unſchuld zu ergetzen. Wie ſelig wird die Stunde des Wiederſehens ſeyn, die uns Alle in einer vollkommnern Welt auf immer vereinigen wird! — So redeten ſie mit Blicken voll zärtlicher Liebe zu ihren Kindern, welche in tiefer Stille mit begierigem Ohr die letzten Worte von ihren holden Lippen auffingen.

Die Mutter der Menſchen ſtand unter einer Schaar von ähnlichen Töchtern, die den ganzen Hügel um und um

bedeckten; die Engel ſelbſt ſchienen von dieſem Anblick ergetzt, obgleich ihrem Auge keine Schönheit der Schöpfung fremd war. Sie ſtand, die ſchönſte unter den Weibern, vom Alter unverletzt, und ſegnete und umarmte ſie; in ehrwürdiger Schönheit ſtand ſie, wie wenn die Tugend eine ſichtbare Geſtalt angenommen hätte; ſie allein war ganz Freude, da indeſſen Thränen der Zärtlichkeit über jede blühende Wange gleiteten.

Ein heller Kranz von jugendlichen Schweſtern ſtand zunächſt um ſie und betrachtete ſie mit liebevollen unerſättlichen Blicken, um ihr theures Bild tief in ihre weiche Seele einzuprägen, daß keine Zeit es jemals auslöſchen könnte. Die jüngſten drangen auch hinzu, ihre Knie zum letztenmal zu umfaſſen. Viele brachten auf ihren ſanften Armen holdſelige Säuglinge herbei; die göttliche Mutter nahm ſie und drückte ſie zum letztenmal an ihr Herz, das von mütterlicher Inbrunſt aufwallte, indem jedes kleine unſchuldige Geſchöpf mit reizendem Lächeln zu ihr emporſah und liebkoſend mit ſeinen kleinen Fingern um ihren weißen Hals ſpielte. Sie genoß zum letztenmal dieſe Freuden, die der menſchlichen Natur eigen ſind, und welche ſie bald mit höhern vertauſchen ſollte.

Denn jetzt erhoben ſich die Seraphim in die Luft und riefen aus ihren goldenen Lauten himmliſche Harmonien, welche jede Seele mit feierlichen Empfindungen erfüllten. Eine allgemeine Stille band die horchende Natur, ein höheres Leben drang in alle Geſchöpfe, und Entzückung ſchlug in jeder Bruſt. Ein ſanfter Schauer faßte die Menſchen, die jetzt ohne dieſen gewaltſamen Kampf, den wir Tod nennen, ſich von ihrem Leibe loswanden. Plötzlich entſtand ein helles Licht, weißer als Sonnenglanz, und umleuchtete die ganze Gegend; die Menſchen verſchwanden, und man ſah an ihrer Statt eben ſo viele Engelsgeſtalten emporſchimmern, da inzwiſchen

ihre irdiſche Hülle wie Aſche niederſank, um ſich wieder mit der Erde zu vermengen und in unverwelklichen Frühlingsblumen wieder aufzublühen. — Erſtaunt über den himmliſchen Anblick huben ihre Kinder die Augen empor und riefen ihnen frohlockend nach, da der ſeraphiſche Zug ſich unter dem Klang engliſcher Triumphgeſänge in den Aether erhob, durch die Pforten des Himmels einzog und den Augen der bewundernden Menſchen aus tiefer Ferne einen Blick in namenloſe Schönheiten erlaubte. Lange ſtanden ſie noch mit ſtarren weit geöffneten Augen und meinten ſie noch zu ſehen. Eine ſtille ſprachloſe Entzückung herrſchte in der Verſammlung, bis ſich ihre Geiſter wieder erholet hatten, und jeder Mund von den Empfindungen ſeines Herzens überfloß. Sie umarmten einander mit zärtlicher Liebe und ermunterten ſich, ihrer hohen Beſtimmung würdig zu ſeyn; oder die Alten erzählten den Jüngern von den Tugenden und den Geſchichten ihrer Abgeſchiedenen oder beruhigten mit tröſtenden Reden diejenigen, welche allzu weichmüthig die holde Gegenwart ihrer Geliebten vermißten.

Alles dieß ſah ich, ſelbſt ungeſehen, aber nicht minder von Allem, was ich ſah und hörte, gerührt, als ob ich ſelbſt einer von den glücklichen Bewohnern dieſer Erde wäre. Denn ich fühlte mich ihnen verwandt und beſeufzte oft bei mir ſelbſt unſre verlorne Unſchuld, mit welcher wir ſo viele Glückſeligkeit verloren haben.

Jetzt führte mich mein Engel mit fliegender Behendigkeit in verſchiedene Gegenden der Erde, um mir die Lebensart und Beſchäftigung dieſer Menſchen zu zeigen. Der Erdboden hat hier aller Orten ein freudiges blühendes Antlitz, ob er gleich durch verſchiedene Zonen und Himmelsſtriche abgeändert iſt, deren jeder mit eignen Reichthümern prangt. Hier

verbreiten ſich unabſehbare Ebnen, mit Hügeln von Fruchtbäumen bedeckt oder durch den Fleiß der Menſchen angebaut, um jedes Korn in wenigen Monaten mit tauſendfältiger Frucht zurückzugeben. Dort werfen hohe Fichten- oder Cypreſſenwälder von der Stirne eines Berges ihren gigantiſchen Schatten über Thäler voll Klee und Blumen, wo das ſanfte Lamm mit dem gefleckten Pardel in friedſamer Sicherheit weidet. Ob ſich gleich die Zahl dieſer Menſchen in unzählbare Myriaden verbreitet hat, mangelt es doch der Erde, die vom Segen des Schöpfers befruchtet wird, nicht an Ueberfluß, ſie alle zu ernähren. Niemals haben dieſe Glücklichen, die ſich einander als Geſchwiſter lieben, den Erdboden, ihr angebornes Land, ausgemeſſen, um die Geſetze des Eigenthums einzuführen, welche ſich zu ihrer Unſchuld und Eintracht übel ſchickten. Sie wohnen in Familien zerſtreut, die durch keine andere als die Geſetze der Liebe und Ordnung regiert werden. Das Haupt jeder Familie iſt der Stammvater, oder, wenn dieſer in eine höhere Welt übergeht, der Nächſte auf ihn. Ihre Regierung iſt wie die Regierung des oberſten Geiſtes, Vorſicht und Güte. Ihre Arbeit iſt Ackerbau und Viehzucht. Beides gibt ihnen beſtändig Anlaß, die Werke Gottes in der Nähe zu betrachten, tauſend neue Wunder in der Natur zu entdecken und aus ihrem Anblick ein frommes Vergnügen zu ſchöpfen.

Ihre Lebensart iſt einfältig wie die Natur, der ſie folgen, denn geſunde ungekünſtelte Speiſe und eine mäßige Leibesübung ſind das wahre Geheimniß, ſeine Kräfte immer friſch und blühend zu erhalten. Dieſe friedſamen Menſchen wiſſen nichts von blutigen Speiſen. Das ſtille Lamm gibt ihnen willig ſeine Wolle, ohne dafür, nach den Sitten der grauſamen Bewohner unſers Planeten, unter dem blinkenden

Meſſer zu zappeln. Sie bedienen ſich Alles deſſen, was die Natur zu ihrer Bequemlichkeit und Ergetzung mit reicher Mannigfaltigkeit hervorgibt. Die Bäume und Stauden neigen ihre goldfarbnen und bepurpurten Früchte zu ihnen herab; die Blumen geben ihnen ihre Gerüche, die Kräuter ihre nährenden Säfte, die Biene theilt ihren Honig mit ihnen, und der Wollenbaum ſeinen weichen Flaum zur Bekleidung in der kühleren Jahrszeit; oder ſie machen ſich ihr Gewand mit kunſtreichem Finger aus vielfarbigen Federn, die ſie mit maleriſchem Geſchmack zuſammenfügen.

Ueppigkeit, Schwelgerei und die kindiſche Thorheit, mit Kieſelſteinen oder dem Schleim einer Raupe zu prangen, ſind ihnen gänzlich unbekannt. Aber die ſchönen Künſte haben ſie auf einen ſo hohen Grad getrieben, daß die Werke unſrer größten Meiſter nur Verſuche gegen ſie ſind. Ich ſah ganze Felſen von Marmor in Säulengänge ausgehauen und mit Bildern ausgeziert, die zu athmen und zu denken ſchienen. Auf dieſe Weiſe pflegen ſie das Andenken ihrer Voreltern oder der Mütter, die ſich durch Erziehung vieler Kinder verdient gemacht, oder der Erfinder nützlicher Dinge und von Gott begeiſterter Dichter, die mit erhabnen herzbezwingenden Accenten die Thaten des Ewigen und in ſanftern Tönen die Freuden der Tugend und der Natur beſingen, auf die ſpäteſten Alter fortzupflanzen. Sie zeigen dieſe Bilder ihren Kindern und erzählen ihnen dann Geſchichten von denen, welche ſie vorſtellen, um ſie zu nacheifernder Tugend zu erhitzen.

Die Natur und die Kunſt, ihre Nachahmerin, ſind für dieſe Glücklichen unerſchöpfliche Quellen angenehmer Beſchäftigungen. Aber ihre ſüßeſten Freuden entſpringen aus der Liebe und den Verhältniſſen, welche dieſelbe unter den

Menſchen hervorbringt. Die zärtliche Freundſchaft, die aus vielen harmoniſchen Seelen eine einzige macht, und die eheliche Liebe, die Quelle der beſten Freuden dieſes irdiſchen Lebens, herrſchen hier mit ihrer ganzen reizenden Macht und verbreiten allenthalben eine allgemeine Harmonie. Hier wird keine anmuthsvolle Schöne der Raub eines Unempfindlichen, der ihren Werth nicht kennt; hier zwingt keine unedle Gewinnſucht Menſchen, die einander verabſcheuen, zu unnatürlichen Umarmungen. Niemals wurden die geheimnißreichen Geſetze der ehelichen Liebe durch eine thieriſche Brunſt entheiliget, die nur eine vorüberrauſchende Luſt zum Zweck hat. Alle Triebe und Bewegungen dieſer Glückſeligen ſind ſanft und gemäßigt; jede Neigung folget dem Wink der Natur und gehorcht der leitenden Vernunft, wie ein Kind, das noch zu ſchwach iſt, ſich ſelbſt zu regieren, der liebenden Mutter gehorcht. Die Natur allein knüpft hier das ſchöne Band, welches die beiden Hälften der menſchlichen Natur in ein vollkommenes Ganzes vereinigt. Sie lehret jede Hälfte die andere finden, die gemacht iſt, ſich mit ihr zuſammenzufügen. Eine geheime Sympathie, die aus einer gleichgeſtimmten Beſchaffenheit der Leiber und Gemüther entſteht, liſpelt mit ſanfter Stimme dem Jüngling und dem aufblühenden Mädchen ein, daß ſie für einander geſchaffen ſind. Ihre Liebe gibt ihnen wie ein neues Leben und macht jeden Athemzug zu einer Luſt. Kein Reiz, keine Anmuth, keine Tugend oder irgend ein Vorzug bleibt an dem Geliebten unentdeckt und ungeliebt. Das wiederholte Anſchauen ſo vieler Vollkommenheiten ſetzt die gefühlvolle Seele außer ſich. Sie ſieht in ſüßer Entzückung zu dem Ewigen auf, der der Schöpfer und das Urbild derſelben iſt — und voll dankbarer Empfindung, daß er ſie ſchuf, ſo glücklich zu

seyn, verlangt sie die Zahl seiner Anbeter und der Glücklichen zu vergrößern.

Doch wozu nützt es, den verderbten Einwohnern einer ausgearteten Welt, diese erhabnen Geheimnisse der Liebe zu enthüllen? Wie wenig sind deren, die nur fähig sind, sie zu verstehen! und wie seltner ist es noch, daß ein solches Paar sich zusammenfinde, welches fähig wäre, dem ehelichen Stand seine Würde und unschuldsvolle Reinigkeit wieder zu geben! Die reinsten und höchsten Freuden sind den Sterblichen unbekannt. Sie sind mit der Wahrheit und Güte, gleich schüchternen Tauben, aus unsrer verkehrten Welt aufgeflogen, um sich bei diesen unschuldigen Menschen niederzulassen, welche der Natur getreu geblieben sind. Was für einen Anspruch können wir an Glückseligkeit machen, da wir die Natur verachten und die Tugend für die Zerstörerin der Freude halten?

Mich däuchte in meinem Gesichte, als ob mich die Begierde, das häusliche Leben dieser Glückseligen zu sehen, in eine einzelne Familie geführt habe. Sie bewohnte ein Gebirge, welches einem zweiten Paradies gleich schien: so ähnlich hatte es der Fleiß, der Gehülfe der Natur, dem Garten Gottes gemacht. Es war mit Gehölzen, fruchtbaren Bäumen, mit Gärten und schattigen Lustgängen bedeckt. Zwischen denselben blickten die Wohnungen der Menschen hervor, von Cedernholz leicht aufgeführt und bequem ohne Pracht.

Ich näherte mich einer derselben. Ein Hain von allerlei süß duftenden Bäumen und Gesträuchen, mit Blumengefilden abgesetzt, die von schlängelnden Quellen erfrischet wurden, herrschte rings umher. Unter einer hohen Laube von Rosinenstrauch, mit Akanth durchflochten, sah ich eine Frauensperson

ſitzen, gleich einem Engel, der ſich in einem ſchattigen Ort irgend eines Paradieſes geſetzt hat, um von einer ätheriſchen Reiſe auszuruhen. Sie war größer und von ſtärkerer Leibesbeſchaffenheit, als die weichen Töchter unſrer Erde zu ſeyn pflegen. Die friſche Blume ihrer Schönheit zeigte Unſterblichkeit an. Zwei Säuglinge, ſchön wie die Liebe, lagen an ihrem Buſen und ſogen mit der geſunden nährenden Milch fromme Empfindungen und harmoniſche Triebe ein, die ſich künftig zu eben ſo viel Tugenden entfalten ſollten. Mütterlich lachten die Augen der ſchönen Säugerin auf die Kinder ihrer Liebe herab, indem ihre Seele (ſo ſagte mir der höhere Glanz ihrer Augen) von frohen Gedanken zukünftiger Glückſeligkeit überfloß, die jetzt noch an ihrem Buſen keimeten. Zuletzt öffneten ſich ihre ſüß lächelnden Lippen, ſie zu ſegnen. Wachſet, blühet, ſprach ſie, ihr Lieblinge meines Herzens, ihr ſanfte Seelen, die ihr noch in dem zarten Leibe ſchlummert und den Werth eures Daſeyns noch nicht kennet! Wie werdet ihr frohlocken, wie wird euer Herz von Freude überwallen, wenn ihr anfangen werdet, einen himmliſchen Geiſt in euch zu fühlen, in deſſen reinem Spiegel ihr das Bild eures Schöpfers erblicken werdet! Wie ſüß wird meinem Ohre die erſte Entzückung eures ſtammelnden Lobes ſeyn! Dann will ich euch erzählen, wie herrlich er iſt und zu was für einem Leben er euch erſchaffen, damit ich in euren ſtaunenden Mienen und in jedem ſanft aufſteigenden Geſichtszug leſe, was in euren Seelen vorgeht. Und welche Freuden wird mir eure Liebe, eure geſellige Eintracht, eure Wiſſensbegierde, eure Unſchuld machen! Wie oft werde ich mich ſelbſt preiſen, daß ich euch gebar! So ſagte ſie und hob beide auf und drückte ſie an ihre anmuthsvollen Lippen.

Indem ſah ich, nicht fern von hier, eine kleine Schaar von Knaben mit ihren Schweſtern in holdſeliger Eintracht unter den Blumen ſpielen. Sie betrachteten dieſelben aufmerkſam, und jeder wählte ſich einen Liebling und gab ihm den Namen einer von ſeinen Schweſtern. Vor der Wohnung ſah ich verſchiedene Mädchen beſchäftiget: dieſe, Körbe von geſpaltenem Rohre zu flechten; jene, Obſt und Gewächſe zum Abendmahl des Hauſes zu bereiten; andere, auf wollene Tapeten, die ſie ſelbſt gewirkt hatten, nachahmende Blumen und Laubwerk zu ſticken. Ihr gelbes Haupthaar war mit Roſen durchflochten, und ihre Schönheit glich der Morgenröthe, wenn ſie ihre friſche Roſenfarbe über erwachte Hügel verbreitet. Jede lächelte die Andere voll Liebe an und ſchien ſich ihrer eignen Liebenswürdigkeit nicht bewußt zu ſeyn. Sie ſangen unter ihrer harmloſen Arbeit anmuthige Geſänge, welche die jüngſte der Schweſtern mit der helltönenden Laute begleitete.

„Wie ſchön biſt du (ſangen ſie), o Abendſonne, auf den weſtlichen Hügeln, wenn du unter dem glühenden Gebüſch hervorſchimmerſt! Wie lieblich ſind die letzten Blicke, die du auf die Fluren herabwirfſt, die ſchon halb im Schatten liegen! Eile, du reine Quelle des Lichts, unſern Verwandten auf der andern Hälfte der Erde den lieblichen Tag zu bringen. Jetzt färben ſich dort die Spitzen der Berge! Jetzt erwachen ihre Paradieſe mit neuer Schönheit, im glänzenden Thau gebadet. Jede Blume öffnet ihren balſamiſchen Kelch und athmet dir ein Opfer von ſüßen Gerüchen entgegen.

Jetzt erwachen ſie, unſere Mitgenoſſen an Seligkeit, und grüßen frohlockend deine Ankunft, die ſie zur ſüßen Arbeit ruft; indem wir, vom ſtillen Mond umglänzt, ſanft ermüdet in duftenden Schatten ſchlummern, und lächelnde Träume gleich Engelsgeſtalten um unſere Schläfe ſchweben.“

Von dem anmuthigen Nachklang dieſer Stimmen begleitet, begab ich mich tiefer in den Hain, von Gedanken gedrängt, deren Entwicklung Einſamkeit und grüne Schatten befördern. Oft fragte ich mich ſelbſt, ob mich nicht ein angenehmer Traum täuſche? Aber meine Empfindungen waren ſo lebhaft, daß ich nicht zweifeln konnte, Alles wirklich zu ſehen und zu hören, was mein Auge und Ohr bezauberte. Dann befiel mich ein ſanftes Staunen, eine ſüße Schwermuth, und eine ſtille Thräne ſchlich ſich die Wangen herab. Ach! möchtet ihr hier ſeyn, wünſchte mein Herz, ihr, die ich liebe, ihr, deren die Welt, die ihr zieret, nicht werth iſt! Möchtet ihr hier ſeyn, meine Freunde, mit Allen, deren Güte und Redlichkeit ſie eines Paradieſes würdig macht: möchtet ihr hier ſeyn! — So wollten wir auf dieſem Berge wohnen und des Lebens froh werden, deſſen Genuß uns die Thoren jener Unterwelt nicht erlauben. Hier ſollte — aber mitten in dieſem zärtlichen, unbeſonnenen Wunſch unterbrach mich der Genius, der ſich mir unbemerkt genähert hatte. Laß die Vorſicht, ſprach er, für die Tugendhaften ſorgen, die du gern in dieſe Welt der Unſchuld retten möchteſt. Der Stand, worin ſie jetzt ſind, iſt ihnen von einem Weſen ausgeſucht worden, das in allen Welten keinen fand, der ſich beſſer für ſie ſchickte. Und ſieheſt du nicht, wie grauſam dein Wunſch iſt, alle Tugendhafte, die unter dem Monde zerſtreut ſind, an einen Ort zu bringen? Was wäre das Anderes, als vor der Zeit die Guten in einen Himmel verſetzen und aus der übrigen Erde eine Hölle machen? Denn eben dieſe engelähnlichen Seelen, die wie ſüßduftende Blumen mitten unter Unkraut und Dornen hervorblühen, verhindern ganz allein, daß die Erde keine gänzliche Wildniß werde.

Da er so sprach, hörten wir fern her ein angenehmes Concert vieler Stimmen, von kühlen Zephyrn halb verwebt, durch den Cedernwald rauschen. Eilends folgten wir dem lieblichen Getön, welches uns, ungesehen unter dem Schleier einer ätherischen Wolke, zu einer liebenswürdigen Versammlung leitete. Die ganze Familie, von der ich vorher einige Glieder sah, hatte sich versammelt, um ihre gewöhnlichen Abendhymnen in den allgemeinen Lobgesang zu mischen, den die Natur unaufhörlich ihrem Schöpfer bringt. Die Väter waren mit ihren Söhnen von ihrer täglichen Arbeit in den Schooß der Ihrigen zurückgeeilt, wo die zärtlichsten Freuden auf sie warteten. Jede schöne Gattin flog dem geliebten Mann mit offnen Armen entgegen; ein lieblicher Schwarm holdseliger Kinder scherzte mit jugendlichen Liebkosungen um die Knie der Väter und begleiteten sie frohlockend in die Hütte, wo ein gesundes Mahl bereitet stand, von der einfältigen Natur aufgetragen, nicht von der Kunst verderbt, deren leckerhafte Erfindungen die Nerven der Gesundheit angreifen, um einen von Schwelgerei abgenutzten Geschmack zu reizen. Liebreiche Vertraulichkeit und unschuldige Munterkeit herrschten über dem geselligen Mahl, und hätten auch schlechte Speisen schmackhaft machen können. Alsdann gingen sie vor die Hütte, um die schöne Gegend im Mondschein zu betrachten und, eh sie sich in die weichen Arme des Schlafes legten, dem Schöpfer ihr Loblied zu bringen, dessen sanft säuselnde Gegenwart sie unter den Bäumen zu spüren glaubten. Welch ein Concert war dieses, und wie weit über diese weichen wollustathmenden Lieder hesperischer Sängerinnen erhaben, die nur eine Speise der Ohren sind, ja, allzuoft dem Gesang der Sirenen gleichen, der zu einer tödtlichen Lust an ihre gebeinvollen Ufer lud! Es war eine Symphonie von höherer

Art, welche die Seele ſelbſt in Muſik ſtimmte und Engel oder Geiſter des Aethers anlockte, auf Abendwolken ſich herabzulaſſen oder vom Wipfel ätheriſcher Cedern dem frommen Geſang zuzuhören. Wir näherten uns, von der ſüßen Gewalt der mächtigen Harmonie gezogen, die uns in anmuthsvoller Verwirrung entgegen kam. Wie wenn an einem Frühlingsmorgen die Freude tauſend liebliche Kehlen öffnet, die hervorgehende Sonne zu begrüßen: die Lerche wirbelt in der hohen Luft ihre ſanften Melodien, indem die Grasmücke unter bethauten Zweigen helle durchdringende Töne ſchleift; mit ihrem Geſang vermiſcht ſich das Pfeifen und Zwitſchern der andern Vögel, und das Geſumſe der fleißigen Bienen, die um die friſchen Violen und den gewürzten Thymus flattern; der murmelnde Bach und das Säuſeln junger Morgenwinde, die zwiſchen den belaubten Gewölben ihre Roſenflügel ſchütteln, vermehrt die freudige Symphonie, und dem Hirten, der auf einem Hügel mit lauſchendem Ohre horcht, hüpfet vor Freuden das Herz: ſo, oder noch viel angenehmer, tönte uns dieß vereinte Loblied der Menſchen, welches durch die ambroſiſche Nacht weit und breit erſchallete und von dem einſamen Echo in den vorüberſtehenden Bergen nachgeſungen wurde. Männliche Stimmen waren mit ſanftern weiblichen nach verſchiedenen Graden abgeſetzt. Auch die Kinder verſuchten, in noch wankenden, aber doch lieblichen Tönen, das Lob ihres Schöpfers, den ſie beſſer fühlten als kannten; ja, die Säuglinge ſelbſt ſtammelten mit ſüßem Lächeln harmoniſche Töne auf den Armen der entzückten Mütter.

„Wie ſchön biſt du (ſo ſang der heilige Chor) in deiner ſchlummernden Schönheit, o Erde! Wie anmuthsvoll leuchtet deine Geſtalt unter dem ſchattigen Mondlicht hervor.“

„Wie erquickt ruht das Auge, von den hohen Farben des goldnen Tages ermüdet, auf der matten Dämmrung! Indeß träufelt aus leichtſchwebenden Gewölken der balſamiſche Thau, indem die Abendlüfte mit fächelnden Schwingen jede ſchlafende Blume kühlen.“

„So erneuerſt du deine Kräfte, o Erde, und blüheſt in ewig friſcher Jugend; ſchön, wie ein Garten Gottes, wie ein Wiederſchein des Himmels. wo unſer noch blödes Auge ſich allmählich zum Anſchauen des Göttlichen angewöhnet.“

„O du, wie ſoll dich der Menſch, wie ſoll der Himmel dich nennen, Unausſprechlicher? Oder iſt nicht dein würdigſter Name Liebe? Ach! könnte das entzückte Herz dir ſeine Empfindungen ſtammeln! Welch ein Gedanke iſt das, für dich geſchaffen zu ſeyn! Mit Zittern wagt die Seele, die zugleich ſich ſelbſt fühlt, den unausſprechlichen Gedanken. Aber eine mächtige Stimme (iſt es nicht deine Stimme, o du allgegenwärtige Seele der Geiſter?) nöthigt die bebende Seele mit ſüßer Allmacht, den kühnen Gedanken von Neuem zu denken! Die ganze Natur und jeder Augenblick unſers Daſeyns beſtätigt ihn. Denn an wen erinnert uns jedes Geſchöpf als an dich? Wem nähert uns jede Freude als dir? Und warum ſeufzet die Seele, wenn ſie ganz im Vergnügen ſchwimmt, das von allen Seiten auf ſie zufließt, nach wem ſeufzet ſie als nach dir? Nach dir, du höchſte Vollkommenheit, für die ſie geſchaffen iſt!“

„Jede frohe Empfindung, und mit wie vielen überhäufeſt du uns! wirft ein Licht auf unſre Seele, in welchem wir dich erblicken und in dir den Vater, den Wohlthäter, den ewigen, geheimnißvollen Urquell des Guten, von dem auch die ſchwachen Ausflüſſe, deren wir jetzt fähig ſind, uns entzücken.“

„O, jauchze über dein Daseyn, unsterbliche Seele! Preise ihn, meine Seele, preiset ihn mit mir, harmonische Seelen, und ihr, die ihr uns umgebet, ihr sichtbare Geister, die wir oft in stillen Nächten hören, wenn ihr, auf goldnen Wolken schwebend, die heitre Luft mit begeisterten Hymnen erregt. Und ihr unsichtbare Engel, lobet ihn! Ihr Sterne, die ihr von jenem majestätischen Himmel in ruhigem Glanze herabseht, von glückseligen Geschöpfen, unsern Freunden, bewohnt, um, wie wir, zum Anschauen des Unendlichen zubereitet zu werden. — Stimmet ein in den allgemeinen Lobgesang!"

„Welch ein hoher feierlicher Anblick! Ruhe, mein Auge, mit Adlersblicken auf diesem himmlischen Schauplatz, wo die Gottheit ihre unendlichen Herrlichkeiten der tausendmal tausend Myriaden anbetender Geister ausbreitet! Alles, was du siehest, ist ein Ganzes, ein System, ein symmetrischer Bau, ein Tempel Gottes, wo jede Sphäre ein Altar, und auch du, o Mensch, sein Priester bist. Welch ein Gedanke ist das! In welche Empfindungen löst er die entzückte Seele auf! Ja, lobe ihn, meine Seele, und Alles, was in dir ist, lobe ihn! Lobet ihn meine Gedanken! Lobet ihn, ihr stille Empfindungen, ihr noch zarte unentwickelte Neigungen, lobet ihn. O du, der du allein die unmächtigen glühenden Wünsche unserer Herzen erfüllen kannst, hauche du selbst dein Lob in unsere Seelen! Und ihr, Geister und englische Kräfte, sprechet in erhabnen Tönen aus, was die menschliche Seele nur seufzen kann!"

So sangen sie mit abwechselnden Stimmen. Der sanfte Mond stand wie entzückt am azurnen Himmel, kein murmelnder Bach, kein Lüftchen, kein flüsterndes Blatt störte die fromme Harmonie; die Hügel schwiegen ehrfurchtsvoll

umher, und die Nachtigall horchte mit lauſchendem Ohr an der Spitze des Zweiges. Aber aus der hohen Luft hörte man ätheriſche Saitenſpieler, auf goldnen Wolken ſchwebend, den heiligen Geſang mit einer entzückenden Symphonie begleiten; ein heller flammender Glanz ſtreifte über den Hain und die Hügel hin; die Gegend hob ſich wie verklärt aus dem Dunkeln hervor, und ambroſiſche Gerüche flatterten in der kühlen Luft. Die Muſik hatte lange ſchon geſchwiegen, da man noch einen lieblichen Nachklang in den Bergen vernahm und ein harmoniſches Säuſeln zwiſchen den Bäumen, als ob jedes Blatt eine Stimme worden wäre.

Die Menſchen vertheilten ſich hierauf nach dieſer heiligen Symphonie ihrer Seelen. Einige begaben ſich unter dichte Schatten oder an den blumigen Rand einer ſchläfrig murmelnden Quelle, wo ſie auf dem Lager von Violen in frohen Empfindungen einſchliefen, indem die Nachtigall die entzückte Nacht mit ihrem Geſang aufhielt; indeſſen Andre, geſellig oder allein, die ſchöne Gegend durchwandelten, um aus dem Anſchauen der ſchlummernden Natur ein frommes Vergnügen zu ſchöpfen. Sie beſuchten ihre bekannten Luſtgänge oder abgelegene Reviere von wildem Anſehen und geheiligte Grotten, an deren weiße Felſenwände der Mond einen ſanftzitternden Glanz ſtreute; einſame Oerter, wo in tiefer Stille die Betrachtung wohnt, wo die Seele, von den Sinnen abgezogen, gleich einer unbewegten See, deren ſpiegelglatte Fläche ſelbſt von keinem Zephyr gekräuſelt wird, das Bild der Gottheit auffaßt und über das neue Licht, das in ihr umherſtrahlet, erſtaunt und über die großen Ausſichten und ſtillentzückenden Hoffnungen, die ſich plötzlich vor ihr enthüllen.

Gedankenvoll begab ich mich jetzt ins Einſame, eine ſtille Schwermuth umzog meine Seele, da ſie von dem Anſchauen

dieſer glücklichen Menſchen einen Blick auf die gefallene Erde warf und empfand, wie viel wir verloren haben! Ach, dacht' ich, wie ſelig ſind dieſe Menſchen durch die Empfindung, daß ſie von Gott abhangen. Eine ſolche Seligkeit war auch uns zugedacht; aber wir wollten nicht von Gott abhangen, und dieß iſt noch jetzt die natürliche Quelle unſeres Elends. Ach! was iſt aus unſerer Erde worden, die ehemals ein Paradies war! Ach! was iſt aus dem Geſchöpf worden, welches in engelähnlicher Schönheit das Bild des Schöpfers von ſich ſtrahlte! O, dieſer traurige Gedanke läßt mich keinen andern Verluſt beweinen! Ich klage nicht deine verwelkte Schönheit, o Erde, ehemals ein Abglanz des Himmels, nicht deine ewigblühenden Luſtgefilde, noch die Bäume mit ambroſiſcher Frucht und den unſterblichen Frühling, der den Fußtritt der majeſtätiſchen Menſchen, wo ſie gingen, mit Blumen beſtreute. Aber die auf ewig verblühte Unſchuld, das nicht mehr unverfälſchte Herz, die verlorne Schönheit der Empfindungen, die erloſchne Flamme der allgemeinen Liebe, die zerſtörte Harmonie — ach, dieſen Verluſt beweine, meine Seele! Ja, traure, mein Herz, und ihr, meine Augen, weinet; weinet, indem ſo viele Myriaden meiner Brüder, ihres Jammers uneingedenk, in eiteln Freuden ſich verlieren und die kurze Zeit durchſcherzen, die ihr Schickſal entſcheiden ſoll.

Von welch einem Himmel iſt unſre Erde herabgeſtürzt! Von welch einer Hoheit iſt die menſchliche Natur geſunken! Wie verfinſtert iſt der Verſtand, deſſen Auge unverwandt auf das Urbild aller Vollkommenheit und Wahrheit gerichtet ſeyn ſollte! Welch ein Labyrinth von wilden Begierden iſt das Herz, welches beſtimmt war, ein heiliger Tempel des göttlichen Geiſtes zu ſeyn, in welchem die reinſte Liebe zu Gott ewig brennen ſollte! Wie eitel und unbändig ſind dieſe

Triebe, die uns wie auf Flügeln der Engel ſchneller zu Gott empor tragen ſollten! Von der Wahrheit, dem Licht, worin Gott wohnt, und welches von ihm über alle Geiſter ausfließet, ſind uns nur zweifelhafte Strahlen übrig geblieben, die über den Verſtand hinſtreifen und der Seele keine Wärme geben. Die Wahrheit, wenn ſie nicht in einem verdunkelten Verſtand gebrochen und zerſtreut wird, ſenkt ſich mit vollem grabem Strahl ins Herz, befruchtet ſeine Neigungen und macht ſie in ein Paradies von Tugenden aufblühen. So wirket ſie in dieſer unſchuldigen Welt. Aber wir Elende haben die Wahrheit mit der Unſchuld verloren. Unſre von Thorheit geſchwächten, von Leidenſchaften geblendeten Augen können ihren Glanz nicht mehr ertragen. Wir haſſen das Licht, weil es unſre Häßlichkeit aufdeckt. Kläglicher Verfall eines Geſchöpfes, das in ſeinem Urſprung ſo gut, ſo heilig, ſo göttlich war! Ach! der Verfall iſt ſo tief, daß es auch denen, die nicht darüber ſpotten, unglaublich und romanhaft tönt, wenn wir hören, daß der Menſch den Engeln gleich ſeyn ſollte. Denn, ehe wir eine denkende Seele in uns fühlen, werden wir ſchon verderbt. Alles, was uns umringt, hemmet die Entwicklung dieſer Selbſtempfindung, die uns zur Erkenntniß unſerer Natur und Beſtimmung führen würde. Wir bilden uns nach fehlerhaften Beiſpielen und lieben das Böſe, ehe wir das Gute kennen. Der Witz ſchmeichelt dem Affect, und die Welt rechtfertiget ihn durch die Gewohnheit. — O Himmel, wie kannſt du einem ſolchen Verderben zuſehen! Wie kannſt du eine Welt dulden, deren Häßlichkeit Viele ſo ſehr erſchreckte, daß ſie ſich genöthigt ſahen, einen böſen Gott, den Urheber alles Uebels zu erdichten, damit die Schmach nicht auf den Anbetenswürdigen fiele, von dem nur Gutes entſpringen kann.

Indem ich so dachte, erschien mir plötzlich der Genius wieder und sah mich an, als ob er lesen wollte, was in meinem Gemüthe vorging. Ich war so sehr von meinen Betrachtungen gerührt, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm alle diese Gedanken zu sagen, welche die Vergleichung der unschuldigen Menschen mit mir und meinen Brüdern auf der gefallnen Erde in mir erregt hatten. Er hörte mich liebreich an; dann sprach er mit sanfter Stimme und einem Blick voll mitleidiger Liebe:

Ich liebe diese Zärtlichkeit, die dich für deine Brüder weinen macht. Wie selten sind bei Menschen Thränen über ihr wahres Elend! Diese Wehmuth deines Herzens über den Anblick des allgemeinen Verderbens, das sich eines ganzen Geschlechts unsterblicher Wesen bemächtiget hat, ist eine Frucht des guten Geistes, der dein Herz zu beleben angefangen hat. Was ihr gemeiniglich Uebel nennt, Krankheit, Armuth, Verachtung, Trennung von seinen Freunden, so empfindlich auch diese Uebel sind, so sind sie doch dem Rechtschaffnen eine leichte Last. Aber darüber trauern, darüber weinen sie, daß Menschen sind, die Gott nicht lieben; daß Menschen sind, die ihre Seele wie Spreu dahin werfen, die sich gegen die Reizungen der Wahrheit verhärten, deren Herz eine Grube der verächtlichsten und giftigsten Neigungen ist, die in der Gegenwart Gottes Uebels thun und erst zu spät zittern — das jammert den Redlichen! Darüber weinen selbst die Engel, denen der Tag, an dem ein Sünder zu Gott umkehret, ein Festtag ist.

Aber hüte dich, fuhr er fort, daß dich die Betrachtung des menschlichen Elends nicht bis in finstre Gedanken und in Zweifel treibe, die auf die Vorsehung selbst ihren Schatten werfen. Traure aus zärtlichem Mitleiden, daß die

Menſchen nicht ſind, was ſie ſeyn ſollten; aber glaube auch, daß die gefallene Welt ſo viel Gutes hat, als nöthig iſt, in der grenzenloſen Sphäre der Allgegenwart Gottes geduldet zu werden. Ja, noch mehr, die gefallene Welt, der Schauplatz der Sünde und des Todes, iſt durch göttliche Künſte genöthiget, noch mehr als jene unſchuldigen, jene himmliſchen Welten, die in urſprünglicher Schönheit glänzen, ihren Schöpfer zu verherrlichen.

Damit dir dieſes klarer werde, ſo erinnere dich, daß es eine natürliche Folge der Schwäche des menſchlichen Verſtandes iſt, wenn du in einem Ganzen, das aus unendlich vielen Theilen zuſammengeſetzt iſt, Unordnung findeſt. Denn eben ſo ſcheinen auch die Sterne, die in heitrer Nacht aus den Tiefen des Aethers hervorſchimmern, in ungefährer Verwirrung durcheinander geworfen; da du doch, als ich dich in den wahren Geſichtspunkt ſtellte, über die unausſprechliche Schönheit ihrer Anordnung entzückt wurdeſt. Eben ſo ſcheint öfters die menſchliche Welt ein Werk des Zufalls zu ſeyn, worin kein feſter Plan, keine Grundideen und Abſichten eines über das Ganze regierenden Geiſtes ſind; aber die Urſache dieſer Anſcheinung iſt in der Blödigkeit und engen Sphäre unſeres Auges. Der oberſte Geiſt, vor dem Alles aufgedeckt liegt, ſiehet die Harmonie mit ſeinen Abſichten, die einzige Schönheit, die vor ihm gilt; er ſieht Zuſammenhang und Ordnung in eben dieſer Welt, vor deren Anblick dir grauet, wenn du ſie nur von der dunkeln Seite anſchaueſt. Dem Menſchen ſoll genug ſeyn, zu wiſſen, daß Gott ſeine Abſichten erreicht ſieht. Die moraliſche Ordnung iſt eine unſichtbare Schönheit für euch, in viele Decken und Schleier eingehüllt, welche zuletzt fallen und euren erſtaunten Augen eine ganz vollkommene Geſtalt und untadelige Schönheit darſtellen werden.

Vielleicht erwarteſt du mehr von mir, als Vertröſtung und Hoffnung einer künftigen Erhöhung deines dämmernden Verſtandes. Aber es iſt euch in eurem jetzigen Zuſtand nichts nöthiger, als zu glauben, daß das Ganze gut ſey und zur Ehre des Schöpfers ausfallen werde, ob ihr gleich nicht deutlich einſehet, wie dieſes zugehe. Mache es wie Maria, die reinſte unter den Seelen, die jemals ein weibliches Herz belebt haben: als ſie über das, was ihr Gabriel ankündigte, beſtürzt war, weil ſie nicht begreifen konnte, wie es möglich ſey, ſo beruhigte ſie ſich doch vollkommen, ſobald ihr der Engel antwortete: Die Kraft des Allerhöchſten wird dich überſchatten. So oft Zweifel dein Gemüth bewölken, ſo oft die ſittliche Unordnung auf Erden und die Labyrinthe der göttlichen Wege deine Gedanken verwirren, ſo ſtille dich ſelbſt nach dem Beiſpiel des Patriarchen mit der Verſicherung: Der Herr wird's beſorgen!

Indeſſen iſt es möglich, auch ehe die Zeit des Glaubens ſich in die Zeit des Anſchauens verwandelt, mitten durch die Decken, von denen ich dir ſagte, einige Blicke in die verborgene Schönheit der Welt zu thun, deren Fall dein frommes Herz beklagt.

Meineſt du wohl, daß eben dieſe gefallne Welt Schönheiten, ſelbſt in den Augen des Ewigen, hat, welche keine andere Sphäre zeigen kann? — Eine kleine Ueberlegung wird dir zeigen, daß es Tugenden unter euch gibt, die nur in einer gefallnen Welt möglich ſind. Was iſt ſchöner als die Geduld einer gefühlvollen Seele, die ſich willig ihren Leiden unterzieht, weil ſie glaubt, daß ſie ihr von der Hand des Herrn auferlegt ſind? Was iſt herrlicher als der Kampf des Tugendhaften mit ſeinen Leidenſchaften? Je mehr Hinderniſſe die Tugend zu beſiegen hat, deſto heller und größer

bricht sie hervor; der Widerstand nöthigt sie, alle ihre Kräfte zusammen zu fassen. Der Sieg ist desto edler, je mehr er kostet, und die Tugend desto größer, je schwieriger sie ist. Die Keuschheit eines Josephs ist in gewisser Absicht schöner, als die Reinigkeit eines Seraphs; denn jener mußte Reizungen verachten, denen fast alle Menschen unterliegen; er mußte in eben demselben Augenblick die Schönheit und die Wollust, Zulika und sich selbst uberwinden. —

Wie oft ergetzen wir uns, obgleich euren Augen unsichtbar, wenn wir Seelen sehen, welche mitten im Gedränge der bethörten Sterblichen die Wahrheit suchen, unermüdet, ob sie ihnen gleich immer wieder zu entfliehen scheint; Seelen, die vom Beispiel der Welt unverderbt auf dem Weg der Redlichkeit fortgehen, die in innerlicher Stille über sich selbst wachen, die einen Bund mit ihren Augen machen und ihren Sinnen einen Zügel anlegen, die über ihre kleinsten Fehler zittern und jeden neuen Schritt auf der Bahn der Vollkommenheit für einen Gewinn ansehen; Seelen, welche der Anblick des Todes, mit allen seinen Schreckniſſen bewaffnet, nicht bewegen kann, die Wahrheit zu verleugnen. Solche Seelen zu sehen, ist für himmlische Geister entzückend; wir spähen sie sorgfältig aus; die Niedrigkeit, die sie verhüllet, kann sie vor unsern Blicken nicht verbergen; die Welt sieht nur ihre äußere Gestalt, wir bewundern die inwendige Schönheit, die für den Himmel reifet.

Ist es nicht ein wunderbares, ein erstaunliches Schauspiel und himmlischer Zuschauer würdig, in einer Welt, wo das Böse seinen Sitz aufgeschlagen zu haben scheint, englische Tugenden, göttliche Schönheiten zu sehen? Aber Alles dieses ist ein Werk der Gnade; nur der Geist,

deſſen Weisheit Liebe, deſſen Liebe Allmacht iſt, konnte ein ſolches Werk ausführen; nur er kann eben dieſe Welt, die ihm Satan entwenden wollte, eben dieſe Welt, die ihren Schöpfer zu verunehren drohete, zum herrlichen Schauplatz ſeiner wundervollen Vollkommenheiten und zum Augenmerk aller Engel und Geiſter machen.

Platonische Betrachtungen

über den Menschen.

1755.

In der unendlichen Leiter der lebenden und beseelten Geschöpfe steht der Mensch, wie es scheint, in der Mitte und verbindet die Welt der Geister mit dem unabsehbaren Reiche der Thiere. Seiner Gestalt nach scheinet er weiter nichts als das schönste und vornehmste unter den Thieren; aber seine Werke zeigen, daß englische Fähigkeiten in diesen Leib eingeschränkt sind. Die Vernunft gibt auch seinem sinnlichen Vermögen eine unendlich weitere Ausdehnung als den andern Thieren. Mit Augen, welche schwächer sind als des Adlers, sieht er die entferntesten Gestirne, dringt in die Tiefen des Meeres und entblöst das Eingeweide der Erde. Seine Einbildungskraft entdeckt ihm unzählbare Welten und ahmet von ferne dem Schöpfer nach, der in einem Anblick einen Himmel voll Ordnung und Schönheit aus dem Nichts hervorrufen kann. Er holt das Vergangene zurück und gibt ihm eine zweite Wirklichkeit; er überschaut das Gegenwärtige und deckt sogar den Vorhang der Zukunft auf. Durch die Fähigkeit, seine Begriffe in Ordnung zu bringen, ist er im Stand, unzählige Empfindungen und Vorstellungen zu erhalten, die sich sonst in der Menge verloren hätten. Und durch das Vermögen, die Regel des Schönen und Angenehmen zu entdecken, kann er die Grenzen seiner Vergnügen fast ins Unendliche erweitern. — Nehmet ihm die Vernunft und lasset nur das Thier übrig: der Mensch wird in einem sehr kleinen Kreise empfinden, er wird immer die

gleichen Vorſtellungen haben, er wird wenigen Trieben der Natur immer gleich genug thun; jeder Tag wird ihm der vorige ſeyn, er wird eine Uhr ſeyn, die immer gleich läuft, bis ſie die Bewegung verliert. Ein Thier iſt nicht Meiſter weder über die Eindrücke, die es von außen bekommt, noch über die Triebe, die dadurch erregt werden. Es kann weder ſeine Freuden vergrößern, noch ſeine Schmerzen verringern. Der Menſch empfindet faſt jedes Vergnügen dreifach und jedes Mal mit eigenen Reizungen begleitet. Er ſieht es zum voraus, er genießt es, eh' es da iſt, und die Hoffnung vergrößert es vor ſeinen Augen. Nachdem er es genoſſen hat, kann er es wieder erneuern, ſo oft er will, und vermittelſt einer kleinen Entzückung, welche durch die wunderbaren Triebfedern der Imagination hervorgebracht wird, es faſt bis zur Lebhaftigkeit der wirklichen Empfindung erhöhen. Seine Gefühle ſind feiner, ordentlicher und verknüpfter, und ſie ſind auch mehr in ſeiner Gewalt. Selbſt die widrigen ſind es; denn er kann ſie verkleinern, entfernen oder mit angenehmen Farben übermalen; ja, ſo groß iſt die Gewalt der Vernunft, daß ſie aus dem Schmerz ſelbſt Vergnügen erzwingen kann.

So große Einflüſſe hat die Vernunft auf die ſinnlichen Kräfte der Seele. Sie erhöhet, verſchönert und erweitert ſie und adelt das Thier zu einer Art von Engeln.

Aber wie vortrefflich iſt dieſe Vernunft, an ſich ſelbſt betrachtet, und wie groß macht ſie den Menſchen, da ſie das Reich der Wahrheit vor ihm aufſchließt und ihn in den ewigen Geſetzen der Ordnung und Vollkommenheit unterweiſet! Sie führt ihn von Stufe zu Stufe bis zum unendlichen vollkommnen Weſen; — doch ſie braucht dazu keinen ſo langen Weg; ſie zeigt es ihm in einem jeden Object, in einer

Blume des Feldes, in einem Insect, das seine Flügel in den Sonnenstrahlen entfaltet. Sie zeigt ihm mehr in der Natur, als die bloßen Augen dem Thier zeigen; sie liest darin die Gedanken Gottes, den Entwurf und die Absichten des Schöpfers, die Tugenden der vollkommnen Güte. Dieses innere Auge übertrifft Myriaden von leiblichen Augen, sagt Plato; denn durch dieses entdecken wir die Dinge, wie sie sind. Es siehet, wie aus Gott, dem ewigen Ursprung dessen, was möglich und wirklich ist, das ganze System der Wahrheiten fließt und in ihm wieder zusammenlauft. Es lehrt uns die Gesetze der Glückseligkeit, die Richtschnur aller Bewegungen unserer Seelen, aller Handlungen des ganzen Menschen, und zeigt, daß die Grundgesetze, von denen das Wohl der Menschen abhängt, eben dieselben sind, welchen jeder Erzengel gehorcht, eben dieselben, nach welchen Gott selbst handelt.

Lasset uns jetzt einen Blick thun auf das, was der Mensch auf diesem Planeten ausgerichtet hat, der zum ersten Theater seiner Fähigkeiten geschaffen worden. Allenthalben werden wir den Beherrscher der Erde finden. Hier sehen wir Wüsten zu blühenden Gärten umgeschaffen, Wildnisse und grauenvolle Wälder in fruchtbare Ebnen verwandelt und genöthigt, unzähligen Einwohnern Ueberfluß zu geben, ganze Länder dem Wasser entrissen, Felsen in bequeme Wohnungen der Menschen ausgehauen. Hier zeugen Pyramiden und Tempel von der allmächtigen Kunst des Menschen. Die bloßen Ruinen von Persepolis sind Denkmäler, daß einmal Geschöpfe da gewohnt haben, welche der Natur befehlen konnten. Sehet dort einen Prariteles dem todten Marmor Leben und Anmuth geben und Halbgötter aus Steinen hervorziehen! — Hier ist eine leere Tafel und etwas geriebne Erde.

In weniger Zeit wird die Hand eines Apelles, welche einem unſichtbaren Geiſte nacharbeitet, unſere Augen mit der reizenden Geſtalt einer Nymphe bezaubern, die von keiner lebenden Schönen ohne Eiferſucht geſehen wird. — Wer wird glauben, daß in dieſen ſtummen Saiten Harmonien verborgen ſind, welche das Herz ſchmelzen und die Seele in wenigen Minuten durch den ganzen Labyrinth der Leidenſchaften fortreißen? Aber laſſet einen Tonkünſtler mit Fingern, deren jeder eine Seele zu haben ſcheint, dieſe ſtummen Saiten beherrſchen, und ihr werdet lauter Ohr, lauter Harmonie werden, erſtaunen über das, was ein Menſch vermag.

Durch den Einfluß der Vernunft in das Herz wird die Tugend hervorgebracht, die allein das iſt, was den Menſchen ſeines Urhebers würdig machen kann; dieſe Güte, die ihre höchſte Freude im Glück aller Geſchöpfe findet; dieſe liebreichen Neigungen, welche immer beſchäftigt ſind, wohl zu thun; dieſe Liebe zu Allem, was uns durch Schönheit oder Vollkommenheit an das Göttliche erinnert; dieſe richtige Stimmung der Affecte und Empfindungen, welche mit der Vernunft oder den ewigen Geſetzen der Ordnung die angenehmſte Symphonie machen. Was iſt ſchöner als der tugendhafte Menſch? Und daß er es ſeyn könne, beweiſen eben dieſe Jahrbücher aller Zeiten, die durch die edeln, großmüthigen und wohlthätigen Beiſpiele rechtſchaffner Menſchen den Abſcheu mildern, den die Beiſpiele der Laſter und Ausſchweifungen der größern Anzahl uns gegen unſere eigne Natur einhauchen, und die uns Muth machen, zu glauben, daß weder die Gewalt einer zwingenden Fatalität, noch eine innerliche Bosheit unſerer Natur auch uns verhindern könne, ſo gut zu werden, als Menſchen bereits geweſen ſind.

Sollte nun der Menſch mit ſolchen Fähigkeiten nur für dieſen engen Kreis, für dieſe kurze Zeit, für ein Leben, welches eher einem Mittelſtand zwiſchen Seyn und Nichtſeyn als einem wahren Leben gleicht, geſchaffen ſeyn? — Wir wollen nicht lange muthmaßen. Ein göttliches Licht leuchtet hier, wo ſich die letzten Strahlen der Vernunft in Ungewißheit verlieren. Gott redet und entdeckt uns die Zukunft und ſeine Abſichten! Erhabne Abſichten! Glänzende Zukunft!

Der Menſch iſt einer unendlichen Veredlung fähig, der Menſch iſt für die Ewigkeit erſchaffen! Nur dieſe Wahrheit löſet das ſonſt unbegreifliche Räthſel der menſchlichen Begierden auf, die unter den unendlichen Dingen keinen Gegenſtand finden, der ſie erſchöpfen könnte. Dieſes dunkle Gefühl unſrer Beſtimmung, dieſer Hang zum Unendlichen arbeitet insgeheim in jeder menſchlichen Bruſt. Ein Alexander, der am äußerſten Geſtade des Oceans weint,

Daß, andre Welten zu bezwingen,
Der Himmel keine Brücke hat;

Nero, der durch ungeheure und gigantiſche Freuden den Ekel ſeiner Seele heilen will; — dieſe ſelbſt, ſo ſehr ſie ſonſt die menſchliche Natur verunehren, geben hierin ein Zeugniß ihrer angebornen Größe, die noch aus ihren Ruinen hervorſchimmert. Dieſe unerſättlichen Neigungen waren für das Unendliche beſtimmt.

Wie ſchön iſt dieſes Gemälde vom Menſchen, und wer wollte glauben, daß es nicht der Wahrheit gemäß ſey, oder daß die bloſe Einbildungskraft eines Dichters etwas Schöneres ſollte herausbringen können, als der Schöpfer ſchaffen wollte? Aber ich habe nichts Anderes vom Menſchen geſagt, als was Erfahrung und göttliche Orakel beſtätigen. Der Menſch iſt

ein vernünftiges Geſchöpf, ein Bild der Gottheit, ein Verwandter der Engel oder ein Engel in thieriſcher Geſtalt, welche durch den inwohnenden Geiſt geadelt und verſchönert wird; eines von den erhabenen Weſen, welche, gleich kleinen ſubordinirten Göttern, ihre Sphären beherrſchen und durch Weisheit und Güte an dem gemeinſchaftlichen Zweck des ganzen Weltſyſtems arbeiten. Engel ſind ſeine Geſchlechtsverwandte, Engel ſorgen für ihn und zeichnen ſeine Thaten auf. Der Menſch allein denkt klein vom Menſchen, ſagt Young. — Aber ſollte uns nicht eben dieſes an der Wahrheit unſeres Gemäldes zweifeln machen? — Nein. Der Menſch iſt in ſeiner Anlage und nach ſeiner Beſtimmung, wie wir ihn beſchrieben haben; es braucht nicht wenig, ein ſo herrliches Werk zu verunſtalten; aber auch in den Ueberbleibſeln der Zerſtümmlung entdecken wir genugſam ein bewundernswürdiges Werk eines göttlichen Verſtandes.

Die ganze Vollkommenheit des Menſchen beſteht in Fähigkeiten, die gleichſam in einander gewickelt im Schoß der Seele liegen und Zeit, glückliche Einflüſſe und die treibende Wärme gemäßigter Gemüthsbewegung nöthig haben, um zur Wirklichkeit hervorzublühen. Wird der Ausbruch dieſer Fähigkeit gehemmt, wird entweder der Anbau der Seele ganz und gar oder doch darin die gehörige Ordnung und Aufmerkſamkeit auf den Fingerzeig der Natur verſäumt; ſo muß nothwendig eine Mißgeſtalt herauskommen, welche durch ihre Ungleichheiten und den Mangel an Ebenmaß den Weiſen ſelbſt im Zweifel läßt, wie er ihr Daſeyn in einem ſo vollkommnen und regelmäßigen Syſtem, als die Welt Gottes iſt, rechtfertigen ſoll.

Die Natur des Menſchen iſt eine ſehr hinfällige Schönheit. Dieſe Bemerkung wird von allen Kennern gemacht und,

wie ich befürchte, zuweilen mißbraucht. Gewiß iſt, daß die Verhältniſſe der Seelenkräfte unter einander ſo fein ſind, daß es ſehr leicht iſt, die Harmonie derſelben zu verletzen. Eine einzige kleine Unrichtigkeit zieht eine ganze Reihe kleiner Unrichtigkeiten nach ſich, aus welchen zuletzt ſehr große Uebel entſtehen. Und weil zur Tugend oder zur Richtigkeit und Geſundheit der Seele eine wohl abgemeſſene Wirkſamkeit aller Seelenkräfte, zum Laſter hingegen nur eine übermäßige Bewegung der Sinnlichkeit nöthig iſt: ſo iſt unleugbar das Laſter leichter als die Tugend und gewinnt gar bald die Oberhand, da es durch ſo unzählig viel Wege ſich in die Seele einſchleicht und ſeinen Sitz in ſolchen Kräften nimmt, wo es ſo leicht Nahrung findet und um ſich freſſen kann. Wem der Zuſtand der Menſchen nicht ganz fremd iſt, der wird ſich eher wundern, daß ſie noch ſo gut, als daß ſie ſo ſchlimm ſind, wie die Erfahrung ſie zeigt.

Die goldenen Zeiten, wenn ſie jemals außer den Ideen der Dichter exiſtirt haben, ſind längſt dahin, die Menſchen ſind nicht, was ſie ſeyn könnten und ſollten, obgleich dieß die göttlichen Abſichten mit dem Menſchen gar nicht umkehrt. Wir ſind berechtigt, nach der obigen Abſchilderung eines der ſchönſten und liebenswürdigſten Geſchöpfe auf dieſem Planeten zu ſuchen; aber wir finden nur Ruinen oder verſchüttete Ueberbleibſel, die entweder verſtümmelt oder nur halb und beſchmutzt aus dem Moder hervorragen. Es iſt ganz natürlich, daß bei ſolcher Bewandtniß die Verſchiedenheit, welche nach der Einrichtung des Schöpfers zu deſto größrer Schönheit des ganzen menſchlichen Syſtems dienen ſollte, in eine ſo ſeltſame Ungleichheit ausgeartet iſt, daß man oft Mühe hat, Geſchöpfe, die ſo ſehr disharmoniren, für Kinder *eines* Stammvaters zu erkennen. — Faſt ſollte man es ſatiriſchen

Köpfen unter den Heiden vergeben, daß ſie auf den Einfall gekommen ſind, die unbefiederten zweibeinigen Bewohner der Erde für lächerliche Mißgeburten zu halten, welche zum Vorſchein gekommen, da irgend eine Gottheit den wunderlichen Einfall gehabt, mit allem Fleiß groteske Arbeit zu machen.

Indeſſen findet man doch bei genauerem Anſchauen mehr Spuren der Hoheit der menſchlichen Natur und mehr wirklich Schönes in der menſchlichen Welt, als man finden würde, wenn man ſie nur aus den Urkunden eines Rabelais oder aus Gullivers Reiſen ſtudirte. Ich bin hiervon überzeugt worden, da ich gefunden oder zu finden vermeint habe (denn ſo ſollten wir uns gewöhnen zu ſagen), daß alle menſchenähnliche Geſchöpfe, denen die alten Schulweiſen das Reden, Lachen und Grauwerden, zuſammengenommen, als unterſcheidende Vorrechte vor andern Thieren zuerkannt haben, bei aller ihrer Verſchiedenheit der äußerlichen Figur, Farbe, Lebensart, Kleidung, Regierungsform, Religion und Sitten, ſich dennoch unter fünf Claſſen bringen laſſen, welche ſehr genaue Verhältniſſe unter einander haben und zuſammen kein ſo gar übel eingerichtetes Syſtem mit einander ausmachen. Ich will von einer jeden dieſer Claſſen, ſo kurz als die Deutlichkeit erlaubt, eine Beſchreibung geben.

Die erſte iſt die niedrigſte und dem Thierreich die nächſte. Ich rechne zu ihr den großen Haufen von Menſchen, deren beſter Theil nicht nur in ſeiner natürlichen Rohheit bleibt, ſondern überdas nach und nach ſo ſehr verunſtaltet wird, daß er auch die darunter hervorglimmende natürliche Schönheit faſt gänzlich verliert; deren zarte Fähigkeiten theils unentwickelt geblieben, theils im Bearbeiten verdorben werden; die nie zu wahren Menſchen reif werden. Ihre Unwiſſenheit

wird mit den Jahren zur Dummheit; und die sinnlichen Triebe, die mit ihnen aufwachsen und keiner gesetzmäßigen Gewalt gehorchen lernen, dünsten eine Menge Vorurtheile aus, welche den unterscheidenden Sinn des Guten und Bösen, das Vorrecht der menschlichen Natur, dicht überziehen; sie arten mit der Zeit in herrschende Neigungen aus, welche nur nach Beschaffenheit des Temperaments und der äußerlichen Umstände abgeändert sind. Diese Menschen sind also sehr sinnliche Geschöpfe, ungestüm in ihren Leidenschaften, wankelmüthig, kurzsichtig, eigensinnig und doch leichtgläubig und also leicht zu betrügen. Die Einbildung ist ihre Vernunft, der äußere Schein der Grund ihrer Entscheidung, ihres Wollens und Nichtwollens. Sie sind größtentheils dazu verurtheilt, nur für den Leib zu sorgen. Daher ziehen sie sich eine niedrige und thierische Denkart zu, daß sie sich niemals über die Erde, wo ihr Futter wächst, erheben können. Ihre Sitten sind so plump wie ihr Geschmack, ihre Vergnügungen sind wenig und von der gröbsten Art; hingegen vergrößert die Unwissenheit, der Aberglaube, die Furcht, die Kleinmüthigkeit die Zahl ihrer Uebel ungemein. Es ist kein Wunder, daß diese Art von Menschen das glückliche Leben nicht kennt, da sie so sehr wenig sind, was der Mensch seyn soll, und ein geheimer Instinct ihnen immer sagt, daß sie keine bloße Thiere sind, ob sie gleich von Tyrannen, die oft zu ihrer eignen Art gehören, so gehalten werden.

Man sieht leicht, daß daran nicht zu gedenken ist, daß diese Mittelgattung zwischen Menschen und Yahoos jemals zu etwas Höherm geadelt werde. Ich besorge, daß das so viel als unmöglich sey. Aber man sieht auch gleich, daß die Natur dieser Menschen sie nicht nur fähig, sondern es ihnen

unentbehrlich macht, regiert zu werden. Wenn man sich theils ihrer Neigung zum Neuen und Wunderbaren, theils ihrer Trägheit und Furchtsamkeit und ihrer andern Leidenschaften klüglich zu bedienen weiß, so müssen eben diese helfen, sie in so vieler Ordnung zu erhalten, als nöthig ist, um zu verhindern, daß unsre Erde kein Chaos werde. Man muß nicht vergessen, daß es auch unter diesem Pöbel wieder Grade gibt; aber, wenn wir genau untersuchen, so wird der Unterschied zuletzt kaum größer seyn, als der Unterschied zwischen einer Hofcoquette im Gallakleid und zwischen einer Coquette im Mieder, oder zwischen einem Narren im Zwillichkittel und einem Narren mit einem Ordensbande.

In die andre Classe setze ich die große Menge der Leute von bessern Glücksumständen, welche Vergnügen und Zeitvertreib zum Zweck ihres Lebens machen. Diese werden beinahe den größten Theil jener beiden Welten ausmachen, die man die große und die schöne Welt zu nennen pflegt. Diese Leute scheinen unsre Erde für einen großen Maskeradeplatz anzusehen, wo es Jedem erlaubt ist, zu seyn, was er will, wenn nur die große Absicht erreicht wird, die Zeit zu tödten. Sie machen sich bekannter mit dieser Welt, als die erste Classe. Sie rennen nach Vergnügen; alle ihre übrigen Leidenschaften sind nur Aufwärterinnen des Hangs zum Vergnügen. Der Witz, dieser gefährliche Affe der Vernunft, ist ihr Abgott. Dieser lehrt sie die giftige, aber süße Kunst, sich selbst zu betrügen. Er setzt die Zukunft und jede ernste Wahrheit in Entfernung und Schatten und blähet kleine kindische Freuden zu Riesengröße auf. Er erhitzt die Phantasie und zeigt ihr lauter bezauberte Gegenden. Er erfindet andere Gesetze, als die ewigen Tafeln des göttlichen Willens; oder er verändert, erweitert sie und läßt sie nach. Der Mensch wird zu einem

feinen wollustathmenden Vieh gemacht, deſſen Freuden nur mannigfaltiger, weitläufiger und künſtlicher ſind als der übrigen Thiere. Ihre Seele ſcheint in ihrem Blute zu ſprudeln; ſolange dieſes wallet, ſo ſind ſie. Sie befinden ſich ſo wohl in dieſer Welt, daß ſie keine Zeit haben, an eine beſſere zu denken; und wenn es geſchehen würde, ſo müßten es Mahommeds Paradieſe ſeyn.

Dieſe Claſſe iſt allerdings von der erſten unterſchieden. Eine feinere Anlage, zartere Empfindungen, mehr Lebhaftigkeit des Geiſtes, Geſchmack, Witz und Artigkeit machen dieſen Unterſchied. Das, was ſie mit einander gemein haben, will ich jetzt nicht unterſuchen. Dieſe Leute ſind es, denen wir den angenehmen Mißbrauch der ſchönen Künſte, der den Gebrauch faſt ganz verdrängt hat, die Erfindung unzählig vieler Inſtrumente der Wolluſt, Zierrathen und Artigkeiten, Moden und Spiele — zu danken haben. Sie haben ganz gewiß einen Theil der Erde verſchönert, aber immer auf Unkoſten eines andern. Die Menſchen von der erſten Claſſe ſind die Sklaven der Vergnügungen ihrer Brüder von der zweiten. Sie müſſen ſich ermüden, dieſen die Nothdurft und die Bequemlichkeiten des Lebens zu verſchaffen, und werden gezwungen erfindſam zu ſeyn, um ſie immer mit neuen Spielwerken zu verſehen. So halten ſie einander wechſelsweiſe in Thätigkeit.

Wie ſchön und gut würden die Menſchen werden, wenn man ſie bereden könnte, die Gegenſtände ihrer Neigung mit beſſern zu verwechſeln und die Freude aus reinern Quellen zu ſchöpfen. Die Wahrheit kann etwas hierzu thun, wenn ſie ſich gefallen läßt, ſich mit Witz zu ſchminken. Doch wirkt ſelten etwas kräftiger auf ſolche weichliche Gemüther, als der Ueberdruß, das Alter, und was man Unglücksfälle zu nennen

pflegt. Die gewöhnlichen Wirkungen davon ſind bei ihnen entweder Miſanthropie, eine Art von Fieber, welches ſeine guten Stunden leidet, in denen ſie ſich ihrer ehemaligen Freuden wenigſtens erinnern — oder ein gewiſſer fanatiſcher Schwung der Einbildungskraft und des Herzens, der eine Neigung hervorbringt, ſich vom Leibe zu entkörpern, der ſeine Dienſte verſagt; eine große Verachtung dieſer Welt, die uns verläßt, und eine ſchwärmende Sehnſucht nach der unſichtbaren, die jetzt am bequemſten iſt, weil man, ſie zu genießen, nur eine erhitzte Einbildung nöthig hat. Es iſt bekannt, daß man vornehmlich dem ſchönern Theil des menſchlichen Geſchlechts Schuld gibt, daß viele desſelben auf den Einfall kommen, reine Geiſter zu werden, nachdem ſie ſich genöthiget ſehen, ſich des Titels irdiſcher Engel zu begeben.

Dieſe beiden Claſſen haben das Unglück gemein, daß die ſinnliche Seele den ganzen Menſchen auf eine deſpotiſche Art beherrſchet, woraus nothwendig tauſend regelloſe excentriſche Bewegungen und einheimiſche Unruhen entſtehen müſſen, welche oft ſeine ganze Glückſeligkeit in Gefahr ſetzen.

Die dritte Claſſe wird von den ſpeculativen Köpfen eingenommen, die einen beträchtlichen Theil des menſchlichen Geſchlechts ausmachen, von jenem Grammatiker an, welcher ausrechnete, wie oft ein jeder Buchſtabe im Homer vorkommt, bis zu dem Fakir, der ſich bemüht, über den tiefſinnigſten Betrachtungen des Nichts, als des Urſprungs aller Dinge, ſelbſt zu Nichts zu werden. Dieſe Leute ſcheinen nur Zuſchauer in dieſer Welt zu ſeyn, ſie gaffen ſie an, als ob ſie weiter keine Verbindungen mit ihr hätten; und zu allem Unglück verſchwenden die meiſten ihre Aufmerkſamkeit nur auf das, was ein weiſer Mann kaum eines flüchtigen Anblicks werth hält.

Diese Classe theilt sich, gleich den vorigen, in viele besondere Gattungen ein. Einige, denen die Erde zu klein vorkommt (denn sie ist ja nur ein Sonnenstaub gegen das ganze Himmelssystem), haben sich gänzlich dem Himmel gewidmet, ob sie gleich an demselben fast nichts als Unordnung und Abweichungen von ihren Regeln sehen, welche sie sich bestmöglich aufzulösen bestreben. Man könnte glauben, sie borgten von den Sphären Feuer zur Erweckung und Nährung der Andacht und der Richtung der Seele gegen das Ewige; sie gewöhnten sich an eine höhere und reinere Denkart, als die andern Sterblichen, und an ein lebhafteres Gefühl der hohen Bestimmung der menschlichen Natur. Aber das ist es nicht. Sie rechnen nur aus, in was für einer Art von Linien sich die Planeten um die Sonne herumdrehen, oder wie weit der Hundsstern von der Erde absteht. — Andere nicht so hoch fliegende Geister begnügen sich demüthig an der Contemplation der Sommervögel und aller Arten von Ungeziefer; sie wissen ihre Zahl und nennen sie mit Namen. Andere kriechen unter dem Schutt alter Ruinen herum, sie verstehen sich auf Sprachen, die verloren gegangen sind, und erklären die geheimnißvollen Figuren auf dem Tisch der Isis. Andere zerquälen sich, den ganzen Umfang der Sittenlehre aus einem einzigen Grundsatz zu demonstriren; Andere beweisen die Unsterblichkeit der Seele aus der Vernunft; Einige erfinden neue Lehrgebäude, um Andern die Mühe zu machen, sie wieder umzuwerfen. Einige speculiren so lange, bis sie an Allem, was ist, zu zweifeln anfangen; Andere beweisen durch eine lange Reihe von Schlüssen, daß es Mittag ist, wenn uns die Sonne auf den Wirbel brennt. Viele verbrauchen ihr Leben mit der Bemühung, alle Meinungen, Erfindungen, Träume und Wahrheiten, Gutes und Böses aller

andern Scribenten zuſammenzuleſen, ohne darauf zu ſinnen, was ſie mit dieſem Schatz anfangen wollen. — Der größte Theil dieſer wunderlichen Leute ermüdet ſich in Kleinigkeiten, und die Wenigen, die ſich mit wichtigern Dingen beſchäftigen, haben das Unglück, die Wahrheit für einen bloſen Gegenſtand der Betrachtung zu halten, für ein Ding, das, wie der Baum des Erkenntniſſes, lieblich zum Anſchauen iſt. Sie gleichen den Hütern der ſchönen Sklavinnen eines Sultans, welche zwar die Erlaubniß zu ſehen, aber nicht das Recht zu genieſsen haben, oder den bezauberten Drachen in den alten Romanen, die in unterirdiſchen Höhlen groſse Schätze bewachen, deren Werth oder Gebrauch ihnen unbekannt iſt.

Die vierte Claſſe iſt (wie ich befürchte) viel weniger zahlreich als die vorige; und nun werden wir gleich errathen, daß ſie die beſte iſt. Sie iſt in der That die wahre Zierde der Erde, und wenn noch etwas auf derſelben iſt, das engliſche Blicke herabholen kann, ſo iſt es das Leben dieſer liebenswürdigen Menſchen, welchen die Natur eine glückliche Anlage zu einer harmoniſchen Gemüthsart, eine feine Empfindung des Schönen und edle Neigungen zum Guten verliehen hat. Ohne einige Fähigkeiten in einem außerordentlichen Grad zu haben, ſind ſie ſcharfſichtig genug, das Wahre von dem Schein zu unterſcheiden und durch die Verblendungen der Einbildungskraft, der Leidenſchaft und Gewohnheit hindurchzudringen. Die Tugend ſcheint ein vorzügliches Recht an ihre Herzen zu haben. Sie verachten die Niederträchtigkeit der Seele, die nur ſich ſelbſt liebt. Ihre Freude iſt Gutes thun. Die Neigung zum Vergnügen mag wohl hauptſächlich ihre Jugend beleben, ſie wird aber von einer gleich ſtarken Liebe zur Ehre bewacht, und beide leiten ſie nach und nach zu den reinern Quellen der Tugend. Sie können irren, ſie

können durch eine unvorsichtige Neigung geblendet oder auf Seitenwege gelockt werden. Aber ihr Herz ist keiner Bosheit, keiner Tücke, keines Neides, keiner Niederträchtigkeit fähig; ihr offner Verstand, die Güte ihres Gemüths, ihre Redlichkeit gegen sich selbst lassen sie nie weit verirren, bringen sie bald wieder zurück und befördern sie immer weiter. Diese allein sind zur Freundschaft und wahren Zärtlichkeit recht aufgelegt. Für sie ist die Natur schön, für sie sind so viel feine und beglückende Freuden in den Verbindungen der Gesellschaft. Sie genießen der Welt mit Vernunft, aber sie sind nicht an sie gefesselt. — Wenn es wahr ist, daß lebende Beispiele und redende Gemälde der Tugend mehr nutzen als moralische oder metaphysische Disserrationen, so trägt gewiß diese kleine Anzahl von thätigen Weisen, beiderlei Geschlechts, mehr zum wahren Vortheil der Menschen bei, als die ganze unabsehbare Welt der speculativen Gelehrten.

Mich dünkt, ich habe nun allen Sterblichen, so verschieden als sie immer scheinen mögen, ihre Classen angewiesen, bis auf die sonderbaren und seltnen Geister, die man über die übrigen Menschen so erhaben gefunden hat, daß man sie mit dem Namen Genien zu unterscheiden pflegt, welcher sonst Wesen von höherer Ordnung andeutet. Ihre Anzahl ist so groß, als es Gott zur Erhaltung der moralischen Ordnung oder zur Züchtigung der Menschen nöthig findet. Denn es gibt gutthätige und böse Genien. Beide kommen darin überein, daß sie ungewöhnliche Fähigkeiten und, wenn ich so sagen darf, etwas Kolossalisches in der Gestalt ihres Geistes haben. Von Jugend auf unterscheidet sie eine brennende Begierde zum Wissen; ein Fleiß, den Hindernisse nur muthiger machen; eine Freiheit der Seele, die sie ungelehrig ist, das Joch zu tragen, daß sie manchmal

auch die nothwendigen Schranken überſpringt; eine gewiſſe Begeiſterung der Imagination, die ihnen tauſend unbekannte Ideen aufdeckt, und etwas Heldenmäßiges im Herzen, das ſie zu großen Thaten fähig macht. Durch die Entwicklung und Ausbildung dieſer großen Fähigkeiten vermittelſt der Wiſſenſchaften, des Nachſinnens, der Kenntniß der Welt und der Erfahrung gelangen ſie zuletzt zu dieſer durchdringenden Schärfe des Geiſtes und männlichen Stärke des Gemüths, welche ſie ſo ſehr über die gemeinen Menſchen hinwegſetzt. Der Kreis, worin ſolche Kräfte wirken ſollen, muß nothwendig groß ſeyn. Sie ſind zu Geſetzgebern, zu Lehrern, zu Führern des menſchlichen Geſchlechts beſtimmt. Sie ſollen das Ganze überſehen, für das Ganze ſorgen. Von ihnen ſollen die Entwürfe herkommen, wie die Beſchwerden der Menſchen zu verringern ſind, und wie ihre Vortheile vermehrt werden können. Und eben, weil die Hinderniſſe, die der Ausführung im Wege liegen, an Zahl und Gewicht ſo groß ſind, wurden ſie mit ſo vieler Stärke, mit ſo weitſehenden hellen Einſichten, mit einem ſo lebhaften Inſtinct zum Großen und Ruhmwürdigen, mit einem ſo mächtigen Enthuſiasmus verſehen, damit ſie den Menſchen das Gute wirklich thun, was ſchwächere, obgleich gutwillige Geiſter ihnen nur wünſchen können. Diejenigen unter dieſen Genien, die ihrer Beſtimmung getreu ſind, ſind den engliſchen Schutzgeiſtern ähnlich, welche nach der frommen Meinung der Alten über die Welt wachen, die Sphären regieren und den Befehl des Schöpfers diesſeits des Himmels vollziehen. Sie haben Alles, was den übrigen Menſchen abgeht, um ſich ſelbſt glücklich zu machen; ſie ſind zum Regieren, wie dieſe zum Gehorchen gemacht. Sie vertreiben die Unwiſſenheit und bekriegen die Vorurtheile und praktiſchen

Irrthümer, tausendmal schädlichere Ungeheuer als diejenigen, deren Vertilgung dem Hercules einen Platz bei den griechischen Göttern verdiente. Sie bringen Licht, Wahrheit und Ordnung ins menschliche Leben. Sie lehren oder bewachen die heiligen Gesetze der Natur, welche die Quellen aller übrigen Gesetze sind. Sie bezähmen und mildern die Wildheit und Härte der Menschen, verbessern, bilden und poliren ihre Sitten; lehren sie das Anständige, das Edle, das Schöne — und so machen sie gewisser Maßen die Fabel wahr, welche der zaubrischen Laute des Orpheus die Kraft, wilde Thiere zu besänftigen, andichtete.

Wie traurig ist es, daß solche Fähigkeiten mißbraucht werden können! daß solche Geister ihres Endzwecks verfehlen und von ihrer Hoheit herabstürzen können; daß sie die wahre Ehre, Wohlthäter der Menschen zu seyn, aus den Augen verlieren und, von dem falschen Schimmer einer eingebildeten Göttlichkeit, von einer Chimäre, einem leeren Getön getäuscht, Zerstörer der Welt werden können. Wenn ich einen Alexander nach Lorbeern rennen sehe, so dünkt mich, ich sehe die Fähigkeit eines Engels Werke eines Insects verrichten. Sollen so kleine, so niederträchtige Begierden in himmlische Seelen kommen? Sich selbst beherrschen, ist die höchste Stufe der Hoheit. Wer dieß nicht kann, hat das Recht verloren, sich der Regierung der Menschen anzumaßen. Wie unglücklich ist es, wenn Helden unrichtig denken! Wie viel kommt es darauf an, daß diese wissen, was wahrhaftig groß und ruhmwürdig ist. Wie nöthig ist es, daß diese fühlen, daß sie von einem Höhern abhängen, daß seine Gesetze ihre Richtschnur sind, daß sie ihm nur im Wohlthun ähnlich seyn können! Ein Genie, der sich auf die schlimme Seite wendet, ein Erobrer, ein Zerstörer, ein

Verführer der Menſchen iſt ein deſto häßlicheres Ungeheuer, je größer und liebenswürdiger er geweſen ſeyn würde, wenn er in ſeiner gehörigen Laufbahn geblieben wäre. Ein gefallner Engel iſt tauſendmal häßlicher, als der ſchlimmſte Menſch.

Die Liebe zum Ruhm hat eigentlich nur bei großen Seelen Statt und wächst nur bei ihnen ſo groß, daß ihr alle übrige Neigungen Platz machen müſſen. Was man bei Leuten, die eigentlich in die Claſſe des Pöbels gehören, Ruhmſucht und Ehrgeiz heißt, iſt nur ein verkleideter Eigennutz; ſie wünſchen angeſehen und groß zu ſeyn, um niedrigen Begierden deſto beſſer nachhängen zu können. — Weil die Leidenſchaften einmal die Winde ſind, die uns in Bewegung ſetzen, ſo ſeh' ich dieſen edeln Ehrgeiz großer Geiſter für nöthig an, um ſie zu ihrer Beſtimmung zu befördern und die Hinderniſſe zu überwinden. Wir ſehen aber aus der Geſchichte, wie ſchädliche Stürme er hervorbringt, wenn ihn die Vernunft nicht mäßigt und ihm die wahre Richtung gibt. Genien haben ſich noch nie mit Kleinigkeiten beſchäftiget. Ihre Bemühungen intereſſiren immer den Menſchen, und das erſtreckt ſich bis auf ihre Spiele. Es gibt Leute, die in Kleinigkeiten groß ſind; ſie gehören aber in die dritte Claſſe.

Wir haben nun die Menſchen, wie ſie wirklich ſind, in ihren verſchiedenen Claſſen überſehen; und die Gradation verdient bemerkt zu werden, die ſich in denſelben zeigt. Wir fanden unreife, ungebildete Menſchen, und dieſer waren die meiſten; Menſchen, die nur die ſinnlichen Vollkommenheiten ausbilden; ſolche, welche nur Intelligenzen ſeyn wollen; eine kleine Zahl von ſolchen, deren moraliſche Güte ſie liebenswerth macht; und endlich ganz ausgewickelte, und

(soweit es diese Welt verstattet) vollständige Menschen, welche daher große und majestätische Geschöpfe seyn müssen. Wenn wir das Beste aus allen diesen Classen zusammennehmen, so bekommen wir den Menschen, den ich anfangs geschildert habe. Und so habe ich einen Theil meiner Absicht erreicht.

Das menschliche Geschlecht hat also unstreitig eine sehr schöne Seite. Aber was wollen wir uns schmeicheln? Sie wird von der häßlichen fast ganz verdunkelt. Ich erröthe, ich erschrecke, wenn ich die unzähligen Ausbrüche des Unsinns, die schwarzen Thaten, die Schande, womit so viele Menschen ihr Geschlecht gebrandmarkt haben, überdenke; wenn ich die Zahl und die Größe der Uebel bedenke, die uns drücken. Regellose, thierische Leidenschaften, die am gefährlichsten werden, wenn sie der Witz in seinen Schutz nimmt; niederträchtige Selbstheit, die alles in ihren Strudel hineinzieht, was sie erreichen kann; Vergessenheit der heiligsten, unwidersprechlichsten Pflichten, die wir gegen unsern Schöpfer und Oberherrn, gegen die Welt und die menschliche Gesellschaft haben; schändliche Heuchelei, womit man den Allwissenden selbst zu betrügen glaubt; Aberglauben, der der Ruhe und Ordnung des menschlichen Geschlechts allein mehr geschadet hat, als alle übrige Laster; Tyrannen und willkürliche Gewalt — mit einem Wort, ein so tiefer Grad der Unordnung, daß ich mir, unmittelbar unter demselben, nichts Anderes als ein morgliſches Chaos denken kann. Der größte Haufen sind Sklaven, willenlose, gebundene, mißhandelte Sklaven; Sklaven der willkürlichen Gewalt, der Schwärmerei, der Gewohnheit und, was das Aergste ist, ihrer eigenen Unvernunft und ihrer Leidenschaften. Ohne diese innerliche Sklaverei hätten jene Ungeheuer keine Gewalt über sie. Und

was thun dieſe großen königlichen Geiſter, dieſe Genien, von denen man ſo viel erwarten ſollte? Die meiſten mißbrauchen ihre Obermacht, jene elenden und verführten Sklaven noch tiefer ins Verderben hineinzuführen, und glauben es am beſten gemacht zu haben, wenn ſie die Unglücklichen bereden können, freiwillig an die Schlachtbank zu gehen oder wenigſtens angenehm zu träumen, wenn ſie wachend unglücklich ſind. — Und dieſe ſcharfſichtigen denkenden Köpfe, welche die Geſchicklichkeit hätten, die Größe unſers Elends, ſeine Quellen und die dienlichſten Gegenmittel auszuſpähen? — Sie zählen den Sand des Meers, meſſen das Unermeßliche, wühlen im Eingeweide der Natur herum, als ob alle wichtige Geſchäfte ſchon gethan wären, und bringen ihr Leben mit Spitzfindigkeiten zu, deren größter Werth iſt, daß ſie dadurch abgehalten werden, etwas Schlimmeres zu thun. — Wie kränkend ſind dieſe nur allzu gegründeten Betrachtungen für ein Herz, das ein Gefühl für das Wohl oder Elend ſeiner Mitgeſchöpfe hat!

Es iſt wahr, daß es vortreffliche Geſetzgeber und Lehrer gegeben hat, — und wie wäre es auch ohne ſolche ergangen? Ich bewundre und ehre einen Konfucius, einen Minos, einen Lykurgus. — Ich erkenne die Stärke ihres Geiſtes, den weiten Umfang ihrer Einſichten, ihre tiefe Kenntniß der Menſchen. Die Entwürfe, die ſie gemacht haben, ſind, wie man ſie von der Schärfe ihres Geiſtes erwarten und zur Dauer eines wohleingerichteten Staats fordern konnte. Es iſt hier nicht die Abſicht, ſich in die Beurtheilung ihrer Geſetze und Anordnungen einzulaſſen. Man bemerke nur, daß keiner von dieſen großen Geiſtern eine beſſere als eine politiſche Tugend in ſeinem Staat pflanzen wollte. Sie machten alle Ueberlegungen, welche ſie zu ihrem Zwecke machen mußten. Sie

Was iſt eine ſchöne Seele?

meine Freunde, hatte, was ich eine ſchöne und zugleich eine groſse Seele nenne.

Noch ein Beiſpiel aus eben dieſem Sokratiſchen Heldenbuche! Wem ſollte wohl Panthea, die reizende und tugendhafte Gemahlin des Königs Abradates von Suſiane, unbekannt ſeyn? Es iſt augenſcheinlich, daſs Xenophons Abſicht war, uns in dieſer Panthea das Ideal einer an Leib und Seele ſchönen Frau darzuſtellen. Sie war unter den Gefangenen, welche Cyrus in einem wider den König von Aſſyrien gewonnenen Treffen gemacht hatte. Cyrus übergab ſie dem Araspes, einem jungen Krieger, den er vorzüglich liebte, nachdem er ihm die ganze Wichtigkeit des Schatzes, den er ihm anvertraute, vorgeſtellt hatte. Sie wurde nach einem feſten Bergſchloſſe gebracht, und Araspes leiſtete ihr Geſellſchaft. Nun begegnete dem guten Jüngling wider Verhoffen etwas Menſchliches. Er wurde in die ſchöne Panthea verliebt, und ſeine Leidenſchaft gewann, nach langem Widerſtand, endlich ſo viel Gewalt über ihn, daſs er ſich gezwungen fand (ſagt Xenophon), ſie um etwas anzuſprechen, das ihm die ſchöne Panthea, welche ihren abweſenden Gemahl inniglich liebte, nothwendig abſchlagen muſste. Gleichwohl wollte ſie bei Cyrus noch keine Klage deſswegen führen, weil ſie den jungen Mann nicht in Gefahr bringen wollte, einen ſo wichtigen Freund zu verlieren. Als der Unglückliche aber mit Gewalt zu drohen anfing, ſäumte ſie ſich nicht, dem Cyrus wiſſen zu laſſen, was für einem unſichern Hüter er ſie anvertraut habe. Sogleich berief Cyrus den Araspes zurück und fand ein Mittel, ihn mit guter Art von Panthea zu entfernen.

Dieſe Prinzeſſin benachrichtigte inzwiſchen ihren Gemahl von Allem, was er in Rückſicht ihrer dem groſsmüthigen

Cyrus schuldig war, und rieth ihm, sich je bälder je lieber von der assyrischen Partei loszumachen und der Freund eines jungen Helden zu werden, der durch seine Weisheit und Güte mehr Eroberungen machte als durch seine Waffen. Abradates folgte dem Rath seiner Gemahlin, und Panthea genoß das Vergnügen, die Stifterin eines schönen Bundes zu seyn und dem Cyrus sein edles Betragen gegen sie auf eine edle Art vergolten zu haben. Einige Zeit darauf kam es zwischen diesem Prinzen und dem König Krösus zu einer entscheidenden Schlacht. Panthea hatte ihrem Gemahl ingeheim eine prächtige goldne Waffenrüstung machen lassen, und nun, da er sich zum Treffen anschickte, überraschte sie ihn damit unverhofft. Abradates bezeugte ihr ein angenehmes Erstaunen darüber, daß sie sich ohne Bedenken habe entschließen können, ihr kostbarstes Geschmeide aufzuopfern, um es in einen ritterlichen Schmuck für ihren Mann zu verwandeln. „Habe ich einen andern Schmuck vonnöthen als dich, erwiederte ihm Panthea, und womit sollte ich mehr prangen, als wenn dich Jedermann mit meinen Augen ansieht?“ Mit diesen Worten legte sie ihm die schönen Waffen an; aber, wiewohl sie es zu verbergen suchte, schlichen sich doch Thränen ihre Wangen herab. Abradates, der an sich einer der schönsten Männer war, sah in dieser herrlichen Rüstung so reizend und edel aus, daß man die Augen nicht von ihm verwenden konnte. (Ich erzähle immer mit Xenophons Worten.) Schon hatte er die Zügel in den Händen und war im Begriff, seinen Streitwagen zu besteigen, als Panthea allen Anwesenden sich zu entfernen winkte und mit diesen, der edelsten Spartanerin würdigen Worten Abschied von ihm nahm. „Abradates, sprach sie, wenn jemals ein Weib ihren Mann werther als ihre eigne Seele hielt,

ſo weißt du, ob ich eine von dieſen Weibern bin. Wozu ſollte ich viel Worte machen? Ich glaube dich durch meine Handlungen beſſer davon überzeugt zu haben, als durch Alles, was ich jetzt ſagen könnte, geſchehen würde. Aber, wiewohl ich ſo für dich geſinnt bin, wie du weißt, ſo ſchwör' ich dir doch bei deiner und meiner Liebe, daß ich lieber neben dir, als einem tapfern Mann, von gemeinſchaftlicher Erde bedeckt liegen, als, wenn du ohne Ehre zurück kämeſt, ehrlos mit einem Ehrloſen leben wollte. So denke ich, und ſo muß ich denken, wenn ich dich und mich den Beſten unter den Sterblichen gleich ſchätze. Ueberdieß, welchen Dank ſind wir nicht dem Cyrus ſchuldig, der, als das Kriegsglück mich zu ſeiner Sklavin machte, anſtatt ſich dieſes Vortheils wider meine Ehre zu bedienen, mein Beſchützer wurde und mich dir wie das Weib ſeines eigenen Bruders aufbewahrte! Können wir zu viel für den großmüthigen Mann thun, der ſo viel für uns gethan hat?"

Wer müßte der geweſen ſeyn, den eine ſolche Frau — in dem Augenblicke, da er von ihr ſchied, um ſie vielleicht nie wieder zu ſehen, nicht begeiſtert hätte? Mit Bewunderung und Entzücken legte Abradates ſeine Hand auf ihr Haupt, ſah gen Himmel auf und betete: Laß mich, o großer Orosmasdes, durch Thaten zeigen, daß ich würdig bin, der Mann dieſer Panthea und der Freund des Cyrus zu ſeyn! Mit dem letzten Worte entriß er ſich ihren Armen, ſtieg den Wagen hinauf, und die Thür ward hinter ihm zugeſchloſſen. Panthea, da ſie ihn ſelbſt nicht mehr erreichen konnte, folgte dem Wagen ſo lange, bis Abradates, da er es gewahr wurde, ſie bat, gutes Muthes zu ſeyn und ſich zu entfernen.

Xenophon malt ſeine Bilder ſelten aus; es ſind nur leichte Umriſſe; aber, o! wie viel mehr ſind dieſe Umriſſe werth,

als die Gemälde von tausend Andern, und wie stark ist nicht oft die Wirkung eines einzigen Zuges! „In der That, sagt er, machte Abradates und sein Wagen einen schönen Anblick, aber Niemand hatte Augen für ihn, bis Panthea weggegangen war.“

Abradates kam nicht lebendig aus der Schlacht zurück; aber er hatte sie gewinnen helfen und starb einen edeln Tod. Die Eroberung von Sardes, welche die unmittelbare Frucht dieses Sieges war, beschäftigte den Sieger so sehr, daß etliche Tage vorbeigingen, eh' er sich des unglücklichen Fürsten erinnerte. Wo ist Abradates? fragte er endlich. Man sagte ihm, er sey in der Schlacht umgekommen, und seine Gemahlin (setzte einer von den Bedienten hinzu) hat seinen Leichnam aufgesucht und auf ihrem eigenen Wagen mit sich hierher an das Ufer des Paktols gebracht, und während ihre Kämmerlinge und Sklaven sein Grab graben, sitzt sie auf der Erde, sein Haupt in ihren Knieen haltend, nachdem sie sich allen ihren Schmuck abgerissen, um ihn damit auszuschmücken.“

Cyrus eilt an den Ort dieses traurigen Schauspiels; aber, wie er die schöne Unglückliche mit dem Leichnam auf ihrem Schoß auf der Erde sitzen sieht, bricht ihm sein männliches Herz; seine Thränen fallen auf die Leiche herab. Du edle und getreue Seele, ruft er, so bist du gegangen, und uns hast du zurückgelassen. Er will ihn mit diesen Worten bei der Hand nehmen, und die Hand bleibt in der seinigen, denn sie war mit einem ägyptischen Säbel vom Arm getrennt worden. Dieser Umstand vermehrte den Schmerz des Cyrus; die Unglückliche schrie laut auf, nahm die geliebte Hand aus des Cyrus seiner, küßte sie und fügte sie wieder an, so gut sie konnte. So ist alles Uebrige zugerichtet, sagte sie. Aber wozu solltest du es sehen? — Und ich — ich weiß, daß ihm Alles das um meinetwillen widerfuhr. Ich Thörin war es, die ihn anreizte, Alles zu wagen, um sich als deinen Freund

zu beweiſen und deine Achtung zu verdienen. Und, o! ich bin gewiß, er dachte nicht, was ihm begegnen könnte, ſondern blos, was er thun wollte, um ſich dir angenehm zu machen. „Und ſo gab er, ohn' es zu bereuen, ſein Leben hin — und ich — ſitze hier neben ihm und athme!"

Cyrus antwortete ihr eine Zeit lang nur mit Thränen. Endlich, da er wieder Worte fand, bemühte er ſich, ſie durch die einzigen Vorſtellungen, die ihre Seele in einem ſolchen Zuſtand ertragen konnte, aufzurichten. Zugleich ließ er Alles vor ihr ausbreiten, was er zur Ausſchmückung des Leichnams und zu einer prächtigen Beſtattung herbei zu ſchaffen befohlen hatte. Und denke nicht, ſagte er, daß du nun verlaſſen ſeyeſt. Ich ehre deine Keuſchheit, deine ganze Tugend; ich werde nie aufhören, dir Beweiſe davon zu geben, und überdieß will ich dich Einem von den Meinigen übergeben, der dich geleiten ſoll, wohin du ſelbſt verlangſt. Sage nur, zu wem du gebracht werden willſt.

Sey ruhig, Cyrus, verſetzte Panthea; ich werde dir nicht verbergen, zu wem ich gehen will.

Cyrus mußte ſie verlaſſen. Er ging (ſagt Xenophon), und ihn jammerte des Weibes, das einen ſolchen Mann verloren, und des Mannes, der ein ſo vortreffliches Weib ſein genannt hatte und nun nicht mehr ſehen konnte. Panthea befahl jetzt ihren Kämmerlingen, ſich zu entfernen; laßt mich, ſprach ſie, bis ich mich recht ſatt über ihn geweint habe. Nur ihre Pflegemutter bat ſie zu bleiben. Wenn ich todt bin, ſagte ſie zu ihr, ſo hülle ihn und mich in das nämliche Tuch. Die unglückliche Alte fiel ihrer Königin zu Füßen, flehte ihr, keinen ſolchen Gedanken Raum zu geben. Aber Panthea durchbohrte ſich die Bruſt mit einem Dolche, den ſie ſchon lange auf dieſen Fall bei ſich trug, legte ihr Haupt auf ihres Mannes Herz und ſtarb.

Was iſt Wahrheit?

Dieſe Frage iſt dadurch, daß ſie ſchon ſo mannigmal durch den Mund eines Pilatus ging, nichts deſto ſchlechter geworden. Weſſen Augen blinzen nicht, wenn er mit dieſer Frage überraſcht wird? Schon tauſend- und zehntauſendmal entſchieden, wird ſie immer wieder als ein Räthſel aufgeworfen werden und in zehntauſendmal tauſend Fällen ein unauflösbares bleiben.

Aber, ſo gewiß dieß auch iſt, wehe denen, die eine boshafte Freude daran finden, der Schwäche unſers Geſichtes dadurch zu helfen, daß ſie uns vollends blind machen! Das Wahrſte von Allem, was jemals wahr genannt wurde, iſt: daß mitten unter allem Trug von Erſcheinungen, Geſpenſtern und Traumgebilden, wovon wir umgeben ſind, jeder Sterbliche gerade ſo viel Wahrheit auffaſſen kann, als er zu ſeiner eignen Nothdurft braucht.

Die Wahrheit iſt, wie alles Gute, etwas Verhältnißmäßiges. Es kann Vieles für die menſchliche Gattung wahr ſeyn, was es für höhere oder niedrigere Weſen nicht iſt, und eben ſo kann etwas von dem einen Menſchen mit innigſter Ueberzeugung als wahr empfunden und erkannt werden, was ein anderer mit gleich ſtarker Ueberzeugung für Irrthum und Blendwerk hält.

Die Uebereinſtimmung eines Gefühls oder einer Vorſtellung mit den allgemein anerkannten Grundwahrheiten der

Vernunft ist eben so wenig als der Zusammenhang einer Vorstellung mit allen übrigen, welche die gegenwärtige innere Verfassung eines Menschen ausmachen, ein sicheres Merkmal der Wahrheit. Jene läßt uns weiter nichts als die Möglichkeit der Sache erkennen, und dieser kann eben sowohl bei der wahresten Vorstellung fehlen, als bei der täuschendsten zugegen seyn. Geschieht nicht öfters, was Jedermann für unmöglich hielt? Und wie oft betrügt die höchste Wahrscheinlichkeit? Erweitert sich nicht der Kreis der Möglichkeiten mit unserer Kenntniß der Natur und mit dem Anwachs unserer Erfahrungen? Daher zum Theil, daß Leichtgläubigkeit eine charakteristische Eigenschaft des hohen Alters ist, und, was seltsam scheinen mag, neben dem Unglauben besteht, der es nicht weniger ist. Kinder sind leichtgläubig aus Unwissenheit dessen, was möglich oder unmöglich ist; Alte sind es, weil sie so oft unglaubliche Dinge sich haben zutragen sehen, daß ihnen nichts mehr unglaublich scheint. Jene glauben Alles, weil sie das Mißtrauen noch nicht kennen; bei diesen ist Mißtrauen eine der bittern Früchte des Lebens und macht sie eben so geneigt, an Allem zu zweifeln, als die Erfahrenheit auf der andern Seite, Alles für möglich zu halten.

Die subtilste und kaltblütigste Vernunft hat von jeher die subtilsten Zweifler hervorgebracht. Karneades, Pyrrho, Sextus, le Vayer, Bayle, Hume waren Männer von großer Vernunft — und ich frage einen Jeden, der sich nicht erst seit ehegestern in der Welt umgesehen hat, was ist es, als gerade die kaltblütige, spitzfindige, immer zurückhaltende, immer argwöhnische, immer vorausseh ende, immer raisonnirende Vernunft, was von jeder am geschäftigsten gewesen ist, Glauben und Liebe, die einzigen Stützen unseres armen

Erdenlebens, zu untergraben und umzustürzen? — Wer wollte darum verkennen, wie viel der Mensch diesem Strahle der Gottheit, dem wir den so sehr gemißbrauchten Namen Vernunft geben, schuldig ist? Allerdings kann sie nichts dafür, daß Sophisten und Witzlinge von je her ihren natürlichen Gebrauch in den unnatürlichen verwandelt haben; aber, da der Mensch nun einmal diesen unglücklichen Hang hat, wehe ihm, wenn seine Vernunft die einzige Führerin seines Lebens ist!

Man hat sich schon so lange über die Leute aufgehalten, die ein unerklärbares inneres Licht zum Leitstern ihres Glaubens und Lebens machen; man hat sie in Schimpf und Ernste bestritten, zu Boden gespottet und zu Boden raisonnirt: und dennoch haben unläugbar alle Menschen etwas, das die Stelle eines solchen innern Lichts vertritt, und das ist — das innige Bewußtseyn dessen, was wir fühlen. Unter allen Kennzeichen der Wahrheit ist dieß unläugbar das sicherste; vorausgesetzt, daß ein Mensch überhaupt gesund und des Unterschieds seiner Empfindungen und Einbildungen sich bewußt ist. Beweiset einem Menschen, seine Vernunft sey eine Zaubrerin, die ihn alle Augenblicke täusche und irre führe — das wird ihn noch nicht verwirren; beweiset ihm, daß er seinen Sinnen, seinem innern Gefühle nicht trauen dürfe — das verwirrt ihn! Und wenn es möglich wäre, daß euer Beweis seine volle Wirkung auf diesen Menschen thäte, so bliebe nichts übrig, als ihn stehenden Fußes ins Tollhaus zu führen.

Zum Glück ist der Glaube an sein eignes Gefühl gerade das, was sich der Mensch am schwersten und seltensten nehmen läßt, ja, was sich schwerlich irgend ein Mensch, wie schwach er immer sey, in irgend einem Falle nehmen läßt, wo er sich innigst bewußt ist, daß er gefühlt hat. Das Einzige,

wodurch er dahin gebracht werden könnte, an der Wahrheit ſeines eignen Gefühls oder, was eben daſſelbe iſt, an ſich ſelbſt und ſeinem eignen Daſeyn zu zweifeln, wäre der Fall, in welchen (in einer der arabiſchen Erzählungen, die Herr Galland le Dormeur éveillé betitelt) der Kalife Harun Alraſchid den armen Kaufmann Abu-Haſſan durch einen Betrug, den dieſer unmöglich entdecken konnte, verſetzte; der aber auch, unvermeidlicher Weiſe, die Folge hatte, daß Abu-Haſſan darüber in Raſerei verfiel und nicht anders als durch Entdeckung des Betrugs wieder hergeſtellt werden konnte.

Aber, ſagt man, wie häufig ſind die Fälle, wo ein Menſch durch ſeine Sinne oder durch ſein inneres Gefühl betrogen wird? wo er, ohne darum ganz wahnſinnig zu ſeyn, für Empfindung hält, was bloße Einbildung iſt? wo er einen Gegenſtand in dem verfälſchten Lichte der Leidenſchaft oder des Vorurtheils ſieht? u. ſ. w.

Unſtreitig ſind dieſe Fälle häufig. Und eben ſo häufig geſchieht es, daß von Zweien, die einander durch ihr Gefühl widerlegen, Beide betrogen werden; daß, während der Eine Jupiter iſt und die ſündige Welt mit Feuer zu zerſtören droht — der Andere uns dagegen ſeines gnädigen Schutzes verſichert, weil er Neptunus iſt, der durch ſeine Gewäſſer den Brand gar leicht wieder löſchen kann. — Aber alle dieſe Fälle vermögen gleichwohl nichts gegen die Grundveſte des allgemeinen Menſchenſinnes; und der Glaube, den ein Jeder an ſein eignes Gefühl hat, bleibt nichts deſto minder in ſeiner vollen Kraft. Ich kann von der Natur, von unſichtbaren Mächten, kurz, von Urſachen, die ich nicht kenne, getäuſcht werden; aber, ſolange ich mir bewußt bin, daß ich etwas gefühlt, beſchaut, beraſtet habe — ſo glaube ich meinem Gefühl

mehr als einer ganzen Welt, die dagegen zeugte, und als allen Philoſophen, die mir a priori beweiſen wollten, ich träume oder raſe.

Freilich iſt es verdächtig, wenn ein Menſch in Sachen des Gefühls eine ganze Welt oder, was nicht viel beſſer iſt, die vernünftigſten Leute in der Welt wider ſich hat, oder wenn er in ſehr zuſammen geſetzten und verwickelten Dingen, in Sachen, die von ſcharfer Zergliederung und von richtiger Zuſammenſtellung und Verknüpfung einer Menge von Begriffen abhangen, welche ſelbſt wieder Reſultate von einer Menge anderer ſind, — es iſt, ſage ich, verdächtig, wenn Jemand in Sachen dieſer Art dem Wege der ſcharfen Unterſuchung ausweicht und immer nur auf ſein Gefühl oder unſer Gefühl provocirt. Aber was wollen wir mit ihm anfangen, wenn er uns nicht zur Unterſuchung ſtehen will? Und wenn wir ihn auch dazu nöthigen könnten, wer ſoll zwiſchen ſeiner Empfindung und der unſrigen oder zwiſchen unſerer Vernunft und ſeinem Gefühl oder Glauben Richter ſeyn? Wo iſt der Areopagus, wo ſind die Amphiktyonen, deren Ausſpruch man in ſolchen Fällen ſich unterwerfen könnte, wollte, müßte?

In metaphyſiſchen und äſthetiſchen Dingen, das iſt, in Sachen, wo das Meiſte auf Einbildung und Sinnesart ankommt, wäre das Billigſte, einen Jeden im Beſitz und Genuß deſſen, was er für Wahrheit hält, ruhig und ungekränkt zu laſſen, ſolange er Andere in Ruhe läßt. Wer hat ein Recht in ſeines Nachbars Verzäunung einzudringen und den Frieden ſeiner Hausgötter zu ſtören? Mag doch ſeine Meluſine einen Fiſchſchwanz unter ihrem Rocke tragen; was geht das Andere an? Aber freilich, ſobald der Mann ins Kreuz und in die Quere auf allen Landſtraßen herum reitet und

Alle, die da ruhig ihres Weges gehen, anhalten und mit eingelegter Lanze zwingen will, zu bekennen, daß seine Prinzessin schöner ist als die ihrige, oder wohl gar, daß sie allein schön, und jedes andere Gesicht ein Meerkatzengesicht ist, — das ist etwas sehr Unangenehmes für Leute, die keine Lust haben, sich zu balgen: und wiewohl die irrenden Ritter, die solche Thaten thun, in den Augen kluger Leute ihre Entschuldigung unter dem Hute tragen; so mögen sie sich's doch selbst zuschreiben, wenn sie dann und wann unter Maulesseltreiber und Preller fallen, die nicht so säuberlich mit ihnen verfahren.

Die Wahrheit (wenn wir noch einen Augenblick mit dem Gleichniß spielen dürfen) flieht vor der keichenden Verfolgung ihrer feurigsten Liebhaber, um in die Arme dessen zu laufen, der sie weder erwartete, noch suchte. Der einfältigste Menschensinn findet sie am ersten und genießt ihrer, wie der Luft, die er athmet, ohne daran zu denken. Der Grübler, der sie überall sucht, findet sie nirgends, just darum, weil er sich nicht einbilden kann, daß sie ihm so nahe sey. Und sobald ihrer Zwei sich über ihren ausschließenden Besitz in die Haare gerathen, so darf man sicher rechnen, daß sie es ihnen macht, wie Angelika den beiden Rittern im Arioſt: während die tapfern Männer sich bei den Köpfen haben, geht die Dame davon und lacht über beide.

Ist dieß Bild zu komisch? — Nun, so ist hier ein anderes, das eben so gut zur Sache paßt. Die Wahrheit ist weder hier, noch da, — sie ist, wie die Gottheit und das Licht, worin sie wohnt, allenthalben: ihr Tempel ist die Natur, und wer nur fühlen und seine Gefühle zu Gedanken erhöhen und seine Gedanken in ein Ganzes zusammen fassen und ertönen lassen kann, ist ihr Priester, ihr Zeuge, ihr

Organ. Keinem offenbart sie sich ganz; Jeder sieht sie nur stückweise, nur von hinten oder nur den Saum ihres Gewandes — aus einem andern Punkt, in einem andern Lichte; Jeder vernimmt nur einige Laute ihres Göttermundes, Keiner die nämlichen —

Und was haben wir also zu thun?

Anstatt mit einander zu hadern, wo die Wahrheit sey? wer sie besitze? wer sie in ihrem schönsten Lichte gesehen? die meisten und deutlichsten Laute von ihr vernommen habe? — lasset uns in Frieden zusammen gehen oder, wenn wir des Gehens genug haben, unter den nächsten Baum uns hinsetzen und einander offenherzig und unbefangen erzählen, was jeder von ihr gesehen und gehört hat oder gesehen zu haben glaubt, und ja nicht böse darüber werden, wenn sich's von ungefähr entdeckt, daß wir falsch gesehen oder gehört oder gar (wie es brünstigen Liebhabern, die ihr zu nahe kommen wollen, öfters begegnet) eine Wolke für die Göttin umarmt haben.

Vor Allem aber, liebe Brüder, hüten wir uns vor der Thorheit, unsere Meinungen für Axiome und unumstößliche Wahrheiten anzusehen und Andern als solche vorzutragen. Es ist ein widerlicher, harter Ton um den Ton der Unfehlbarkeit; aber es gibt einen, der noch unausstehlicher ist — der Ton eines Energumenen, der, auf dem heiligen Dreifuße sitzend, alle seine Reden als Götterspruche von sich gibt. — Bescheidenheit würde uns vor dem Einen und vor dem Andern sicher stellen.

Wenn ein Mann auch so alt wäre, wie Nestor, und so weise, wie siebenmal sieben Weise zusammen genommen, so müßt' er doch — eben darum, weil er so alt und so weise wäre — einsehen gelernt haben: daß man immer weniger

von den Dingen begreift, je mehr man davon weiß, daß gegen eine lichte Stelle, die wir in der unermeßlichen Nacht der Natur erblicken, zehntausend in Dämmerung und zehnmal zehntausend im Dunkeln vor uns liegen, und daß, wenn wir uns auch von diesem Erdklümpchen, das uns ein ungeheures Weltall scheint, bis zur Sonne aufschwingen und in ihrem Lichte dieß ganze Planetensystem mit allem seinem Inhalt und Zubehör so deutlich übersehen könnten, wie Jemand von der Spitze einer Terrasse seinen Garten übersieht, dieß nämliche Planetensystem nun abermal nichts mehr für uns wäre als — eine lichte Stelle in der unermeßlichen Nacht der Natur.

Und wenn dann der weise Mann in einer so langen Lehrzeit auch noch gelernt hätte, daß eben diese Unermeßlichkeit und Unbegreiflichkeit, die für uns Erdebewohner eine Eigenschaft der ganzen Natur ist, sich auch in jedem einzelnen Stäubchen befindet; daß in jedem einzelnen Punkte der Natur Strahlen aus allen übrigen zusammenlaufen, und wie unbegreiflich alle diese Strahlen, Beziehungen, Aus- und Einflüsse aller Dinge auf jedes und jeden Dinges auf alle einander durchschneiden und durchkreuzen; wie unmöglich es also ist, nur eine einzige Erscheinung, eine einzige Bewegung oder Wirkung eines einzigen Theilchens der Natur recht zu erkennen, ohne zugleich die ganze Natur eben so zu durchschauen, wie der, in dem sie lebt und webt und ist: beim Himmel! ich denke, das müßte den weisen Mann bescheiden gemacht haben, und es sollte mich nicht wundern, wenn er alle seine Urtheile und Meinungen in einem Tone vorbrächte, den ein Mann wie Elihu, der Sohn Barachiel von Bus, des Geschlechts Ram, mit allem Unwillen eines ehrlichen überzeugten Dogmatikers für baren Skepticismus halten müßte.

Ein Anderes iſt, wenn ein Eſel, dem der Herr den Mund aufthut, mit Zuverſichtlichkeit ſpricht: Dafür iſt aller Reſpect zu tragen; denn es iſt nicht der Eſel, ſondern ein Gott (dem es gleich viel gelten kann, durch welches Organ er ſich hörbar macht), der durch den Eſel ſpricht. Einem Menſchen aber — es ſey denn, er könne uns beweiſen, daß er ſich im Falle des beſagten Eſels befinde — ziemt es, ungeachtet des aufgerichteten Angeſichts und des Blicks gen Himmel, der ihm gegeben iſt, von Zeit zu Zeit auf ſeine Füße zu ſehen und — beſcheiden zu ſeyn.

Philoſophie.

Als Kunſt zu leben und Heilkunſt der Seele betrachtet.

Die Menschen haben gelebt und vielleicht Jahrtausende gelebt, eh' einer von ihnen auf den Gedanken kam, daß Leben eine Kunst seyn könnte; und nach aller Wahrscheinlichkeit ist jede andre Kunst, von den Künsten Tubalkains an — bis zur Kunst, Fliegen zu fangen (von welcher Schach Baham, ein Peritus in arte, versichert, daß es keine so leichte Sache sey, als viele Leute sich einbilden), schon längst erfunden gewesen, als endlich die scharfsinnigen Griechen, mit andern schönen Wissenschaften und Künsten, auch diese berühmte Kunst, zu leben, Philosophie genannt, wo nicht gänzlich erfunden, doch zuerst in Kunstform gebracht und auf einen hohen Grad der Verfeinerung getrieben haben.

Bei weitem der größte Theil der Menschenkinder ließ sich nie etwas von einer solchen Kunst träumen. Die Leute lebten, ohne zu wissen, wie sie es damit machten; ungefähr wie Herr Jourdain in Moliere's bürgerlichem Edelmann sein Leben lang Prose gesprochen hatte; oder wie wir Alle Athem holen, verdauen, uns auf mancherlei Art bewegen, wachsen und gedeihen, ohne daß unter Tausenden nur Einer weiß oder zu wissen verlangt, nach was für mechanischen Gesetzen und durch welche Verbindung von Ursachen das Alles geschehe. Und in diesem dicken Nebel der Unwissenheit leben bis auf diese Stunde nicht nur alle die unzähligen Völker in Asia, Africa, America und den Inseln des Südmeers, weiße und

olivenfarbne, ſchwarzgelbe und pechſchwarze, bärtige und unbärtige, beſchnittene und unbeſchnittene, tättowirte und nicht tättowirte, mit und ohne Ringe durch die Naſe, von den Rieſen in Patagonien bis zu den Zwergen an der Hudſonsbay u. ſ. f. — ſondern auch ſelbſt von dem größten Theile der Einwohner unſers aufgeklärten Europa's läßt ſich mit gutem Fuge behaupten, daß ſie von beſagter Kunſt, zu leben, eben ſo wenig wiſſen und ſich eben ſo wenig darum bekümmern, als das leichtſinnige Völkchen in Otahaity oder als die halb erſtarrten Bewohner des Feuerlandes, die kaum etwas mehr als Seekälber ſind.

Das Wunderbarſte bei der Sache iſt, daß alle dieſe Menſchen (die, nach einer ſehr billigen Berechnung, beinahe das ganze menſchliche Geſchlecht ausmachen) gleich ihren Voreltern bis auf Adam und Eva — die von wohl beſagter ſchönen Kunſt auch nichts wußten — deſſen ungeachtet ſo herzhaft drauf losleben, als ob ſie ausgemachte Meiſter darin wären; ja, daß der größte Theil dieſer Pfuſcher ſich ſo wohl dabei befindet, daß, in Rückſicht der ſämmtlichen weſentlichſten und wichtigſten Verrichtungen des menſchlichen Lebens, nicht leicht einer von den auf- und abgedungenen Meiſtern und Profeſſoren der Kunſt ſich neben ihnen ſehen laſſen darf.

Cicero ſagt irgendwo: die Natur ſey die beſte Führerin des Lebens, welches vermuthlich ſo viel ſagen ſoll, ſie zeige uns am beſten, wie wir uns durch dieß Erdenleben durchhelfen können; — ingleichen: man könne gar nicht fehlen, wenn man ſich von ihr führen laſſe. — Darauf müſſen ſich nun wohl von jeher die Menſchen verlaſſen haben. Eben dieſe Natur (dachten ſie), die uns athmen, eſſen und trinken, Hände und Füße brauchen lehrt u. ſ. w., lehrt uns auch unſre Sinne, unſer Gedächtniß, unſern Verſtand, alle

unſre übrigen Kräfte brauchen, lehrt uns auch, was ſich für uns ſchickt oder nicht. Es bedarf nur ſo vieler Aufmerkſamkeit, als uns jeder Gegenſtand ſelber abnöthigt, ſo ſehen oder fühlen wir, ob er Freund oder Feind iſt. Unſre Naſe und unſre Zunge lehren uns ohne allen andern Unterricht, welche Früchte, Kräuter, Wurzeln u. ſ. w. gut zu eſſen ſind; im Nothfalle lehrt es uns auch wohl der Hunger ohne viele Umſtände. Für alle unſre dringenden Bedürfniſſe hat die Natur geſorgt. Entweder iſt die Sache, die wir brauchen, ſchon da — ſo haben wir, was vonnöthen iſt, ſie zu ergreifen und zu genießen; oder wenigſtens ſind die Materialien dazu da — ſo haben wir gerade ſo viel Verſtand und Kraft und natürliches Geſchick in unſern Gliedmaßen, um ſie zu unſerm Brauch und Zweck zu formen. Was dann aufs erſtemal nicht geht, geht beim zehnten oder zwanzigſten; und reichen zwei Arme nicht, ſo werden vier, ſechs oder acht damit zu Stande kommen. Jeder neue Verſuch ſetzt etwas zu unſerm Begriff von der Sache und zu unſrer Geſchicklichkeit zu; wir lernen durch Irren und Fehlen und werden Meiſter durch Uebung, ohne zu merken, wie es zugegangen iſt. Und eben dieſe Natur, die uns ſo weit bringt, verbirgt immer vor uns, was zu weit von uns liegt, als daß wir es, da wo wir ſind, erreichen könnten; lehrt uns zufrieden ſeyn mit dem, was wir haben, macht uns durch Unwiſſenheit glücklich und hat uns dieſe wohlthätige Trägheit, worüber die Weltverbeſſerer täglich ſo viel Klagen erheben, blos dazu gegeben, damit wir nicht, vor ewiger Unruhe, unſern Zuſtand zu beſſern, aus dem Regen in die Traufe gerathen, und es uns nicht alle Augenblicke ergehe, wie Jenem, der, um ſich beſſer zu befinden, ſich zu Tod arzneite und zur Grabſchrift erhielt: Per star meglio, sto qui.

So lehrt die Natur alle Menſchen leben, die der guten Mutter nicht aus der Lehre und Zucht gelaufen ſind; und in Allem dem iſt, wie ihr ſeht, keine Kunſt. Es iſt die leibhafte Natur ſelbſt. Das berühmte Quam multis non egeo! jenes alten Weiſen iſt die angeborne Philoſophie aller Samojeden, Lappen, Eskimos u. ſ. w., eine Philoſophie, worin die Neuholländer oder Neuwalliſer (wie ſich die ehrlichen Leute nach Willkür der gebietenden Herren mit den Feuerröhren nennen laſſen müſſen) es am weiteſten gebracht zu haben ſcheinen. Man komme nicht und ſage: ein ſolches Leben ſey ein Auſternleben. Nennt es, wenn ihr wollt, fortdauernde Kindheit: aber ehret die Natur, die dieſe ihre Kinder auf dem kürzeſten Wege zu jenem Glücklichleben (beate vivere) führt, wohin wir aufgeklärte Leute vor lauter Menge der Wege, die dahin führen, ſo ſelten oder gar nie gelangen können.

Der weiſe Theophraſt, (nicht Paracelſus, ſondern der Schüler und Thronfolger des göttlichen Ariſtoteles) lebte neunzig Jahre, und als er nun zum Sterben kam, beklagte er ſich über die Natur: „daß ſie dem Menſchen ſo wenig Zeit zum Leben gegeben habe, und ein ehrlicher Kerl gerade dann ſterben müſſe, wenn er die Kunſt, zu leben, endlich in etwas begriffen habe.“ — Wo hat ein Neu-Holländer jemals eine ſo unbillige Beſchwerde geführt? Wenn er hundert Jahre alt geworden (was bei ihnen nichts Seltnes iſt), ſo hat er juſt hundert Jahre gelebt und ſteht von dem Gaſtmahle der Natur geſättigt auf — und wahrlich von einem Gaſtmahle, wo die Natur ſo ſchlecht zu eſſen gibt, daß der ſtrengſte Candidat der Heiligſprechung es ohne Bedenken mithalten dürfte.

Aber — im Vorbeigehen zu ſagen — ich glaube nichts weniger, als daß Theophraſt die Albernheit geſagt habe

die man ihn ſagen läßt. Die Leute an ſeinem Bette verſtanden ihn nicht recht; und dann kam irgend ein Schulmeiſter lange hinter drein, wollte Sinn draus machen und machte, daß es eine Albernheit wurde. Ich wollte wetten, Theophraſt meinte weder mehr noch weniger damit, als: er bedaure, daß er vor ſechzig oder ſiebzig Jahren nicht ſchon ſo klug geweſen ſey, zu ſehen, daß er ſich die Mühe erſparen könne, das als Kunſt und Wiſſenſchaft zu ſtudiren, was ihn die Natur ohne Studium weit beſſer und ſichrer würde gelehrt haben, wenn er Einfalt des Sinnes gehabt hätte, auf ſie zu merken. — Nicht die unſchuldige Natur, ſondern ſeine eigne Thorheit klagte er an, wie die Meiſten es in ſeinem Falle zu machen pflegen, wiewohl ſie es eben ſo wohl bleiben laſſen könnten; denn wozu hilft Reue, wenn man keine Zeit mehr hat, es beſſer zu machen?

Bei Allem dem iſt meine Meinung keinesweges, der wohlgedachten Kunſt, zu leben, ihren Werth, ſo viel ſie deſſen haben mag, ſtreitig zu machen.

Es iſt irgendwo geſagt worden: die Kunſt ſey im Grunde nichts Anderes als die Natur ſelbſt, die durch den Menſchen, als ihr vollkommenſtes Werkzeug, dasjenige, was ſie gleichſam nur flüchtig entworfen oder angefangen, unter einem andern Namen ausbilde und zur Vollkommenheit bringe — Wenn die Kunſt das iſt, und ſofern ſie das iſt, gebührt ihr alle Achtung.

Ja, auch alsdann, wenn ſie blos der geſchwächten oder verderbten Natur zu Hülfe kommt, iſt ſie, wie die Arzneikunſt, zuweilen wohlthätig, obgleich eben ſo ungewiß und oft eben ſo unvermögend. Wo die Natur nicht mehr zum Leben hinreichend ſeyn will, muß die Kunſt freilich flicken und ſtützen, kleiſtern und quackſalben, ſo gut ſie kann. Oder,

richtiger zu reden, auch auf dieſen Fall hat die gute allgemeine Mutter für ihr Lieblingskind geſorgt, hat Mittel in ihren Vorrathskammern für jede Wunde oder Krankheit des äußern und inwendigen Menſchen, ſo daß der Kunſt nichts übrig bleibt, als zu beobachten und darzureichen. Je einfacher dann ihre Mittel ſind, je weniger ſie daran künſtelt, deſto beſſer für den Leidenden! Der Erfolg aber muß doch immer von der Natur allein erwartet werden. Hat ſie noch Kräfte genug, ſich an der Hand der Kunſt aufzurichten, gut: wo nicht, ſo bleibt auch dieſer nichts übrig, als den Kranken — ſterben zu laſſen und den Todten — einzubalſamiren. Lebenskraft kann ſie nicht geben, wo keine iſt.

Es iſt ſchon lange, daß man der Philoſophie wegen dieſer Aehnlichkeit mit der Arzneikunſt den Namen der Medicin für die Seele gegeben hat; und wirklich ſcheint dieſe Qualification geſchickter zu ſeyn, ihr Zutritt zu verſchaffen, als wenn ſie Anſpruch macht, uns nach den Regeln ihrer Kunſt leben zu lehren. Denn welcher Menſch, der den freien Gebrauch ſeiner natürlichen Kräfte hat, fühlt nicht, daß er ohne ſie leben kann? Sobald ſie ſich hingegen nur als Arzt anbietet, ſo wiſſen die Geſunden, daß ſie nichts mit ihr zu verkehren haben.

Die Indianer in den Inſeln der Südſee kennen, wie es ſcheint, keine Arzneien; aber ſie wiſſen auch nichts von Krankheiten. Kleine Wunden oder Unpäßlichkeiten heilen bei ihnen von ſelbſt, und an den tödtlichen ſterben ſie — wie wir auch. Und weil ſie ſo glücklich ſind, von einer Seele an und für ſich keinen Begriff zu haben, ſondern ein Menſch ihnen immer ein Menſch aus einem Stück iſt: ſo wiſſen ſie auch nichts von beſondern Seelenkrankheiten; und wenn ſie ja zuweilen einen Anſtoß dieſer Art bekämen, ſo iſt die

Hungerkur, wozu ſie mehr als zu viel Gelegenheit haben, ordentlicher Weiſe das kräftigſte Heilmittel.

Iſt es hingegen bei einem Volke mit der Verfeinerung ſchon ſo weit gekommen, daß Leib und Seele — anſtatt daß beide nur eine Perſon ſeyn ſollten — als zwei Mächte von verſchiednem Intereſſe behandelt werden, wo (wie bei unartigen Eheleuten) jedes ſeine eigne Wirthſchaft hat: was iſt natürlicher, als daß aus einer ſo heilloſen Ehe böſe Folgen entſtehen müſſen? Der Menſch iſt dann nicht mehr das edle Geſchöpf, an dem Alles Sinn und Kraft und Seele oder (ſo zu ſagen) alles Körperliche geiſtig und alles Geiſtige körperlich iſt: er iſt ein unnatürlicher centauriſcher Zwitter von Thier und von Geiſt, wo Eines auf Unkoſten des Andern lebt, das Thier ſich Bedürfniſſe, der Geiſt Leidenſchaften, Entwürfe und Endzwecke macht, die der Naturmenſch nicht kannte, Jedes das Andre nach Vermögen drückt, zerrt, ängſtigt und erſchöpft, und endlich eine ungeheure Menge Leibes- und Seelenkrankheiten die Früchte ſind dieſer Scheidung deſſen, was Gott zuſammengefügt hat. Da mag nun wohl, wenn das Uebel aufs Höchſte geſtiegen iſt, jene Seelenarzneikunſt ihre Hülfe zuweilen mit einigem Erfolg anbieten und entweder purgando, saignando et clysterizando dieſem oder jenem Patienten einige Erleichterung — oder wenigſtens durch angenehme Opiate etwas betrügliche Ruhe verſchaffen. Aber man hat doch nie geſehen, daß ſie fähig geweſen wäre, das Uebel aus dem Grunde zu heben; und man darf kühnlich behaupten, daß ein Volk, wenn es einmal in die Hände der beiden Heilgöttinnen gefallen, ſchon zum voraus unwiederbringlich verloren ſey. Nicht eben, als ob man nothwendig von ihren Arzneien berſten müßte: ſondern, weil, ſobald man ſeine Zuflucht zu ihnen nimmt, das Uebel ſchon

zu weit gekommen ist, um eine völlige Wiederherstellung zuzulassen.

Ich sagte: die Philosophie könne als Arzneikunst für die Seele um so eher ihren Platz behaupten, weil die Gesunden dann wüßten, daß sie nichts mit ihr zu schaffen hätten. — Allein, wie alle Künste sich gern wichtiger machen, als sie sind, so hat auch diese Mittel gefunden, sich aller Welt als unentbehrlich aufzudringen. Sie gesteht nämlich (so wie ihre Schwester, die leibliche Arzneikunst) keinem Menschen zu, daß er gesund sey. Ihren Lehrsätzen und ihrem Ideal von Gesundheit nach ist die ganze Erde ein großes Narren- und Siechenhaus, und nicht Einer befindet sich wohl genug, um ihrer Vorschriften entbehren zu können. Zum Glück ist dieß eine Anmaßung, die man beiden nicht gelten läßt. Die Natur weiß nichts von Idealen. Solange ein Mensch sich gesund fühlt, hat er auch Recht, sich für gesund zu halten; und, ohne sich zu bekümmern, ob Jemand was dagegen einzuwenden habe, lebt er geradezu als ein Gesunder und liest (wie Voltaire's Zadig) keinen Buchstaben von allen den gelehrten Dissertationen, worin ihm die Herren beweisen, daß er unmöglich gesund seyn könne. Es gibt freilich Fälle, wo ein Kranker eben darum desto gefährlicher krank ist, weil er sein Uebel nicht fühlt: aber diese Fälle sind selten und können dem großen Haufen der sich wohl Befindenden an ihrem wohl hergebrachten Rechte, gesund zu seyn, keinen Abtrag thun.

Betrachtungen

über

J. J. Rousseau's

ursprünglichen Zustand des Menschen.

1770.

1.

Die Aufschrift über der Pforte des delphinischen Tempels:

„Lerne dich selbst kennen!“

enthielt ohne Zweifel ein wichtiges und in der That nicht leichtes Gebot.

Aber daß es, wie Rousseau versichert, „wichtiger und schwerer sey, als Alles, was die großen dicken Bücher der Moralisten enthalten,“ — ist (mit seiner Erlaubniß) nichts gesagt.

Diese Moralisten, von denen Rousseau so wenig zu halten scheint, konnten doch wohl keinen andern Zweck haben, als in ihren großen dicken Büchern den Inhalt dieses nämlichen γνωθι σεαυτον zu entwickeln. — Und daß unter so vielen, welche von Hermes Trismegistus Zeiten bis auf diesen Tag an der Auflösung dieses Räthsels gearbeitet haben, auch nicht einer es errathen haben sollte — wahrlich, das würde den Moralisten wenig Ehre machen!

Doch, gesetzt auch, sie hätten sammt und sonders, den guten Plutarch mit eingerechnet, ihre Mühe dabei verloren: so begreife ich doch nicht, wie wir weniger aus ihren Büchern lernen könnten, als — was uns die delphische Pforte lehrt, nämlich — „daß es dem Menschen gut sey, sich selbst zu kennen.“ — Und was haben wir da gelernt?

Der große Punkt ist, — wie wir es anzufangen haben, um zu dieser Erkenntniß zu gelangen? — und hierüber macht

uns dieſe Pforte nicht klüger, als der elendeſte Commentar, der jemals über die Ethik des Ariſtoteles geſchrieben worden iſt.

Der obige Ausſpruch unſers Freundes Jean Jaques iſt alſo, wie viel er auch beim erſten Anblick zu ſagen ſcheint, um nichts weiſer, als wenn Jemand ſagte: der erſte Vers des erſten Buchs Moſe enthalte unendliche Mal mehr Wahrheit, als die ſämmtlichen Werke aller Naturforſcher, weil am Ende doch Alles, was uns dieſe Biedermänner von Himmel und Erde lehren, nur ein ſehr kleiner Theil von dem iſt, was Himmel und Erde in ſich faſſen, und (wie Shakeſpeare's Hamlet ſagt) noch gar viel in beiden iſt, wovon ſich unſre Philoſophen (ſelbſt den neueſten, dem ſo viel davon träumt, nicht ausgenommen) wenig träumen laſſen.

2.

Mit aller Ehrerbietung, die wir den Modephiloſophen unſrer Zeit ſchuldig ſind, ſey es geſagt, daß ihre beredten Schriften von dergleichen Gedanken wimmeln, die nur ſo lange etwas Feines oder Großes oder Neues ſagen, als die Leſer gefällig oder bequem oder unwiſſend genug ſind, ſie für das gelten zu laſſen, wofür ihr Gepräge ſie ausgibt.

Was für Ungereimtheiten hat nicht die Begierde, etwas Neues, novum, audax, indictum ore alio, zu ſagen, ſchon oft die feinſten Köpfe ſagen gemacht! — Zumal in Zeiten, wie die unſern, da Witz und Beredſamkeit einen Freibrief haben, die geſunde Vernunft zu mißhandeln, wenn es nur auf eine ſinnreiche Art geſchieht; wo Hippiaſſe und Karneaden durch rhetoriſche Taſchenſpielerkünſte die Bewunderung

ihrer Zeitgenossen erschleichen, und neuer Unsinn, in schöne Bilder gekleidet, mit spielenden Gegensätzen verbrämt und mit den Schellen des rednerischen Wohlklangs behangen, willkommner ist, als die alte Vernunft in ihrem schlichten sokratischen Mantel!

War es die Begierde, zu schimmern, oder war es Laune oder Misanthropie, — oder sollen wir glauben, daß es wirklich Liebe zur Wahrheit und Wohlneigung gegen das menschliche Geschlecht gewesen sey, was den scharfsinnigen Schriftsteller, welchen wir vorhin zu tadeln uns die Freiheit genommen haben, bewegen konnte, mitten im achtzehnten Jahrhundert die Philosophie der alten Gymnosophisten wieder in Achtung bringen zu wollen und, ohne Hoffnung, auch nur einen einzigen Schüler zu machen, den abenteuerlichen Satz zu behaupten: „daß der ursprüngliche Stand des Menschen der Stand eines zahmen Thieres gewesen sey," — und daß man allen Nationen, unter denen sich (nach seinem Ausdruck) die Stimme des Himmels nicht habe hören lassen, keinen bessern Rath geben könne, als „in die Wälder zu den Orangutangs und den übrigen Affen, ihren Brüdern, zurückzukehren, aus welchen sie eine unselige Kette von Zufällen zu ihrem Unglücke herausgezogen habe."

Man braucht die Schriften dieses sonderbaren Mannes nur mit einer mittelmäßigen Gabe von Gutherzigkeit gelesen zu haben, um sich gern überreden zu lassen, daß vielleicht niemals ein Schriftsteller von der Güte seiner Absichten und von der Wahrheit seiner Grillen so überzeugt gewesen sey, als Rousseau. Man kann sich nicht erwehren, dem Manne gut zu seyn, der die verhaßten Paradoxen mit einer so aufrichtigen Miene von Wohlmeinenheit vorbringt, — mit einer so ehrlichen Miene die seltsamsten Fehlschlüsse macht und uns

aus der Fülle ſeines Gefühls zuſchwört, daß Alles gelb ſey, ohne den kleinſten Verdacht zu haben, daß doch wohl vielleicht er ſelbſt mit der Gelbſucht behaftet ſeyn könnte.

Und, geſetzt auch, der Zuſammenhang ſeiner Grundſätze und der dogmatiſche Ton, den er, aller ſeiner Proteſtationen ungeachtet, aus ſo vollem Munde anſtimmt, könnte einige Zweifel — —

Doch nein! Wir haben kein Recht, an der Aufrichtigkeit ſeiner Verſicherung zu zweifeln; und niedrig wär' es, den Mann, der uns Gutes thun will, mit Vorwürfen zu verfolgen, weil er das Los aller Sterblichen erfahren und ſich auf ſeinem Wege verirrt hat. Laſſen wir die Anmaßung — die Herzen der Schriftſteller aufzureißen, um die geheimen Abſichten derſelben vor einen unbefugten Richterſtuhl hervorzuziehen, laſſen wir dieſe verwegene Anmaßung jener verachtenswürdigen Art von Gleißnern, welche unter dem ſcheinbaren Vorwande, die gute Sache zu vertheidigen, ihre eigenen lichtſcheuen Abſichten an der Vernunft und ihre Dummheit an dem Witze, wie der Affe ſeine Mißgeſtalt am Spiegel, rächen wollen.

Die Freiheit, zu philoſophiren (welche, ſolange wir nicht mit dem Rouſſeauiſchen Menſchen in die Wälder, oder, was noch ein wenig ſchlimmer wäre, ſolange wir nicht in die Barbarei der Gothen und Vandalen zurückzukehren gedenken, eine der ſtärkſten Stützen der menſchlichen Wohlfahrt iſt), muß ſich auf Alle erſtrecken, welche von Gegenſtänden, die innerhalb des menſchlichen Geſichtskreiſes liegen, ihre Meinung mit Beſcheidenheit ſagen, wie ſeltſam und widerſinnig auch immer ihre Meinung ſcheinen mag. Wie oft iſt etwas in der Folge als eine ehrwürdige und nützliche Wahrheit befunden worden, was anfangs alle Stimmen gegen

sich hatte! — Und auch der Irrthum selbst, diese nicht allezeit vermeidliche Krankheit der Seele, gibt Gelegenheit, den Mitteln besser nachzuforschen, wodurch er geheilt werden kann, und wird dadurch wohlthätig für das menschliche Geschlecht.

3.

Ein Schauspiel, das die Menschlichkeit empört, wenn man es von der häßlichen Seite ansieht, — der Anblick der ausschweifendsten Ueppigkeit und zügellosesten Verderbniß der Sitten in einer von den Hauptstädten Europens, in diesem modernen Babylon, — welchem ein Philosoph im siebenten Stockwerke, um seiner liebenswürdigen Narrheiten, um seiner witzigen Talente und auf den äußersten Grad verfeinten Künste willen, seine Laster nicht so leicht verzeihen kann, als der Philosoph zu Ferney, wenn er das Glück gehabt hat, wohl zu verdauen, aus seinem kleinen bezauberten Schlosse; — der Anblick des Uebermuths, mit welchem die verächtliche Classe der Poppäen und Trimalcione des öffentlichen Elends, dessen Werkzeuge sie sind, spotten; — der traurig machende Anblick eines unterdrückten Volks unter dem besten der Könige: — solche Ansichten — aus einem Dachstübchen betrachtet — sind sehr geschickt, den Betrachtungen eines philosophischen Zuschauers über unsre Verfassungen, Künste und Wissenschaften eine solche Stärke zu geben und ein so schwermüthiges Helldunkel über sie auszubreiten, daß man nichts Anderes nöthig hat, um zu begreifen, wie dieser Philosoph mit einer schwärmerischen Einbildungskraft, einem warmen Herzen und etwas galliger Reizbarkeit auf den Einfall kommen

konnte: „Es würde diesem Volke besser seyn, gar keine Gesetze, Künste und Wissenschaften zu haben.“

Laßt in diesem Augenblick eine Akademie die Frage aufwerfen: „ob Wissenschaft und Kunst dem menschlichen Geschlechte mehr Schaden oder Nutzen gebracht habe?“ — wird er wohl in einer solchen Gemüthsstimmung Bedenken tragen, Wissenschaften und Künste, die er als Sklavinnen des Glücks und der Ueppigkeit, als Quellen der sittlichen Verderbniß und Beförderinnen der Unterdrückung ansieht, für die wahre Ursache alles menschlichen Elends zu erklären?

Und, noch voll von den lebhaften Gemälden, in welchen ihm seine Phantasie die Evidenz dieser vermeinten Wahrheit anzuschauen gibt, — wird er nicht, wenn eine andere Akademie seine Galle durch die Frage herausfordert: „welches der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen sey, und inwiefern selbige durch das natürliche Gesetz berechtigt werde oder nicht?“ — die Auflösung dieses Problems schon gefunden zu haben glauben und uns mit dem zuversichtlichsten Tone der Ueberzeugung überreden wollen: daß alles Uebel, wovon das menschliche Geschlecht gedrückt wird, blos aus dieser Ungleichheit, als der wahren Büchse der Pandora, hervorgegangen sey, und daß es kein gewisseres Mittel, davon befreit zu werden, gebe, als alle Gewänder und Ausschmückungen der Natur, alle unsre Wissenschaften, Künste, Polizei, Bequemlichkeiten, Wollüste und Bedürfnisse von uns zu werfen und nackend — gleich dem jungen Hottentotten auf dem Titelkupferstiche seines Buches — zu unsrer ursprünglichen Gesellschaft, den Vierfüßigen, in den Wald zurückzukehren?

Sollte dieß nicht die geheime Geschichte des Rousseauischen Systems gewesen seyn?

Dieses vorausgesetzt, scheint es einigermaßen begreiflich zu werden, wie Rousseau auf den Einfall habe kommen können, sich den ursprünglichen Stand der Menschheit als einen solchen zu denken, worin der Mensch von dem übrigen Vieh, außer einer vortheilhaftern Bildung, durch nichts — „als die zufällige Möglichkeit, aus demselben herauszugehen" — unterschieden gewesen sey.

„Betrachtʼ ich, spricht er, den Menschen, wie er aus den Händen der Natur kam, so sehe ich ein Thier, das zwar nicht so stark als einige, nicht so behend als andere, aber, Alles zusammengenommen, doch unter allen am vortheilhaftesten organisirt ist; ich sehe es sein Futter unter einer Eiche suchen, aus dem ersten besten Bache seinen Durst löschen, sein Lager unter dem nämlichen Baume nehmen, der ihm zu fressen gegeben hat: und so sind seine Bedürfnisse befriediget." —

Doch nicht gar alle! — Es gibt Augenblicke, — welche ich nicht so natürlich beschreiben möchte, als es der eleganteste Schriftsteller aus dem politen Zeitalter Augusts gethan hat, und die man sogar in London (wo so viel erlaubt ist, was man anderswo für unzulässig halten würde) nicht auf öffentlicher Schaubühne vorzustellen wagt, wie es Aristophanes zu Athen, dem Sitz der griechischen Urbanität, wagen durfte — Augenblicke — doch wir wollen unsern Schriftsteller selbst davon reden lassen.

„Zu fressen haben (fährt Rousseau fort), schlafen und — sein Weibchen belegen, sind die einzigen Glückseligkeiten, von denen er einen Begriff hat."

Und damit wir uns nicht etwa einbilden, er lebe mit seinem Weibchen und mit seinen Jungen in einer Art von

Familiengesellschaft, wovon wir sogar bei einigen thierischen Gattungen Beispiele sehen; setzt er — nicht ohne den Grotiussen und Puffendorfen einen verächtlichen Seitenblick zu geben — hinzu:

„Sich die ersten Menschen in eine Familie vereinigt vorstellen, das hieße den Fehler derjenigen begehen, die, wenn sie über den Stand der Natur raisonniren, die Ideen mit hineinbringen, welche sie aus der Gesellschaft entlehnt haben: da doch in diesem primitiven Stande, wo die Menschen weder Häuser, noch Hütten, noch Eigenthum von irgend einer Gattung hatten, ein Jeder sich lagerte, wo ihn der Zufall hinführte, und oft nur für eine einzige Nacht; wo die Männchen und Weibchen eben so zufälliger Weise, wie sie einander ungefähr begegneten, und Gelegenheit oder Trieb es mit sich brachte, sich zusammenthaten, ohne daß die Sprache ein sehr nothwendiger Dolmetscher der Dinge war, die sie einander zu sagen hatten, und sich mit eben so wenig Umständen wieder von einander verliefen."

Man kann sich leicht einbilden, daß Leute, die so wenig Umstände mit einander machen und der süßen Werke der goldnen Venus auf eine so thierische Art pflegen, nicht sehr zärtliche Eltern seyn werden. Auch bekümmert sich, nach Rousseau's Versicherung, der Vater um seine Kinder nichts. Und wie sollte er? da er sie nicht kennt, und vielleicht Jahrtausende vorbeigehen, bis endlich einer von diesen maschinenmäßigen Vätern den Verstand hat, beim Anblick solcher kleinen Geschöpfe die tiefsinnige Betrachtung anzustellen, — „daß er vielleicht durch eine gewisse Operation, ohne es selbst zu wissen, zu ihrem Daseyn Gelegenheit gegeben habe."

Was die Mutter betrifft, so ist es freilich ihre Schuld nicht, daß sie sich gezwungen sieht, sich eine Zeit lang mit

ihrem Kinde abzugeben. — „Sie säugt es anfangs ihres eigenen Bedürfnisses wegen (spricht Rousseau), hernach, da die Gewohnheit es ihr lieb gemacht hat, wegen des Bedürfnisses des Kindes selbst. Aber, sobald die Kinder groß genug sind, sich ihr Futter selbst zu suchen, so verlaufen sie sich von der Mutter, und so kommt es bald dahin, daß sie einander nicht mehr kennen."

Eh es dahin kommt, hat also die Mutter, man weiß nicht recht warum, die Gütigkeit, ihre Jungen mit sich herumzuschleppen. — „Wahr ist's (sagt unser Philosoph), wenn die Mutter umkommt, so läuft das Kind Gefahr, mit ihr umzukommen; aber (setzt er tröstlich hinzu) diese Gefahr ist hundert andern Gattungen von Thieren gemein, deren Junge in langer Zeit unvermögend sind, ihre Nahrung selbst zu suchen."

Der natürliche Mensch des Philosophen Jean Jaques ist also (die verwünschte Vervollkommlichkeit ausgenommen) weder mehr noch weniger als ein anderes Thier auch; und es ist pure Höflichkeit, daß er ihm die langen krummen Klauen des Aristoteles und den Schwanz, welchen die Reisebeschreiber Gemelli Carreri und Johann Struys einigen Einwohnern der Insel Mindero und Formosa zulegen, erlassen hat.

Der Rousseauische Mensch ist es, dem der Name eines Wilden — den die Spanier den Amerikanern zu Beschönigung ihrer widerrechtlichen Gewaltthätigkeiten gegeben haben — im eigentlichen Verstande zukommt. Er überläßt sich, ohne mindeste Ahnung der Zukunft, dem Gefühl des gegenwärtigen Augenblicks; seine Begierden gehen nicht über seine körperlichen Bedürfnisse hinaus; das große Schauspiel der Natur ist unvermögend, ihn aus seiner schlafsüchtigen

Dummheit aufzuwecken; in seinem ganzen Leben fällt ihm nicht ein, zu fragen, wer bin ich? wo bin ich? warum bin ich? —

Doch das Letztere könnten wir ihm zu gut halten. Es gehört in der That beinahe eben so viel dazu, diese Fragen aus sich selbst zu thun, als sie recht zu beantworten. Aber, was Rousseau in der menschlichen Natur entdeckt haben könne, das ihm Ursache gegeben, nichts natürlicher zu finden, als die Ungeselligkeit, welche die Grundlage seines Systems über den ursprünglichen Stand ausmacht, — kann ich nicht errathen.

Seinem Vorgeben nach hat die Natur „sehr wenig dafür gesorgt, die Menschen durch gegenseitige Bedürfnisse einander näher zu bringen, und so wenig als möglich zu den Verbindungen beigetragen, welche sie zum Untergang ihrer Freiheit und Glückseligkeit unter einander getroffen haben."

Was für wunderliche Dinge Witz und Galle einen Philosophen sagen machen können!

5.

Ungeachtet Rousseau sich gleich anfangs erklärt, daß es bei Untersuchung der academischen Frage, über welche er schreibt, gar nicht auf Thatsachen ankomme: so scheint er doch in der Folge das Unschickliche davon selbst empfunden zu haben und beruft sich daher einige Mal auf die Hottentotten, die Karaiben und die wilden Indier in Nordamerica; wiewohl in der That niemals, wo es auf Befestigung der Hauptsätze seines Systems ankommt. Was hätten sie ihm dazu helfen können? Keine einzige von allen diesen

kleinen Völkerschaften, die man Wilde nennt, befindet sich in diesem viehischen Stande, den er zu unserm ursprünglichen macht. Sie leben alle in einer Art von Gesellschaft; sie kennen Freundschaft, eheliche und älterliche Liebe; sie sind nicht ohne alle Kunst, und es ist mehr als zu wahrscheinlich, daß sie erst durch das unmenschliche Verfahren der Kastilianer in eine gewisse Wildheit hinein geschreckt worden sind, die ihnen nicht natürlich war.

Aber, gesetzt auch, die Wildheit aller dieser wirklichen oder fabelhaften Wilden, wovon man uns so viel wunderliche Dinge erzählt, von den Kyklopen des alten Vater Homers bis zu den Kalifornien des Vater Venegas, wäre noch ein wenig größer, als sie beschrieben wird: was könnte damit bewiesen werden, als daß „Menschen zufälliger Weise sehr nahe an den Thieren herunter sinken können, und daß, wenn es einmal so weit mit ihnen gekommen ist, ein Zusammenfluß vieler günstiger Umstände erfordert wird, um die Menschheit wieder bei ihnen herzustellen?“ — und wem ist jemals einigefallen, hieran zu zweifeln?

6.

Bei einer Untersuchung des ursprünglichen Standes der Menschen scheint die Frage: „wo die ersten Menschen hergekommen,“ nicht ganz überflüssig zu seyn. Rousseau hat (wir wissen nicht warum) nicht für gut befunden, ihrer zu erwähnen. Man kann diese Unterlassung nicht damit rechtfertigen, daß dieser Umstand durch die Offenbarung ins Klare gesetzt sey. Denn aus diesem Grunde hätte sich Rousseau seine ganze Untersuchung ersparen können, und überhaupt

dumme, Eicheln freſſende Thier, daß er ſeinen Menſchen nennt, in Ewigkeit keine Sprache erfunden haben, wie die Sprache Homers und Platons iſt. Wer wollte ſich die Mühe geben, einen ſolchen Satz erſt durch tiefſinnige Erörterungen zu beweiſen? Das heißt die Gründe weitläufig aus einander ſetzen, warum, vermöge der Geſetze der Mechanik, ein Gichtbrüchiger ſchwerlich jemals auf dem Seile tanzen lernen wird. — Schade um alle die ſchönen Antitheſen, die er bei dieſer Gelegenheit ſpielen läßt!

Doch, wir wollen ihm nicht Unrecht thun: es iſt ſein ganzer Ernſt; er ſieht alle dieſe ungeheuren Schwierigkeiten wirklich, von denen er ſpricht, und ſie müſſen wohl gewiß entſetzlich in ſeinen Augen ſeyn, weil ſie ihn beinahe dahin bringen, ſeine Zuflucht zu einem Deus ex machina zu nehmen. Gleichwohl würden alle dieſe Phantome auf einmal verſchwunden ſeyn, wenn er nur dieſe zwei Sätze, die einfachſten von der Welt, weniger unnatürlich gefunden hätte:

„Daß die Menſchen, aller Wahrſcheinlichkeit nach, von Anfang an in Geſellſchaft lebten — und von allen Seiten mit natürlichen Mitteln umgeben ſind, die ihnen die Entwicklung ihrer Anlagen erleichtern helfen.“

8.

Man könnte übrigens unſerem Philoſophen den Satz: „daß, der Vervollkommlichkeit ungeachtet, die meiſten Fähigkeiten des Menſchen viele Jahrhunderte durch unentfaltet bleiben können,“ eingeſtehen, ohne daß ſeine Hypotheſe viel dadurch gewinnen würde. Die natürliche Trägheit, aus welcher Helvetius nicht ohne Grund eine Menge pſychologiſcher Erſcheinungen

erklärt — die daher rührende Begnügsamkeit an jedem leidlichen Zuſtande, in welchem dieſer Trägheit am wenigſten Gewalt geſchieht, und die durch beides verdoppelte Macht der Gewohnheit laſſen uns leicht begreifen, wie ein Volk (zumal in einem Erdſtriche, deſſen Beſchaffenheit die Wirkung dieſer Urſachen noch verſtärkt) Jahrtauſende durch, wofern es ſich ſelbſt überlaſſen bleibt, in einem ſehr unvollkommnen Zuſtande beharren könne.

Sittliche und politiſche Urſachen hemmen in Sina den Fortſchritt der Wiſſenſchaften, welche ſich in dieſem ungeheuren und in einigen Stücken ſehr gut policirten Reiche noch immer in der Kindheit befinden. — Phyſiſche Urſachen halten den Lappen und den Bewohner der gefrornen Länder um Hudſons-Bay ſeit undenklicher Zeit in einem ſo eingeſchränkten Kreiſe von Bedürfniſſen und von Thätigkeit, daß Reiſende, welche den Geiſt der Beobachtung nicht empfangen haben und den ſittlichen Menſchen in einem Gewande von Pelzwerk und Seehundsfellen nicht zu erkennen fähig ſind, kein Bedenken tragen, ihren Zuſtand für viehiſch zu erklären.

Aber mit der Geſelligkeit, dieſem weſentlichen Zuge der Menſchheit, hat es eine ganz andere Bewandtniß. Der Menſch, — wenn wir auch bis in die erſten Augenblicke ſeines Daſeyns zurück gehen und ihn in einem Stande nehmen wollen, wo ſeine Seele noch der unbeſchriebenen Tafel des Ariſtoteles gleicht, — der Menſch braucht nur ſeine Augen aufzuheben und einen andern Menſchen zu erblicken, um die ſüße Gewalt des ſympathetiſchen Triebes zu fühlen, der ihn zu ſeines Gleichen zieht.

Und etwa nur zu ſeines Gleichen? — Die ganze Natur hat Antheil an ſeiner Empfindſamkeit und Zuneigung. Dieſe Empfindſamkeit iſt die wahre Quelle jener aus Bewunderung,

Freude und Dankbarkeit gemischten Gefühle, womit die Wilden die aufgehende Sonne und den vollen Mond begrüßen. Sie macht uns den Baum lieben, der uns seinen Schatten gegeben hat, und sie beförderte vermuthlich den enthusiastischen Hang der ältesten Menschen, Allem in der Natur eine Seele zu geben und sich einzubilden, daß Alles, was uns Empfindung einflößt, sie mit uns theile.

„Ich habe Mitleiden (sagt der größte Kenner des menschlichen Herzens, der mir bekannt ist) mit dem Manne, der von Dan bis gen Beerseba reisen kann und ausrufen: Alles ist öde! — Ich erkläre, sagte ich, indem ich meine Hände mit einer zärtlichen Bewegung zusammen schlug, daß ich auch in einer Wüste etwas ausfindig machen wollte, über welches ich meine Zuneigung ergießen könnte. — Könnt' ich nichts Bessers thun, so wollt' ich sie an irgend eine holde Myrte heften oder mir irgend eine melancholische Cypresse aussuchen, um eine Art von Freundschaft mit ihr zu machen. — Ich wollte ihrem Schatten liebkosen und sie zärtlich um ihren Schutz begrüßen. — Ich wollte meinen Namen in sie schneiden und schwören, sie wären die liebenswürdigsten Bäume in der ganzen Wildniß. Welkte ihr Laub, so würd' ich mit ihnen trauern und mich mit ihnen freuen, wenn ihr lachendes Aussehen mich beredete, daß sie sich freueten."

Stellen wir uns einen Menschen vor, der, aller Gesellschaft beraubt, Jahre lang in einem Kerker geschmachtet und die Hoffnung, jemals wieder ein menschliches Angesicht zu sehen, endlich aufgegeben hätte. — Däucht es uns unwahrscheinlich, daß in diesem elenden Zustande ein kleiner Vogel oder eine Maus oder, in Ermangelung irgend eines andern lebenden Geschöpfes, sogar eine ekelhafte Spinne ein Gegenstand für seine zärtlichsten Regungen werden könnte? — daß

dieſe Spinne nach und nach in ſeinen Augen ſo ſchön werden könnte, als die reizendſte toscaniſche Amaryllis in den Augen ihres Platoniſchen Schäfers; daß er ſie auf ſeinem Teller eſſen laſſen, daß er ganze Tage mit ihr ſpielen, daß er ſich, durch die anhaltendſte Aufmerkſamkeit eine Art von Sprache mit ihr machen, ſich für ihre kleinſten Bewegungen intereſſiren, bei der mindeſten Gefahr für ihr Leben zittern und, wenn er unglücklich genug wäre, ſie zu verlieren, ſie mit heißen Thränen beweinen und über ihren Verluſt eben ſo untröſtbar ſeyn würde, als er in andern Umſtänden über den Tod der geliebteſten Frau und des beſten Freundes geweſen wäre?

Ich erinnere mich, ehemals etwas dergleichen von dem bekannten Grafen von Lauſun geleſen zu haben; und ich zweifle nicht, daß Leute, welche in den Anekdoten der Baſtille, des Donjon von Vincennes, des Königſteins und anderer Einſiedeleien dieſer Art erfahren zu ſeyn Gelegenheit haben, ähnliche Beiſpiele zu erzählen haben werden.

Man würde vergeblich einwenden, daß ſich von einzelnen Beiſpielen nicht auf die menſchliche Natur überhaupt ſchließen laſſe. Denn Alles, was wir ſeit etlichen tauſend Jahren aus gemeiner Erfahrung von unſerer Gattung wiſſen, nöthigt uns, den Trieb der Geſelligkeit und das Verlangen nach Gegenſtänden, denen wir uns mittheilen können, für ein weſentliches Stück der Menſchheit zu halten. Die Ausnahmen ſind offenbar auf Seiten derjenigen, welche aus Verdruß, Milzſucht oder irgend einem andern innerlichen Beruf ſich freiwillig der menſchlichen Geſellſchaft begeben haben.

Und, wie wenig es auch dieſer kleinen Anzahl von Sonderlingen möglich ſey, den geſelligen Trieb gänzlich zu ertödten, beweiſet die Geſchichte der alten Thebaiſchen und anderer

Einsiedler. Nicht selten fanden sich liebreiche Einsiedlerinnen, um die Einsiedler in ihren Bekümmernissen zu trösten. Und wenn Alles fehlte, so sehen wir aus den fast täglichen Unterredungen, die viele unter ihnen mit dem Teufel pflegten, daß sie lieber die allerschlechteste Unterhaltung als gar keine haben wollten.

Ist aber der Trieb der Geselligkeit dem Menschen so natürlich: so haben diejenigen, welche sich die ersten Menschen in eine Familie vereinigt vorstellen, den Vorwurf nicht verdient, Begriffe aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Natur hinein getragen zu haben; so lösen sich alle die Schwierigkeiten von selbst auf, welche Rousseau in dem Uebergang aus dem Stande der Natur in den gesellschaftlichen findet; so war es kein Uebergang in einen entgegen gesetzten, sondern ein bloser Fortgang in dem nämlichen Stande; ein Fortgang, dessen Geschwindigkeit zwar von tausend verschiedenen Zufällen abhängt, aber dennoch, auch bei den Völkerschaften, wo er am langsamsten geht, einem aufmerksamen Beobachter merklich ist.

9.

Doch, was würden alle unsere Einwendungen helfen, „wenn (wie Rousseau sehr wahrscheinlich findet) es wirklich eine Art von Menschen gäbe, welche, von Alters her in die Wälder zerstreut, keine Gelegenheit, ihre Fähigkeiten zu entwickeln, gehabt, keinen Grad von Vollkommenheit erworben hätten und sich, mit einem Worte, noch dermalen in dem ersten Stande der Natur befänden?“

Wo er wohl diese für ihn so merkwürdigen Menschen aufgetrieben haben kann? -- Wo anders als in den Wäldern

von Majomba in der africaniſchen Provinz Loango und im Königreiche Kongo, welches, nach Dappers Bericht, voll von Waldmenſchen iſt, — die allem Anſehen nach die nämliche Art von Geſchöpfen ſind, welche in Africa überhaupt Pongo's oder Quojas-Morro's und in Oſtindien Orang-Utang genannt werden.

Dieſe Geſchöpfe ſind, wie man uns berichtet, von der gewöhnlichen Größe eines Menſchen, aber viel dicker und ſo ſtark, „daß zehen Neger nicht genug wären, um einen davon lebendig zu fangen.“ Sie gehen auf zwei Beinen, bedienen ſich der Hände wie wir, ſind proportionirlich geſtaltet, vorn am Leibe glatt, aber hinten mit ſchwarzen Haaren bedeckt. Ihre Geſichtsbildung iſt von der Neger ihrer nicht gar ſehr verſchieden, außer „daß ihnen die Augen tief im Kopfe liegen, und daß ihre Miene etwas Wildes und Gräßliches hat.“ Ihre Weibchen haben eine volle Bruſt, wiewohl nicht völlig ſo gewölbt — und vermuthlich auch nicht völlig ſo weiß, als die ſchönen Ober-Walliſerinnen, deren unſchuldige Dienſtfertigkeit dem Philoſophen St. Preux ſo beſchwerlich war.

Dieſe Thiere ſind ſehr böſe, wenn man ihnen zu nahe kommt, und ſo launiſch, daß ſie nicht einmal leiden können, wenn man ihnen ins Geſicht ſieht. Indeſſen ſind ſie doch große Liebhaber von den Weibern und Töchtern der Neger, — (ein Umſtand, aus welchem Rouſſeau hätte folgern können, daß ſie eine natürliche Empfindung für die Schönheit haben; denn gegen ihre eigenen Weibchen muß doch wohl jede Negerin eine Venus ſeyn) — und die beſagten Schwarzen erzählen fürchterliche Dinge über dieſen Artikel von ihnen. Man ſieht ſie truppenweiſe in den Wäldern ziehen, und dann ſind die reiſenden Schwarzen des Lebens nicht vor ihnen ſicher,

ob sie gleich keine andre Waffen führen als ihre Fäuste oder einen Prügel. — Sie fressen kein Fleisch, sondern nähren sich (wie alle andre Affen) blos von Früchten und wilden Nüssen. Sie pflegen sich um die Feuer, welche die Neger, wenn sie durch die Wälder reisen, die Nacht über anzünden und unterhalten, zu versammeln und gehen nicht eher vom Platze, bis das Feuer erloschen ist, „ohne den Verstand zu haben (sagt Battel), Holz oder Reiser herbei zu tragen, um es zu unterhalten.“

Barbot, welcher in seiner Beschreibung von Guinea dieser Geschöpfe nicht vergißt, thut von einer ähnlichen Art Meldung, die in Sierra Leona den Namen Barry's führen. Die Barry's lernen, wenn sie jung gefangen werden, auf zwei Beinen gehen und werden gebraucht, Korn zu stampfen, Wasser zu tragen und den Bratspieß zu wenden. Die Neger lassen sich nicht ausreden, daß diese Paviane so gut reden könnten als sie selbst, wenn sie nur wollten; aber sie wollen nicht, sagen sie, aus Furcht, man möchte sie mit noch mehr Arbeiten beladen.

Ich sehe nicht, warum Rousseau, der so eifrig ist, die Grenzen der Menschheit bis auf die ungeselligen Pongo's auszudehnen, diese ehrlichen Barry's vorbei geht, welche doch in Ansehung ihrer Gelehrigkeit und zahmen Sinnesart einen merklichen Vorzug vor jenen zu haben scheinen. — Aber ist es etwa gerade diese störrische Ungeselligkeit der Pongo's — wodurch sie so gut in seine Hypothese passen — was ihn zu dieser parteilichen Vorliebe verleitet hat?

Was hindert uns übrigens, aus ähnlichen Gründen auch die großen Affen an der Sanaga, von denen Le Maire in seiner Reise nach den canarischen Inseln spricht, den Rousseauischen Menschen beizugesellen? Sie thun sich truppenweise

zuſammen, wenn ſie auf die Nahrung ausgehen, und unterdeſſen, daß die übrigen Beute machen, ſteht einer auf einem hohen Baume Schildwache. Ihre Weibchen tragen ihre Jungen auf die nämliche Weiſe auf dem Rücken, wie die Negerweiber die ihrigen, und bezeigen eine Zärtlichkeit für ſie, die ihnen Ehre macht. Sie heilen ihre Verwundeten mit gewiſſen Kräutern, welche ſie erſt kauen und dann auf die Wunde legen.

Wer weiß, wie viel andere Züge von Witz, Empfindung, Geſelligkeit und Vervollkommlichkeit an dieſen Geſchöpfen noch zu entdecken wären, wenn ſie — von Leuten, welche Alles ſehen, was ſie ſehen wollen — von Philoſophen beobachtet würden!

Doch Rouſſeau ſcheint ſich zu begnügen, einen neuen Zweig des menſchlichen Stammes in dem Orang-Utang oder Pongo entdeckt zu haben.

Indeſſen können wir nicht bergen, daß die Gründe, deren willen er uns dieſe Ehre erweiſet, Vieles (wo das Ganze) von ihrer Stärke verlieren, ſobald man das tereſſe nicht dabei hat, das den Erfinder einer neuen Hypotheſe begierig macht, Erſcheinungen zu Beſtätigung der aufzutreiben.

„Die Nachrichten (ſpricht er), welche Battel, Dapper von ihnen geben, beweiſen, daß dieſe Herr gute Beobachter waren; ſie machen falſche E ſe: merkt, daß ihnen gar nicht in den Sinn dieſe edeln Geſchöpfe etwas Beſſeres als A

Alles wahr; aber was gewinnen die

„Unſere Reiſebeſchreiber (fährt R ſſeau ſinnr haben ſich in den Kopf geſetzt, dieſe ſchöpfe, den Alten unter dem Namen der tyrn und ſ

Götter gehalten wurden, zu Thieren herab zu würdigen; nach besserer Untersuchung wird man vielleicht finden, daß sie Menschen sind: — „denn gemeiniglich liegt die Wahrheit zwischen beiden Enden in der Mitte.“

Es gebe ein gutes Mittel, meint er, wodurch auch die dümmsten Beobachter sich bis zur völligen Gewißheit überzeugen könnten, ob der Orang-Utang und seine Brüder zur menschlichen Gattung gehörten oder nicht.

Was für ein Mittel mag das seyn? — Seine Sittsamkeit hat ihm nicht erlaubt, sich hierüber deutlich zu erklären; — eine Bedenklichkeit, die an einen Cyniker, der von natürlichen Dingen handelt, ein wenig übertrieben scheinen möchte; — indessen gibt er doch hinlänglich zu verstehen, daß man eine kleine Colonie aus jungen Pongo's und jungen Negermädchen anlegen müßte, um zu sehen, was daraus würde.

Der Gedanke ist der einfachste von der Welt, und wir bedauern nur, daß er (wie Rousseau selbst bemerkt) nicht ausführbar ist; — wo nicht eben um des abermaligen Scrupels willen, der unserm Philosophen hier aufstößt, doch gewiß des höchst beschwerlichen Umstands wegen, weil diese Pongo's, seine Schutzverwandten, die brutalste Art von Liebhabern sind, die man sich einbilden kann. Nach den Erzählungen der Neger hätte sich der Fall, den Rousseau andeutet, schon oft zutragen sollen. Aber unglücklicher Weise ist noch keine einzige Negerin, die in ihre Hände fiel, mit dem Leben davon gekommen. — Und so dürfte freilich der Vorschlag einer Colonie nicht ins Werk zu setzen seyn.

Inzwischen, und bis man durch genauere Beobachtungen im Stande seyn werde, den Pavianen in Loango, Kongo, Borneo und Java Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, glaubt Rousseau wenigstens eben so viel Grund zu haben, sich über

dieſen Artikel an den Capuziner Merolla, „einen gelehrten Religioſen, welcher in dieſer Sache ein Augenzeuge und bei aller ſeiner Natureinfalt dennoch ein Mann von feinem Verſtande geweſen ſey,“ — zu halten, als an den Kaufmann Battel, an Dapper, Purchaß und andere Zuſammenſtoppler.

Und was ſagt denn Pater Merolla, auf deſſen Zeugniß nun die ganze Sache beruhet?

Merolla ſagt: die Schwarzen fingen zuweilen auf ihren Jagden wilde Männer und Weiber.

Das iſt Alles, was ihn Rouſſeau ſagen läßt, und das iſt wenig. Er hätte hinzuſetzen können: Merolla erzähle, er habe von einem gewiſſen Leonard gehört, ein gewiſſer Capuziner habe ihm einen jungen Pongo verehrt, mit welchem er, Leonard, dem portugieſiſchen Statthalter zu Loanda ein Geſchenk gemacht habe; — und das iſt auch nicht viel mehr als nichts. Alles, was wir zur Sache Dienliches daraus nehmen können, iſt: „daß die Einwohner zu Borneo und die Neger eine gewiſſe Art von Affen wilde Männer nennen;“ — und dieß ſagen zehn andere Reiſebeſchreiber (Batteln, Dapper und Purchaſſen mit eingerechnet) auch.

Ich würde mich bei dieſer Kleinigkeit nicht aufhalten, wenn ich ein ſtärkeres Beiſpiel wüßte, „was für Wunder die Liebe zu einer Hypotheſe thun kann.“

Rouſſeau glaubt den P. Merolla zu einem Zeugen für die Exiſtenz ſeines wilden Menſchen gebrauchen zu können. Auf einmal geht in ſeiner Einbildungskraft eine Verwandlung vor, welche alle Ovidiſchen weit hinter ſich zurückläßt und beinahe noch wunderbarer iſt, als die Erhebung eines Affen in den Menſchenſtand. Merolla, der abergläubigſte und einfältigſte Mann, der vielleicht jemals einen ſpitzigen Capuz getragen hat, wird auf einmal ein gelehrter Mann und —

ridem vestrum, Quirites! — ein homme d'esprit. Ein sehr entscheidendes Beispiel wird diejenigen, welche sich überwinden können, die nachstehende Erzählung zu lesen, benachrichtigen, was für eine Art von homme d'esprit der ehrliche Merolla war.

Ein gewisser sogenannter Graf von Songo, ein eifriger Anhänger der Missionarien in dem africanischen Königreiche Kongo, hatte nach dem Absterben des Königs Don Alvarez einen von den Thronprätendenten, Namens Simantamba, unter betrüglichem Versprechen, ihm seine Schwester zur Ehe zu geben und ihm zur Krone zu verhelfen, in einem Hinterhalt mit dem größten Theile seines Gefolges ermorden lassen. Des Ermordeten Bruder fiel, die That zu rächen, in des Grafen Länder ein. Dieser brachte gleichfalls ein großes Heer auf (sagt Merolla, der damals in Kongo war) und ging gerade auf seines Gegners Hauptstadt los. Er fand sie leer; alle Einwohner waren davon gelaufen. Seinen Soldaten blieb also kein anderes Mittel übrig, den Feinden Abbruch zu thun, als Alles aufzuessen, was sie zurück gelassen hatten. Unter Anderm bemächtigten sie sich auch eines ungewöhnlich großen Hahns, der einen starken eisernen Ring um den einen Fuß hatte. Dieser Ring kam einem von den Klügsten (sagt der ehrwürdige Pater), verdächtig vor. Er versicherte seine Cameraden, der Hahn sey bezaubert, und warnte sie, ja nichts mit ihm zu thun zu haben. Allein diese rohen Leute versicherten ihn, daß sie den Hahn essen würden, und wenn er den Teufel zehnmal im Leibe hätte. Der Hahn wurde also erwürgt, zerstückt und in einem großen Topfe so lange gekocht, bis er fast sehr zersotten war. Hierauf schütteten sie ihn in eine Schüssel, sprachen ihr Tischgebet (denn es waren so gute Christen, als es die neu bekehrten Neger gewöhnlich

zu seyn pflegen) und setzten sich heißhungrig um den Tisch herum. Aber da sie nun in die Schüssel greifen wollten, siehe! da fingen die gesottenen Stücke des Hahns an, eines nach dem andern, aus der Schüssel herauszusteigen und sich wieder so gut zusammenzufügen, als ob sie nie getrennt gewesen wären. Kurz, der Hahn stand in wenig Augenblicken wieder frisch und gesund auf seinen Füßen, ging etliche Mal im Zimmer herum, bekam neue Federn, flog auf den nächsten Baum, schlug dreimal mit den Flügeln, machte ein entsetzliches Getöse — und verschwand. — Ob mit Hinterlassung des gewöhnlichen Wahrzeichens, hat der ehrwürdige Capuziner vergessen zu berichten. — „Jedermann (setzt er, nachdem er diese Geschichte mit aller möglichen Einfalt und Ernsthaftigkeit erzählt hat, hinzu) kann sich leicht einbilden, was für ein Schrecken die Anwesenden bei diesem Anblick überfallen mußte, welche unter tausend Ave Maria vom Platze liefen und den meisten Umständen dieser schrecklichen Begebenheit nur von ferne zusahen. Sie schrieben ihre Erhaltung lediglich dem Gebete zu, das sie vor Tische gesprochen hatten, sonst wären sie gewiß Alle umgekommen oder vom Teufel besessen worden." So viel der P. Merolla. — Das nenn' ich einen Augenzeugen! einen Gelehrten! einen homme d'esprit!

10.

Man könnte sich wundern, warum Rousseau — welchem aus einer kleinen Parteilichkeit für die Orang-Utangs die schwächsten Zeugnisse und Vermuthungen, die seiner guten Meinung von ihnen günstig sind, wichtig genug scheinen, —

einen Umstand von der größten Wichtigkeit vorbeigegangen, den er in dem nämlichen Buche, woraus er seine Nachrichten zog, hätte finden können, und der einen Zeugen von ganz anderer Glaubwürdigkeit als einen Merolla zum Gewährsmann hat. Dieser Zeuge ist Franz Moore, Factor der kön. africanischen Gesellschaft in England, ein Mann von schätzbarem Charakter, dessen Nachrichten überdieß die neuesten sind, welche wir von den Ländern haben, wo der sogenannte wilde Mann angetroffen wird.

Er erzählt, als er den 6. April 1735 unweit der Factorei zu Joar spazieren gegangen, hätte er von einem Thiere, dessen Rumpf vermuthlich von einem Löwen aufgezehrt worden, einen Fuß gefunden, der dem Fuß eines Pavians ziemlich gleich gesehen und mit Haaren einen Zoll lang bedeckt, hingegen so dick als eines Mannes seiner gewesen sey. Er hätte einige Neger darüber befragt und von ihnen vernommen, „es wäre der Fuß von einem Thiere, welches sie in ihrer Sprache den wilden Mann nenneten; es gäbe deren viele in diesem Lande (nämlich um den Fluß Gambra), sie würden aber selten gefunden; sie wären so schlank als ein Mensch, gingen eben so wie wir auf zwei Beinen und bedienten sich einer Art von Sprache."

Dieses Letzte wäre, wenn es damit seine Richtigkeit hätte, ein Umstand, der uns über unsre Verwandtschaft mit diesen Geschöpfen wenig Zweifel übrig ließe. Zum Unglück kann uns Moore nichts davon sagen, als was er von einigen Negern gehört; und was diese ihm sagten (vermuthlich Alles, was sie ihm davon sagen konnten), ist zu unbestimmt, als daß man darauf bauen könnte. Wir haben schon aus dem Barbot angeführt, daß die Schwarzen in Sierra Leona von den Barry's das Nämliche glaubten; und es wird, wenn man

alle Nachrichten zuſammenſtellt, ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Barry's zu eben derſelben Gattung gehören, welche Moore wilde Männer, die Einwohner von Loango Pongo's und die zu Borneo Orang-Utang nennen. Die Sprache, welche die Neger dieſen Affen zuſchreiben, ſcheint ſich mehr auf Schlüſſe als auf Beobachtungen zu gründen; und ſo gern wir beſagten Negern glauben wollen, wenn ſie von dem reden, was ſie ſehen oder hören (inſofern es nur einiger Maßen glaublich iſt), ſo billig iſt das Mißtrauen, das wir in ihre Schlüſſe ſetzen.

Was es übrigens auch für eine Bewandtniß mit allen dieſen verworrenen und zu Feſtſetzung eines ſichern Begriffs ganz unzulänglichen Zeugniſſen haben mag, ſo ſcheint doch ſo viel gewiß zu ſeyn, daß wir nicht nöthig haben, auf genauere Beobachtungen zu warten, um mit genugſamer moraliſcher Gewißheit behaupten zu können: „daß dieſe menſchenähnlichen Affen keine wilde Menſchen ſind.“ Wären ſie es, warum ſollten ſie ſich nicht ſchon längſt zu einigem Grade von Humanität und Sittlichkeit entwickelt haben? — oder warum ſollte ein junger Orang-Utang, dergleichen ſchon einige gefangen worden ſind, unter policirten Menſchen nicht eben die Fortſchritte machen, die ein junger Karaib oder Hottentotte macht, wenn er auf europäiſche Art erzogen wird?

Doch genug und vielleicht ſchon zu viel von Hypotheſen, welche man an jedem minder ernſthaften Manne, als Rouſſeau iſt, für Ironie halten müßte!

11.

Die Thorheit des Philoſophen Jean Jaques, ſo wenig Ehre ſie der Menſchheit macht, iſt doch am Ende weiter nichts

als lächerlich; aber diejenige, welche uns Swift in Gullivers Reisen aufdringen will, ist haſſenswürdig.

Die Freunde dieſes außerordentlichen Mannes — vor deſſen Genius ſich der meinige ſo tief bückt, daß ich es kaum wage ihn zu tadeln, ſo ſehr er's auch in dieſem Stücke verdient — möchten ſeine Yahoos gerne dadurch rechtfertigen, daß ſie uns bereden wollen, ſie für eine ſatiriſche Erfindung zu halten, wodurch er blos die Häßlichkeit des Laſters und die wichtige moraliſche Wahrheit, daß der Menſch dadurch unter das Vieh herabgeſetzt werde, in das helleſte Licht habe ſetzen wollen.

Aber Niemand, der den dritten Theil der Reiſen Gullivers mit einiger Aufmerkſamkeit geleſen hat, wird ſich eine Sache überreden laſſen, welcher der Augenſchein auf allen Blättern widerſpricht.

Swift, deſſen eingewurzelter Menſchenhaß außerdem durch ſo viele eigne Geſtändniſſe in ſeinen vertrauten Briefen nur allzuwohl beſtätiget iſt, ſcheint nichts Angelegeneres gehabt zu haben, als ſeinen Leſern auch nicht die Möglichkeit eines Zweifels übrig zu laſſen, ob die beſagte Erfindung aus einem andern Geiſte gefloſſen ſeyn könnte, als dem Haß der menſchlichen Natur — einer ſo unnatürlichen Leidenſchaft an einem Menſchen, daß Swift vermuthlich, ſo wie er der Erſte iſt, der Einzige bleiben wird, der dieſen abſcheulichen Triumph über die Natur zu erhalten fähig war. Denn mit dieſer, nicht mit der zufälligen Verderbniß derſelben, hat er es zu thun. Seine Yahoos ſind von Natur die übelartigſten, boshafteſten und unfläthigſten von allen Thieren; und dieſe Yahoos ſind ihm gerade das, was Rouſſeau natürliche oder wilde Menſchen heißt. Unſer ganzer Vorzug vor ihnen beſteht, nach ihm, blos darin, daß wir uns durch Kunſt und

mit der Länge der Zeit einiger Funken von Vernunft bemächtiget haben, die uns aber zu nichts dienen, als unsre natürlichen Untugenden zu vergrößern und sie mit noch einigen neuen zu vermehren, welche die Natur uns nicht gegeben hat.

Rousseau ist also, in Vergleich mit Swift, noch sehr gnädig mit uns zu Werke gegangen. Der Rousseauische Mensch ist von Natur ein harmloses, gutartiges Thier, wenigstens so gutartig als irgend ein anderes von der grasfressenden Art; die Gesellschaft allein ist die Quelle seiner Verderbnisse. Der Swiftische Yahoo hingegen ist das abscheulichste unter allen Ungeheuern, von Natur und durch Kunst; die letztere vergrößert seine angeborne Häßlichkeit, indem sie dieselbe schminken will. Rousseau formirt seinen Wilden, indem er so lange von einem Menschen herunterschnitzelt, bis nichts übrig bleibt, als das Thier; Swift seinen Yahoo, indem er dem Menschen alles Schöne abstreift, alles Gute bis auf die zartesten Fasern aus seinem Herzen herausreißt und aus allen möglichen Lastern und Häßlichkeiten, welche er von den verdorbensten unsrer Gattung (von Ungeheuern, die zu allen Zeiten und unter allen Völkern seltne Erscheinungen gewesen sind) abgezogen hat, ein Ungeheuer zusammensetzt, dessen Daseyn, wenn es erwiesen werden könnte, ein unüberwindlicher Einwurf gegen das Daseyn Gottes wäre. Rousseau will uns überreden, zu den Thieren in den Wald zu gehen, weil er sich in den Kopf gesetzt hat, daß er uns dadurch glücklich machen würde; Swift macht uns zu Scheusalen, deren sich die Natur schämt, die der Abscheu der ganzen Schöpfung sind, die sich selbst eines in dem andern verabscheuen; und wenn er eine menschenfreundliche Absicht dabei gehabt hat, nun, wahrhaftig!

ſo hat er ein Mittel dazu gewählt, wobei es unmöglich war, ſeinen Zweck — nicht zu verfehlen!

Doch es kann keine Frage ſeyn, was ſeine Abſicht war. Seine Galle, ſeinen von vielen Jahren her geſammelten Haß gegen ſeine Landsleute und beſonders gegen die Hofpartei unter Georg dem Erſten auszulaſſen und ſich auf einmal für tauſend wirkliche und eingebildete Beleidigungen zu rächen, das war ſeine Abſicht; aber nur ein ſo hartes Herz, wie das ſeinige, war fähig, dieſe Rache an der menſchlichen Natur zu nehmen.

Unglücklicherweiſe für ihn ſelbſt hat er dieſer unwürdigen Leidenſchaft nicht Genüge thun können, ohne ſeinem eigenen Nachruhm mit dem nämlichen Streiche, den er auf ſeine ganze Gattung führt, eine tödtliche Wunde beizubringen. Er mußte ungerecht gegen ſeine Mitmenſchen und ein Läſterer gegen die Natur werden, um ein Geſchöpf, an welchem, bei allen ſeinen Schwachheiten, Thorheiten und Mängeln, ein Sterne ſo viel Liebenswürdiges ſieht, zu einem ſo gräßlichen Mittelding von Affe und Teufel umzuſchaffen. Er mußte erſt alle Proportionen der menſchlichen Form zerſtören, alle ihre Züge und Lineamente verzerren, alle die feinen Schattirungen verwiſchen, durch welche die Natur unſre Vollkommenheiten und unſre Mängel, wie ein geſchickter Coloriſt abſtechende Farben, in einander verblendet und durch tauſend faſt unmerkliche Miſchungen im Ganzen die reizendſte Harmonie zuwege bringt; mit einem Wort, er mußte das ſchönſte Werk der Natur, um einen Yahoo daraus zu machen, verſtümmeln, zerkratzen, überſudeln; — und wie hätte er ſein Genie, ſeinen Witz, ſeine Kenntniſſe, welche vielleicht noch kein Schriftſteller in ſolchem Grade beiſammen gehabt hat, anders anwenden können, wenn ſeine Abſicht geweſen wäre, ſich ſelbſt

mitten unter dem menſchlichen Geſchlecht eine unzerſtörbare Schandſäule aufzurichten?

Wenn die Gutherzigkeit des berühmten Genfer Bürgers der mindeſten Zweideutigkeit unterworfen wäre; ſo könnte man ſich kaum verwehren, zu denken, er habe eine Swiftiſche Abſicht dabei gehabt, da er ſeinen primitiven Menſchen in den Pongo's von Majomba und Kongo gefunden zu haben glaubt. Denn in der That, wenn etwas in der Natur iſt, das dem Menſchenhaſſer Gulliver eine Idee zu ſeinen Yahoos geben konnte, ſo müßten es die Paviane ſeyn, von deren Brutalität die Reiſebeſchreiber aus dem Munde der Neger Beiſpiele erzählen, welche ſie dieſes Namens würdig machen. — Aber der ganze Zuſammenhang der Rouſſeauiſchen Theorie beweiſet, daß er keinen ſolchen Gedanken hatte.

12.

Sich in eine Zergliederung der Swiftiſchen Huyhnhnms und Yahoos einzulaſſen, um dadurch zu beweiſen, wie ſehr er ſich durch beide an der menſchlichen Natur verſündiget habe, würde eine wahre Beleidigung der letztern ſeyn.

Es bedarf keines mühſamen Beweiſes gegen Rouſſeau, daß die Wilden in Neuholland nur Embryonen von Menſchen ſind, und daß ein Embryo von der Natur nicht dazu beſtimmt iſt, ewig Embryo zu bleiben: aber es bedarf noch weniger eines Beweiſes, daß Homer ſeine Helden, Plutarch ſeine großen Männer, Xenophon ſeinen Sokrates, ſeinen Cyrus und ſeine Panthea — und die Phidias, Alkamenes und Apelles der Griechen ihren Apollo, ihre Venus, ihre Grazien von keinen Yahoos abcopirt haben.

Indessen schien uns doch das Unrecht, welches zwei so berühmte Misanthropen — der eine wissentlich und mit der muthwilligsten Absicht zu beleidigen, der andre aus Laune und in der Einfalt seines Herzens — dem gesammten Menschengeschlecht angethan haben, diese Rüge um so mehr zu verdienen, da das Beispiel solcher Männer, theils durch Ansteckung, theils durch die natürliche Wirkung ihres Ansehens, die ohnehin nur zu große Anzahl der Schriftsteller zu vermehren droht, die sich ohne Bedenken an der menschlichen Natur versündigen, indem sie den Menschen bald übermäßig erhöhen, bald unter sich selbst erniedrigen.

Wenn wir die Natur nicht beschuldigen wollen, daß ihr gerade dasjenige von allen ihren Werken, worauf sie selbst den größten Werth gelegt zu haben scheint, mißlungen sey, so haben wir gewiß keine Ursache, uns verdrießen zu lassen, daß wir weder Pongo's, noch platonische Ideen, weder arkadische Schäfer, noch stoische Weisen, weder Feenhelden, noch Engel, noch Huyhnhums, sondern — Menschen sind. Aber desto größere Ursache haben wir, gegen Alle und Jede auf unsrer Hut zu seyn, die uns zu etwas Schlechterm als Menschen, ja sogar (aus guten Gründen) gegen diejenigen, die uns, aus Hinterlist oder mißverstandener guter Meinung, zu etwas Besserm machen wollen.

Die Natur, die immer Recht hat, hat gewiß auch recht daran gethan, daß sie uns gerade so machte, wie wir sind; und, wahrlich! es ist nicht ihre Schuld, wenn gewisse Leute, aus einem ihnen selbst unbewußten Fehler ihrer Augen, tausend Schönheiten an der menschlichen Natur überschielen oder (was ihnen nur gar zu oft begegnet) wirkliche Schönheiten für Fehler ansehen.

Uns däucht, man ſollte die menſchliche Natur mit ſehr geſunden und ſehr ſcharfen Augen lange beobachtet und ſehr fleißig, nicht in Syſtemen oder verfälſchten Urkunden, ſondern in der Natur ſelbſt ſtudirt haben, ehe man ſich anmaßen darf, ihre Auswüchſe und üppigen Schößlinge abſchneiden und zuverläſſig beſtimmen zu wollen, worin ihre reine Form und Schönheit beſtehe.

Verſtümmelungen ſind keine Verbeſſerungen, gothiſche Zierrathen keine Verſchönerungen, — und eine moraliſche Drapperie, unter welcher die eigenthümliche Geſtalt und die wahren Proportionen der menſchlichen Natur unſichtbar werden, verſtößt eben ſo gröblich gegen die allgemeinen Geſetze des Schönen, als die Vertugaden, Wülſte und Halskragen des ſechzehnten Jahrhunderts, die der Geſtalt einer Diana das Anſehen eines Ungeheuers gaben, ohne daß ſie der Tugend (deren Bollwerke ſie vielleicht ſeyn ſollten) zu ſonderlichem Schutze dienen konnten.

Die Fehler der menſchlichen Natur ſind großen Theils mit ihren Schönheiten zu ſehr verwebt, als daß man jene heben könnte, ohne etwas an dieſen zu verderben. Sie hat auch liebenswürdige Schwachheiten, die man ihr laſſen muß, weil ſie dazu dienen können, gewiſſen Tugenden eine Grazie zu geben, ohne welche die Tugend ſelbſt ſich vielleicht Hochachtung erzwingen, aber nicht gefallen kann.

Alle Verderbniſſe der Menſchheit ſcheinen mir aus zwei Hauptwurzeln zu entſpringen, der Unterdrückung und der Ausgelaſſenheit; — wovon jene Muthloſigkeit, Feigheit, Trübſinn, Aberglauben, Heuchelei, Niederträchtigkeit, Hinterliſt, Ränkeſucht, Neid und Grauſamkeit, — dieſe alle Arten von Ueppigkeit und Unmäßigkeit, Muthwillen, fanatiſche Schwärmerei, Herrſchſucht und Gewaltthätigkeit hervorbringt.

Die Verderbnisse von der zweiten Klasse würden von selbst wegfallen, wenn denen von der ersten durch das einzige mögliche Mittel, durch eine weise Staatseinrichtung und Gesetzgebung, vorgebauet würde. Aber ungereimt ist es, allgemein dauerhaften Nutzen von den Maßnehmungen zu erwarten, welche man gegen diesen oder jenen einzelnen Zweig des sittlichen Verderbnis besonders nimmt, solange noch das Uebel nicht in der Wurzel ergriffen oder angreifen darf, da es ist, solange die menschliche Natur unter den Fesseln seufzt, in welche die Tyrannei des Aberglaubens und willkührlich ausgeübter Staatsgewalt in gewissen Jahrhunderten und in gewissen Strichen des Erdbodens sie geschmiedet hat.

Wo dahin scheint Alles, was die Philosophie — es sey nun auf einem Thron oder auf einem Lehrstuhl, aus dem Cabinet eines Ministers oder eines Schriftstellers, — zum Besten des menschlichen Geschlechts oder eines jeden Volkes, welches noch (mehr oder weniger) die Ketten des Aberglaubens und der willkürlichen Gewalt trägt, zuwege bringen kann, entweder in Linderungsmitteln (welche das Uebel meistens nur so lange verbergen, bis es mit verdoppelter Stärke und größerer Gefahr ausbricht) oder in Zubereitungen zu bestehen, wodurch die Sachen einer gründlichen Verbesserung näher gebracht werden.

Diese gründliche Verbesserung scheint bei einem jeden Volke, das in der Ausbildung schon so weit vorgeschritten ist, um ihrer zu bedürfen und fähig zu seyn, demjenigen aufbehalten zu seyn, der zu gleicher Zeit Weisheit und Macht genug haben wird, eine Gesetzgebung und Staatsverfassung zu bewerkstelligen, in welcher die Triebfedern der menschlichen Natur auch die Triebfedern des Staats sind; durch welche

die möglichſte Freiheit mit der wenigſten Ungelegenheit erzielt, und keine Gewalt geduldet wird, die ein anderes Intereſſe hat, als das Beſte des gemeinen Weſens; wo die verſchiedenen Stände und Claſſen zu ihrer Beſtimmung durch die zweckmäßigſten Inſtitute gebildet werden, und die Geſetze nicht als Geſetze, ſondern als Gewohnheiten ihre Wirkung thun; wo die Religion den großen Zweck der allgemeinen Glückſeligkeit immer befördert, niemals hemmet, und ihre Diener geehrt und wohl gepflegt werden, aber (gleich den Männchen im Bienenſtaate) keinen Stachel haben; wo mehr Bedacht darauf genommen wird, die Tugend zu ehren als zu bezahlen, und dem Laſter ſo gut vorgebauet iſt, daß die Gerechtigkeit nur ſelten ſtrafen muß; wo allgemeiner Fleiß allgemeine Fülle hervorbringt; wo der Genuß der Gaben der Natur und der Kunſt, der Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens den Sitten unnachtheilig und nicht blos der Antheil einer kleinen Anzahl privilegirter Glücklichen iſt; mit einem Worte, wo dieſer letzte Wunſch eines jeden Menſchenfreundes, öffentliche Glückſeligkeit, nicht nur auf Gedächtnißmünzen und Ehrenpforten, ſondern in den Geſichtern aller Bürger geſchrieben ſteht: — — eine Geſetzgebung und Staatsverfaſſung, deren Möglichkeit nur ſolche leugnen können, welche entweder unfähig oder ungeneigt ſind, zu ihrer Bewerkſtelligung mitzuwirken.

Talia saecla, suis dixerunt, currite, fusis,
Concordes stabili fatorum numine Parcae.

Aber, dieſes Befehles der Parcen an ihre Spindeln ungeachtet, ſchmeichle man ſich nicht, dieſe goldnen Zeiten durch einen plötzlichen Fall vom Himmel oder, wie man in den Schulen ſpricht, durch einen Sprung ankommen zu ſehen. Wahr iſt's, der Anfang der Zubereitungen dazu iſt ſeit dem

fünfzehnten Jahrhunderte in Europa gemacht, und in den verflossenen dreihundert Jahren mancher Schritt auf diesem Wege gethan worden; aber wir werden die Füße im Fortschreiten etwas weiter auseinander setzen müssen, wenn wir vor dem nächsten platonischen Jahre beim Ziele zu seyn wünschen. Jede Pause wirft uns um etliche Schritte zurück; — was Niemand unbegreiflich finden wird, der jemals in einem schwer bepackten und schlecht bespannten Wagen einen steilen Berg hinaufgefahren ist.

Alles müßte mich betrügen, oder diese Sätze, welche, meiner Meinung nach, unter die kleine Anzahl der Wahrheiten gehören, an denen dem ganzen menschlichen Geschlechte gelegen ist, und welche (wie ich nicht zu leugnen begehre) entweder der Kern oder der Zweck oder der Schlüssel von — oder zu allen meinen Werken, Rhapsodien, Geschichten und Mährchen in Prose und Versen sind — dürften wohl noch nicht so allgemein erkannt und angenommen seyn, daß es überflüssig wäre, wenn sich Alle, an welchen der fromme Wunsch der juvenalischen Amme —

Sapere et fari quod sentias,

erfüllt worden ist, mit uns vereinigten, nicht müde zu werden, sie in Prose und Versen, in Scherz und Ernst, in beweisender oder überredender Form so lange vorzutragen, zu entwickeln und einzuschärfen — bis sie endlich über lang oder kurz ihre wohlthätige Wirkung thun werden.

Ueber die von J. J. Rouſſeau vorgeſchlagenen

Verſuche

den wahren Stand

der

Natur des Menſchen

zu entdecken.

Nebſt einem Traumgeſpräch mit Prometheus.

1770.

1.

Ich habe mir seit vielen Jahren (ohne Ruhm zu melden) einige Mühe gegeben, diese sonderbare Art von Menschenkindern, die man (seit der Aufwartung, welche Pythagoras bei einem kleinen Fürsten der Phliasier gemacht hat, den wir ohne diesen Umstand schwerlich zu kennen die Ehre hätten) Philosophen, zu deutsch Weisheitsliebhaber nennt, mit einem etwas mehr als gewöhnlichen Fleiße zu studiren; und ich schmeichle mir, sie (den Schotten Johannes Duns und die Uebrigen seines Gelichters etwa ausgenommen) so ziemlich ausfindig gemacht zu haben.

Es würde Undankbarkeit seyn, wenn ich mir die Miene geben wollte, als ob ich die Gabe, mit den Augen zu sehen, nicht (nächst der guten Mutter Natur) den besagten Weisheitsliebhabern oder weisen Meistern größten Theils zu danken hätte. — Aber alle Dankbarkeit und Ehrerbietung, die ich ihnen schuldig seyn mag, kann mich nicht verhindern, zu gestehen, daß die Meisten unter ihnen zu Zeiten — sehr wunderliche Launen haben.

Das Wort, dessen ich mich bediene, ist in der That in Rücksicht auf die Sache, die ich damit bezeichnen will, sehr gelinde.

Wenn, zum Beispiel, diese gänzliche Vertiefung in das betrachtende Leben, welche den weisen Demokritus von Abdera, unterdessen daß er in einsamen Orten, ja wohl gar

unter den Ruinen eingefallener Gräber, ganze Tage und Nächte durch dem Studiren oblag, ſeine häuslichen Angelegenheiten gänzlich vernachläſſigen machte — wenn, ſage ich, dieſe Vertiefung in die erhabenſten oder ſubtilſten Speculationen das Wunderlichſte wäre, was man dieſen Herren nachſagen könnte, ſo möchte es noch hingehen!

Aber, wenn Diogenes in einer Tonne wohnt; Krates mit der ſchönen und tugendhaften Hipparchia auf öffentlichem Markte Beilager hält; Parmenides die Bewegung leugnet; Anaxagoras behauptet, daß der Schnee ſchwarz, Zeno, daß der Schmerz kein Uebel ſey; Plato in ſeiner Republik auf Gemeinſchaft der Weiber anträgt; Pyrrho das Zeugniß der Empfindung für betrüglich ausgibt; Plotinus verſichert, daß er den Vater der Götter und der Menſchen mit leiblichen Augen geſehen habe; Julian zu gleicher Zeit den Kaiſer, den Cyniker und den Zaubrer ſpielt; die Scholaſtiker mit großer Ernſthaftigkeit unterſuchen, num Deus potuerit suppositare cucurbitam; Cardanus uns bereden will, daß er bei hellem Tage Geſpenſter ſehe; Carteſius der heiligen Jungfrau eine Wallfahrt nach Loretto gelobt, wenn ſie ihm zu einem neuen Syſtem verhelfen wollte u. ſ. w. — ſo begreife ich in der That nicht, was man zum Behuf aller dieſer Weisheitsliebhaber Beſſeres ſagen könnte, als — daß ein Philoſoph ſeine Launen, Grillen, Abweichungen und Verfinſterungen habe, ſo gut als ein Anderer, und daß, aufrichtig von der Sache zu reden, der eigentliche ſpecifiſche Unterſchied zwiſchen einem philoſophiſchen Narren und einem gemeinen Narren lediglich darin beſtehe, daß jener ſeine Narrheit in ein Syſtem raiſonnirt, dieſer hingegen ein Narr geradezu iſt; ein Unterſchied, wobei ſich noch auf Seiten des Philoſophen unter andern dieſer Vorzug darſtellt, daß er, ordentlicher

Weise, ein ungleich mehr belustigender Narr ist, als ein gemachter Narr.

2.

Die Grille, gegen das allgemeine Gefühl und den einstimmigen Glauben des menschlichen Geschlechtes zu behaupten, daß der Schnee schwarz sey, hat in unsern Tagen (unsers Wissens) Keinen stärker angefochten, als den berühmten Verfasser des Emils und der neuen Heloise, des Devin du village und des Briefs gegen das Theater, des gesellschaftlichen Vertrags und der beiden Abhandlungen, daß die Wissenschaften und Künste der Gesellschaft, und daß die Geselligkeit dem menschlichen Geschlechte verderblich seyen u. s. w. — Doch, was sag' ich von unsern Tagen? Niemals hat ein Steckenpferd die Neigung, allen andern Geschöpfen seiner Gattung ins Angesicht zu widersprechen, weiter getrieben, als dieser mit allen seinen Wunderlichkeiten dennoch hochachtungswürdige Sonderling.

Ich glaube nicht, daß ich ihm Unrecht thue, wenn ich unter dem letztern den Einfall oben an stelle, den er in der Vorrede zur Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit u. s. w. hatte, der Welt zu sagen: „Daß eine gute Auflösung des Problems:

Was für Erfahrungen wären erforderlich, um zu einer zuverlässigen Kenntniß des natürlichen Menschen zu gelangen? Und wie könnten diese Erfahrungen im Schooße der Gesellschaft angestellt werden? —

der Aristoteles und Plinius unsrer Zeit nicht nur nicht unwürdig wäre; sondern daß in der That, diese Erfahrungen

Ferne sey von uns die Vermessenheit, ein Problem auflösen zu wollen, an welches sich sein Erfinder selbst nicht gewagt hat! er, der ein so großer Meister ist, auf die verwickeltsten Fragen eine scharfsinnige Antwort zu finden. Alles, wozu wir gut genug zu seyn glauben, ist, daß wir — bis die neuesten Sinsgoriten und Pliniusse, denen dieses Abenteuer aufbehalten bleibt, ihre Auflösung gegeben haben werden — uns bemühen, einen Theil der Schwierigkeiten anzuzeigen, die irgend ein abgezweigter Dämon diesen nämlichen Erfahrungen entgegen zu stellen scheint, von welchen, nach Rousseau's Meinung, die Entdeckung der wahren ursprünglichen Beschaffenheit der menschlichen Natur abhängt.

4.

Diese Erfahrungen oder Versuche, wovon die Rede ist, müssen mit kleinen Kindern angestellt werden, daran ist kein Zweifel; und diese Kinder können nicht jung genug ausgehoben werden, wofern sie zu unserm Zwecke taugen sollen. Unstreitig wäre das Allerbeste, wenn wir sie schon als bloße Homunculos bekommen könnten; — wenigstens könnten wir dann am gewissesten seyn, daß ihre Leiber und Seelen noch keine merkliche Veränderung durch die Eindrücke von Erziehung, Unterricht, Polizei, Religion und Sitten aus dem gesellschaftlichen Stande erlitten haben könnten.

Aber ich besorge, daß dieses schlechterdings nicht möglich zu machen seyn werde.

Inzwischen fragt sich, woher diese Kinder [illegible] und es ist leicht zu sehen, daß diese Frage nicht ohne [illegible] rigkeit ist. In der bürgerlichen Gesellschaft werden [illegible]

würden; denn ein Blinder, insofern er eine schöne Frau, eine gute Tafel und guten Wein im Keller hat, ist der brauchbarste Mann von der Welt; — sondern nur blind, solange wir's vonnöthen haben.

Ohne geschicktern Mechanikern, als ich bin (d. i. den allerungeschicktesten unter allen mit eingeschlossen), vorgreifen zu wollen, könnte dieß am füglichsten durch eine Art von Binden geschehen, welche eben nicht völlig so fest anschließen müßten, als das magische Diadem, womit die schöne Seilerin dem Amor die Augen verbindet, die ihm die Göttin Narrheit ausgeschlagen hatte; aber doch fest genug, daß die Kinder unvermögend wären, sie wegzuschieben oder auf irgend eine Weise eher abzunehmen, bis es Zeit wäre, sie wieder davon zu befreien.

So viele Schwierigkeiten fangen an verdrießlich zu werden, und dennoch ist wenigstens noch eine übrig, welche wir vielleicht nicht anders als — nach König Alexanders Weise werden auflösen können.

8.

So weit man auch die Zeit der Entwöhnung unserer jungen Colonisten hinaus setzen mag, so muß sie endlich kommen, und die Kinder müssen ihre Nahrung selbst suchen lernen.

Es darauf ankommen zu lassen, ob sie sich ohne Anweisung würden helfen können, möchte desto gefährlicher seyn, da Rousseau selbst kein Bedenken trägt, dem Menschen den Instinct abzusprechen, womit die Natur auch das verworfenste Insect in diesem Stücke versorgt hat — und ihnen

Anweiſung zu geben, würde ein Eingriff in das Geſchäft der Natur ſeyn, der mit unſeren Abſichten nicht wohl beſtehen könnte. Doch in zweifelhaften Fällen wählt man das Sicherſte.

Rouſſeau läßt ſeinen natürlichen Menſchen ſeine Speiſe unter einer Eiche ſuchen. Vermuthlich muß dieſer Philoſoph, bei aller ſeiner Neigung zum Cynismus, in ſeinem Leben keine Eicheln gegeſſen haben. Er würde ſonſt wenigſtens eine kleine Anmerkung dazu gemacht haben, welche ihm Strabo und Plinius an die Hand geben konnten. Die älteſten Griechen und einige Völker, die uns der erſte nennt, nährten ſich auch von Eicheln. Aber es waren, wie uns eben dieſer weiſe Schriftſteller verſichert, eine ſehr gute wohlſchmeckende Art von Eicheln; mit einem Worte, eben diejenige, welche noch auf dieſen Tag unter dem Namen Kaſtanien in ganz Europa — von den arbitris lautitiarum ſelbſt — gegeſſen werden.

Unſere Kinder werden alſo wenigſtens dieſe Eicheln (wenn es ja Eicheln ſeyn müſſen) finden und eſſen lernen, und erſt alsdann, wenn wir uns dieſes Punkts verſichert haben, wollen wir's wagen, Abſchied von ihnen zu nehmen, um ſie, für die nächſten zwanzig Jahre, der Mutter Natur und ſich ſelbſt zu überlaſſen.

9.

Und ſo hätten alſo dieſe großen Philoſophen, welch nach Rouſſeau's Meinung, die Oberaufſicht über dieſe Ex rimente haben ſollten, am Ende ſehr wenig dabei aufzuſehe

Es ſcheint nicht anders; es wäre denn (wenn es th lich ſeyn ſollte), daß man dieſe Kinder, um das Spiel

Natur mit ihnen zu belauschen, in eine Art von Reaumurschem Bienenkorb einsperrte, welcher aber so eingerichtet seyn müßte, daß die Philosophen Alles sehr genau beobachten könnten, ohne selbst wahrgenommen zu werden.

Wir getrauen uns zu behaupten, daß sich (wofern die besagten Naturforscher sich nicht etwa in Sylphen verwandeln und aus Silbergewölken auf die Gegenstände ihrer Beobachtung herabsehen wollen) kein anderes Mittel erdenken lasse, wie die Entwicklungen der Natur bei unseren Zöglingen von Tag zu Tag bemerkt werden könnten.

Es ist wahr, man kann nicht sagen, wie weit die Künste noch getrieben werden können. Man bringt in den vornehmsten Glasfabriken in Europa Dinge zu Stande, welche man vor hundert Jahren für unmöglich gehalten hätte. Bei Allem dem kann es erlaubt seyn, zu zweifeln, ob es jemals möglich seyn werde, gläserne Glocken oder Bienenkörbe von so ungeheurer Größe zu machen, als wir sie zu unserem Experimente brauchen. Denn sie müßten ohne alle Vergleichung größer seyn als die große Aquavitflasche der Feen; und wir gestehen, daß es uns schlechterdings ungereimt scheint, ohne den Beistand aller Feen und Zauberer, welche jemals in den Mährchen gezaubert haben, sich von einem solchen Stück Arbeit nur träumen zu lassen.

Welchemnach also, wie gesagt, für unsere Philosophen weiter nichts übrig bliebe, als — nach Hause zu gehen und (falls sie wider Vermuthen nichts Anderes zu thun haben sollten) sich hinzusetzen und a priori ausfindig zu machen, in was für einem Zustande sie die junge Colonie nach zwanzig Jahren vermuthlich antreffen würden; — ein unendliches Feld, wie ihr seht, zu Speculationen, Hypothesen, Theorien und Disputen, deren Vergleichung mit der Facti Species, welche

man nach Verfluß der zwanzig Jahre erheben würde, für Liebhaber etwas sehr Beluſtigendes ſeyn müßte und, wie wir nicht zweifeln, eine uralte, aber wenig geachtete Wahrheit von Neuem beſtätigen würde; nämlich —

„Daß es eine eitle Bemühung des Geiſtes ſey, durch alle die Dädaliſchen Irrgänge der Imagination, willkürlicher Begriffe und ſeichter Vermuthungen etwas zu ſuchen, welches uns die Natur — unmittelbar vor die Naſe hingelegt hat.“

10.

Ob nun gleich bei dieſen Verſuchen das Meiſte der Natur gänzlich überlaſſen werden müßte: ſo könnten doch unſere Philoſophen vor ihrer Abreiſe eine Abtheilung der oft beſagten Kinder vornehmen, um verſchiedene Verſuche zu gleicher Zeit anzuſtellen, durch welche der abgezielte Endzweck, den natürlichen Menſchen oder, welches auf das Nämliche hinaus zu laufen ſcheint, die menſchliche Natur kennen zu lernen, deſto vollſtändiger erhalten werden dürfte.

Unmaßgeblich könnten wir das ganze Stück Landes, — welches, wie geſagt, ungefähr vierhundert Meilen im Umkreis halten müßte, — in vier große Bezirke abtheilen.

In den erſten könnte man, in gehörigen Entfernungen, vier oder ſechs einzelne Kinder von einerlei Geſchlecht verſchließen;

In den anderen etliche Paare von beiderlei Geſchlecht, aber jedes Paar ſo weit als möglich von den übrigen entfernt;

In den dritten eine größere, aber gleiche Anzahl Kinder von beiderlei Geſchlecht, zerſtreut, doch nahe genug, daß ſie einander ohne große Reiſen finden könnten;

In den vierten endlich, welchen man wiederum in zwei abgesonderte Colonien theilen könnte, eine merklich ungleiche Anzahl von beiderlei Geschlecht: zum Beispiel, eine Colonie aus zwanzig Knaben und sechs oder acht Mädchen und eine andere aus zwanzig Mädchen und sechs oder acht Knaben; — zwei sehr wichtige Colonien, weil sie über einige Puncte des Matrimonial-Gesetzes der Natur kein geringes Licht verbreiten würden.

11.

Und nun, wenn wir, mit Ueberwindung so vieler unübersteiglich scheinender Schwierigkeiten, das ganze Project zu Stande gebracht hätten, und, nach Verfluß von zwanzig oder dreißig Jahren, die Dalambert und Büffon derselben Zeit gingen, zu sehen, wie die Sachen unserer Experimental-Colonien ständen, um dem menschlichen Geschlecht über den Befund Bericht zu erstatten — was meinen wir daß sie finden würden?

Ferguson hat, wie es scheint, ein solches Experiment im Gesichte gehabt, da er sagte: „Wir haben alle Ursache, zu glauben, daß, wenn man eine Colonie von Kindern aus der Ammenstube verpflanzte und sie eine ganz eigene Gesellschaft ausmachen ließe, ohne Unterricht und ohne Erziehung, — daß wir, sage ich, nichts als dieselben Dinge wiederholt finden würden, die wir schon in so verschiedenen Theilen des Erdbodens gefunden haben; u. s. w.“

Ja, wohl haben wir alle Ursache, das zu glauben, und eben so viele Ursache würden wir haben, uns zu verwundern, wenn unsere Leser nicht schon lange gemerkt haben sollten,

ß das große Problem, womit uns Rousseau so viel zu
chaffen gemacht hat, weder mehr noch weniger ist, als
„zu wissen, was für Erfahrungen man anzustellen hätte,
um mit überzeugender Gewißheit entscheiden zu können,
ob der Schnee weiß oder schwarz sey?“

In ganzem Ernst, es wäre sehr unnöthig, den größten
oder kleinsten Monarchen in Europa die geringste Mühe mit
Experimenten zu machen, welche uns wahrlich wenig Neues
lehren würden. Das große Experiment wird auf diesem ganzen Erdenrunde schon viele tausend Jahre lang gemacht, und
die Natur selbst hat sich die Mühe genommen, es zu dirigiren,
so daß den Aristotelessen und Plinius aller Zeiten nichts
übrig gelassen ist, als die Augen aufzuthun und zu sehen, wie
die Natur von jeher gewirkt hat und noch wirkt und ohne
Zweifel künftig wirken wird, — und, wenn sie Lunae und
scharf genug geguckt und das ganze aus dem ge[illegible] ihre
punkt aufmerksam genug übersehen haben — zu ge[illegible],
Theorien, Compilationen, Systeme, Entwürfe, [illegible]
und wie die Dinge alle heißen, zu verbrennen oder
oder auszubessern oder zu ergänzen, so gut sie
und wissen — und weiter nichts!

Nein, lieber Rousseau! so arme [illegible]
mögen, so sind wir es doch nicht in [illegible]
Grade, daß wir nach den Erfahrungen so [illegible]
noch vonnöthen haben sollten, neue [illegible] Natur
zu machen, um zu erfahren — [illegible]
vorhabe.

Und wofern sich auch alle Könige und alle
des Erdbodens vereinigten, solche Experimente zu
was für Ursache haben wir, zu hoffen, daß
beres oder Besseres daraus lernen würden, als

allgemeine Erfahrung mit der unwiderſprechlichſten Evidenz, aus allen Enden der Erde, von einem Pole zum andern, aus dem ewigen Schnee der Kamtſchadalen und aus dem glühenden Sande von Nigritien zuruft:

„Daß der Menſch zur Geſelligkeit gemacht ſey," — und „daß die vereinigten Kräfte der Barbarei, des Aberglaubens und der Unterdrückung immer unvermögend geblieben, dieſen koſtbaren Samen jeder geſellſchaftlichen Tugend gänzlich zu vertilgen;"

„dieſes ſympathetiſche Gefühl, welches den Menſchen mit einer ſüßen Gewalt nöthiget, ſich ſelbſt in andern Menſchen zu lieben, und welches, wie Cicero göttlich ſpricht, die Grundlage alles Rechts iſt."

12.

Sollte ſich übrigens gleichwohl, wider Vermuthen, zutragen, daß einmal ein müßiger Schach-Baham, müde, immer Fliegen zu fangen oder Bilder auszuſchneiden und ſich Mährchen erzählen zu laſſen, auf den weiſen Einfall kommen ſollte, ſich die lange Weile mit dergleichen Experimenten vertreiben zu wollen: ſo wollen wir dieſem edeln Vorhaben durch alles bisher Geſagte nicht nur im Geringſten nichts präjudicirt haben; ſondern verſichern Seine Sultaniſche Hoheit noch zum Ueberfluß, daß es, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſehr unterhaltend ſeyn müßte, in einer ſolchen Menagerie von Menſchenkindern ſich mit etlichen Dutzend Sultaninnen, Hofaffen, Hofnarren und andern ſolchen witzigen Perſonen zu erluſtigen; nichts davon zu gedenken, daß es bei dieſen Experimenten vermuthlich eben ſo ergehen würde,

wie es denen, die an dem Steine der Weisen arbeiten, zu ergehen pflegt, nämlich, daß man am Ende immer etwas finden würde, wo nicht das, was man suchte, vielleicht etwas Anderes, das man nicht suchte, und das uns eben darum desto angenehmer zu seyn pflegt, sollte es gleich von Allem, was wir auf den Proceß verwenden mußten, kaum die Tiegel bezahlen.

13.

Der kleine Scherz, den ich mir die Freiheit genommen habe — nicht mit Rousseau — sondern blos mit einer von seinen Lieblingsgrillen zu treiben, hat wenigstens für mich den Vortheil gehabt, mir diese Nacht einen sehr angenehmen Traum zu verschaffen.

Wenn meine Leser Pythagoräer wären, und ich wäre — Pythagoras; — oder sie wären ägyptische Priester, und ich ihr Oberpriester: — so würde ich keinen Augenblick Bedenken tragen, ihnen meinen Traum zu erzählen; denn diese beiden Gattungen Seher waren große Liebhaber von Träumen.

In unsrer Zeit ist es ein ziemlich allgemein angenommener Satz: daß es wider die Regeln der feinen Lebensart sey, in guter Gesellschaft seine Träume zu erzählen. —

Das Beste wäre also, meinen Traum nicht zu e[illegible]

Und gleichwohl glaube ich wahrgenommen zu ha[illegible] es mit Träumen — wofern man sich nur ei[illegible] davon verspricht, zumal mit Träumen [illegible] und mystischen Gattung — beinahe diese[illegible] mit den Geister- und Gespenstergeschichten hat. [illegible] sich besser als der Pöbel dünkt, will heut zu Tage [illegible]

gesehen seyn, daß er solche Geschichten glaube: aber Jedermann hört sie gern erzählen; und ein neues Gespenstermährchen ist das unfehlbarste Mittel, in einer großen Gesellschaft, in welcher man kurz zuvor kaum sein eignes Wort hören konnte, plötzlich allgemeine Stille und Aufmerksamkeit hervorzubringen.

Lassen Sie uns also aufrichtig gegen einander seyn, meine Damen und Herren! — Mein Traum könnte, denken Sie, gleichwohl des Anhörens werth seyn, sonst würde ich doch wohl so manierlich gewesen seyn, gar nichts davon zu sagen. Gestehen Sie es, ich habe Ihre Neugier rege gemacht. — Sie möchten meinen Traum gerne hören, das ist gewiß, aber — nicht gerner, als ich ihn erzählte, daß ist eben so gewiß; — und also ist beiden Theilen geholfen, wenn ich anfange.

So aufrichtig sind nicht alle Schriftsteller — und dann werden Sie sehen, daß es nur an mir lag, aus meinem Traum ein so gutes, ernsthaftes und kunstmäßig zugeschnittenes System zu machen, als irgend eines von allen denen, die binnen heut und einem Jahre gemacht werden mögen. Was für ein Ansehen hätte ich mir damit geben können! Was für eine Menge alte, mittlere und neuere Autoren hätte ich anführen, wie manchen widerlegen, wie manchen vertheidigen, wie manchen erklären und wie manchen emendiren können! Denn warum sollte ich das Alles nicht eben so wohl können, als so viele Andere, die am Ende doch auch nicht größere Herenmeister sind, als ich? Ich sage dieß Niemand zu Leide, blos um die Herren und Damen gestehen zu machen, daß ich der gutherzigste Autor bin, der vielleicht seit undenklichen Zeiten gesehen worden ist. Andere geben ihre Träume für wirkliche Erscheinungen, oder träumen wohl bei hellem Tageslichte mit offnen Augen und muthen uns zu,

daß wir der Himmel weiß welche übermenſchliche Weisheit in ihren Träumereien finden ſollen: ich hingegen gebe meinen Traum für — einen Traum, d. i. eine Feige für eine Feige; und das heißt doch, denke ich, Ehrerbietung für ſeine Leſer tragen und den Leuten zutrauen, daß ſie — Augen haben.

Alſo, meinen Traum, wenn es Ihnen angenehm iſt!

14.

Ich weiß nicht, wie es zuging, — ein Fall, worin ſich gewöhnlich alle Träumer befinden, — genug, ich befand mich plötzlich mitten auf einem hohen Gebirge, welches keine andere Einwohner als Löwen und Drachen zu haben ſchien, und deſſen oberſter Theil, mit ewigem Schnee bedeckt, ſeine Stirn in den Wolken verbarg.

„Das fängt zu poetiſch an.“ — Sie haben Recht! muß ein wenig niedriger ſtimmen.

Aechzende Töne, durch kleine Pauſen unterb , dem Aechzen, welches die Heftigkeit des E ie s die lange Dauer eines mißbehaglichen Z s e Geduld ſelbſt auspreßt, drangen durch die in mein Ohr.

Ich folgte dem Tone, wiewohl mir das Herz nun ſah ich auf einmal — was Sie ſchwerlich err aber, ſobald ich's Ihnen ſage, ſehr natürlich fi den alten Menſchenbildner Prometheus vor , im nämlichen jammervollen Zuſtande, wie ihn T dichter Aeſchylus an einen Felſen des Kaukaſus ſchildert.

Der lang entbehrte Anblick eines Menschengesichts schien etwas Linderndes für ihn zu haben. Er rief mir, näher herbeizukommen, und wir wurden, wie es in Träumen gebräuchlich ist, in einem Augenblick die besten Freunde.

Er fragte mich, wie es um die Menschen stehe, und wie sie sich das Daseyn zu Nutze machten, welches sie seiner plastischen Kunst und seiner Gutherzigkeit zu danken hätten?

Der Gott der Träume trieb hier eines seiner gewöhnlichen Spiele mit mir. Ich erinnerte mich nicht etwa blos der Fabel vom Ursprung der Menschen, wie ich sie in den alten Dichtern gelesen hatte; sie wurde in dem nämlichen Augenblicke zur Wahrheit für mich.

Ich glaubte wirklich den Urheber meiner Gattung vor mir zu sehen, diesen Prometheus, der aus Lehm und Wasser Menschen gemacht und Mittel gefunden hatte, ihnen, ich weiß nicht wie, dieses wundervolle ich weiß nicht was zu geben, das sie ihre Seele nennen. Kurz, ich fühlte mich gänzlich in die Fabelzeit versetzt, ohne darum weniger nach den Begriffen eines Menschen aus meinem Zeitalter zu sprechen.

Ich befriedigte seine Neugier durch Nachrichten — welche ich (aufrichtig zu reden) Bedenken trage öffentlich bekannt zu machen; und das aus der einfältigsten Ursache von der Welt. Es gibt übel gesinnte Leute, welche sie für eine Satyre ausrufen würden, — und gute, wohlmeinende Personen, welche fähig wären, mich wegen dessen, was ich im Traume gesagt hätte, zur Verantwortung zu ziehen; — wiewohl sie sich aus ihrem Montesquieu belehren könnten, daß dieß etwas sehr Unbilliges ist. Indessen wirft man sich doch nicht gern mit solchen Leuten ab.

Man wird mir alſo vergeben, daß ich weiter nichts davon ſagen kann, als daß Prometheus den Kopf ſchüttelte und ich weiß nicht was in ſeinen Bart hinein murmelte, welches, denke ich, — keine Lobrede auf ſeinen Vetter Jupiter war, der ihm, wie er ſagte, die Freude nicht gegönnt habe, ſeine Geſchöpfe glücklich zu machen.

Ich ſagte ihm, unſre Weiſen gäben ſich viele Mühe, der Sache abzuhelfen, und es wäre noch nicht lange, daß uns einer hätte bereden wollen, es würde nicht beſſer mit uns werden, bis wir uns entſchlöſſen, in den Stand der Natur zurückzutreten.

Und was nennt dieſer weiſe Meiſter den Stand der Natur? fragte Prometheus.

Nackend oder in eine Bärenhaut eingewickelt unter einem Baume liegen (verſetzte ich), Eicheln oder Wurzeln freſſen, Waſſer aus einem Bach oder einer Pfütze dazu ſaufen und mit dem erſten beſten Weibchen, das einem aufſtößt, zuſammenlaufen, ohne ſich anfechten zu laſſen; was aus ihr und ihren Jungen werden könne; den größten Theil ſeines Lebens verſchlafen, nichts denken, nichts wünſchen, nichts thun, ſich nichts um Andre, wenig um ſich ſelbſt und am allerwenigſten um die Zukunft bekümmern; dieß nennt der Weiſe, von dem ich dir ſagte, den Stand der Natur. In dieſem ſeligen Stande, ſpricht er, hätten wir keine Künſte, keine Wiſſenſchaften, kein Eigenthum, keinen Unterſchied der Stände, keine Geſetze, keine Obrigkeit, keine Prieſter, keine Philoſophen vonnöthen; — und ſolange man dieſer Dinge vonnöthen hat, iſt, ſeiner Meinung nach, an keine Glückſeligkeit zu denken.

Prometheus, — ungeachtet ſein Zuſtand ſo elend war, daß nur ein Gott fähig ſeyn konnte, ihn erträglich zu

finden — erhob über die Einfälle der anmaßlichen Weisen ein so herzliches Gelächter, daß ich mich nicht entbrechen konnte, ihm Gesellschaft zu leisten.

Ich sehe, sagte er, eure Philosophen sind noch immer — was ihre Vorgänger waren — Grillenfänger, welche Wolken für Göttinnen, Abstractionen für Wahrheit umfangen und nie sehen, was vor ihrer Nase liegt, weil sie sich angewöhnt haben, immer wer weiß wie weit über ihre Nase hinauszusehen.

Nicht alle, sagte ich; denn wir haben ihrer manche, welche die ihrigen noch mit einem halben Duzend Brillen bewaffnen, womit sie zwar im Ganzen nichts, hingegen im Kleinen so scharf sehen, daß ein gewisser Präsident einer gewissen Akademie sich große Hoffnung machte, wenn er nur den Hirnschädel eines Patagonen von zwanzig bis dreißig Ellen in seine Gewalt bekommen könnte, die Seele selbst, so klein sie immer seyn möchte, über dem Ausbrüten ihrer Vorstellungen gewahr zu werden.

Eure Philosophen haben seltsame Einfälle, sagte Prometheus.

Zuweilen, erwiederte ich, und nicht alle. Dafür aber haben auch unsere großen Herren, seitdem sie Philosophen um sich haben, ihre Hofnarren abgeschafft; und, unparteiisch zu reden, ich denke, sie haben beim Tausche mehr — verloren als gewonnen.

Aber, wieder auf deinen Sophisten zu kommen, fuhr er fort; ich merke, er hat vom goldnen Alter reden gehört. Vielleicht kam ihm die Idee zu poetisch vor, und da streifte er, nach Gewohnheit dieser Herren, so lange an ihr ab, bis ihm vom Menschen nichts als das bloße Thier übrig blieb; eine Arbeit, die ihn sehr leicht angekommen seyn mag! — Aber

Ich hatte mir bisher immer Gewalt angethan, den ehrlichen Titan nicht zu unterbrechen; aber länger konnt' ich's nicht — und ich sehe, meine Herren, daß es Ihnen auch so geht. Das Gewäsche des alten schwärmenden Graubarts kommt Ihnen halb kindisch vor — nicht wahr? In der That, ich fange selbst an zu muthmaßen, daß er sich auf seinen Vorzug vor den übrigen Titanen ein wenig zu viel zu gute gethan haben könnte. — Doch wir müssen den Prometheus meines Traums nicht dafür verantwortlich machen, daß seine Menschen nicht die Menschen zu Paris, London, Neapel, Wien, Petersburg, Constantinopel u, s. w. sind; das ist auch wahr! — Die Menschen, von denen Prometheus spricht, sind längst nicht mehr — oder, wofern es noch hie und da einen verborgenen Samen von dieser wunderlichen Gattung von Geschöpfen gibt, so machen sie doch keine Zahl; und — non apparentium et non existentium est eadem ratio (was nicht in die Sinne fällt, kommt eben so wenig in Anschlag, als ob es gar nicht wäre), sagt der alte juristische Weidspruch. Wir werden ihn also, weil er einmal angefangen hat, schon weiter reden lassen müssen.

„Der Zug der Natur zu diesen kleinen wimmernden Geschöpfen, die ihr Daseyn von ihrer Liebe empfangen hatten, unterhielt diese Liebe und empfing hinwieder von ihr neue Stärke. Denn das, wofür ich in der ersten Anlage der Menschheit am meisten gesorgt hatte, waren eben diese kleinen Geschöpfe, von deren glücklicher Entfaltung die Dauer der menschlichen Gattung abhing, welche nun mein Lieblingsgegenstand war.

„Ich machte sie zu Kindern der Liebe; das hieß selbst für die Keime der Menschheit Sorge tragen. Konnten sie anders als wohl gerathen, da die Liebe selbst ihre erste unsichtbare Pflegung auf sich nahm?

„Aber daran begnügt' ich mich nicht. Ich ſtrengte alle meine Erfindung, alle meine Bildnerkunſt an, aus dem Inſtinct der Mutter für ihr Kind die ſtärkſte aller Empfindungen zu machen. Die Schmerzen ſelbſt, womit ſie es gebar, mußten dazu helfen; es mußte ihr deſto theurer werden, je mehr es ihr gekoſtet hatte. Ich ſetzte die Bruſt der Mutter nicht blos der Schönheit wegen dahin, wo ſie iſt, oder damit der Säugling, auf ihrem Arme liegend, ſeine Nahrung deſto bequemer finden möchte; ſondern weil ich wollte, daß die Nähe des Herzens, welches ich zum Triebrade der zärtlichern Gefühle des Menſchen gemacht hatte, dem mütterlichen Gefühl in den Augenblicken, wenn ſie ihr Kind ſtillt, deſto mehr Wärme und Innigkeit geben ſollte.

„Die immer zunehmende Schönheit des Kindes, die ſanfte ſtufenweiſe Entfaltung der Menſchheit, deren angeborner Adel, ſelbſt in dieſem thieriſchen Alter, faſt allen ſeinen Regungen einen gewiſſen Schein von Sittlichkeit gibt; das ſüße Lächeln, womit es die mühvolle Fürſorge der Mutter belohnt: — Alles vereiniget ſich, die mütterliche Zuneigung zu einem ſo mächtigen Triebe zu machen, als es nöthig war, um in der Leiſtung aller der beſchwerlichen Dienſte, deren das kindliche Alter bedarf, ſogar Vergnügen zu finden.

„Doch ich vergeſſe, — ſo angenehm iſt mir die Erinnerung an eine Arbeit, die aus einem bloſen Spiele mein angelegenſtes Geſchäft wurde, — daß ich dich vielleicht nicht ſo gut unterhalte, als mich ſelbſt."

Ich war (wie man ſich vorſtellen kann) ſo höflich, den Enkel des Himmels und der Erde zu verſichern, daß ich mir keine beſſere Unterhaltung wünſchte.

Ich ſpannte die unendlich ſubtilen Saiten, woraus ich ſie zuſammenwebte, ſo künſtlich auf, daß eine Art von muſikaliſchem Inſtrumente daraus wurde, welches die ſchönſte Harmonie von ſich gab, ſobald die Natur darauf zu ſpielen anfing. Dieſe Inſtrumente ſtimmte ich ſo gut zuſammen, daß, ſowie eines davon einen gewiſſen Ton von ſich gab, die nämliche Saite bei dem andern mit einem gleichtönenden Laut antwortete. Meine Menſchen waren die gutherzigſten Geſchöpfe, die man ſehen konnte. Lachte eines, ſo lachte das andre; weinte oder trauerte eins, ſo trauerte das andre auch; lief eins voran, ſo liefen die andern hinter drein; kurz, ich trieb dieſe Zuſammenſtimmung ſo weit, daß ſogar keines gähnen konnte, ohne alle übrige mitgähnen zu machen.

„Die Idee der Harmonie hatte etwas ſo Ergetzendes für mich, daß ich mitten unter meiner Arbeit immer auf neue Triebfedern dachte, ſie bei meinen Geſchöpfen ſo vollkommen zu machen, als möglich.

„Ich liebte damals eine von den Töchtern des Oceanus, die ſchönſte Nymphe, die man mit Augen ſehen konnte. Dieſer Umſtand kam meinen Geſchöpfen ſehr zu gute.

„Um ſie in dieſem Stücke ſo glücklich zu machen, als ich es ſelbſt war, gab ich dem weiblichen Geſchlecht zur Schönheit einen gewiſſen Reiz, dem auch derjenige unterliegen muß, dem die Schönheit nichts anhaben kann; und meine Männer bildete ich ſo, daß der männlichſte, tapferſte, edelmüthigſte gerade der war, der ſich ihren Reizungen am leichteſten gefangen gab.

„Ich milderte durch das ſanfte Weſen und die rührende Grazie des Weibes eine gewiſſe Wildheit, welche den Männern unentbehrlich war, damit ſie im Nothfall die Beſchützer der Gegenſtände ihrer ſüßeſten Regungen ſeyn könnten.

„Die Gewalt ihrer Reize zu verdoppeln, gab ich dem Weibe die Scham, die holdseligste der Grazien, das anziehende Weigern, das sanfte Sträuben, welches den Werth jeder Gunst erhöht; die süßen Thränen, deren wollüstiges Ergießen das von Empfindung gepreßte Herz leichter macht. Ich tauchte gleichsam ihr ganzes Wesen in Liebe und machte, daß sie ihre höchste Glückseligkeit darin setzte, geliebt zu werden und Liebe einzuflößen.

„Ich glaubte hierin nicht zu viel thun zu können, da meine Absicht war, den Mann dadurch von einer herumschweifenden Liebe abzuhalten und — wenigstens so viel es meine andern Absichten erforderten — seine Zuneigung an eine einzige Schöne zu heften. Ich machte zu diesem Ende, daß er, sobald ein Mädchen sein Herz eingenommen hatte, den Gedanken nicht ertragen konnte, ihren Besitz mit einem Andern zu theilen. Nicht als ob ich mir eingebildet hätte, Geschöpfe aus Lehm und Wasser durch ein paar ätherische Funken, wodurch ich diesen schlechten Stoff veredelt hatte, einer ewigen Liebe fähig gemacht zu haben; aber zu meinen Absichten war es auch genug, wenn die erste Liebe zwischen meinem Paare nur so lang dauerte, bis das Mädchen Mutter wurde.

„Dieser Umstand müßte nothwendig (dacht' ich) ein neues Band der Zuneigung, eine neue Quelle zärtlicher Gefühle und einer Art von Liebe werden, welche, bei noch unausgearteten Menschen, zwar nicht so heftig und schwärmend, aber dauerhafter ist, als jene, die den Genuß zum Zweck hat und im Schoße der Sättigung ihr Grab findet. Konnte der Vater die Mutter seines Kindes oder die Mutter den Mann, der ihr diesen süßen und ehrenvollen Namen verschafft hatte, ohne zärtliche Empfindung ansehen?"

16.

„Ich weiß nicht, fuhr er fort, wie es deine Brüder, die Menſchen, angefangen haben, daß ſie (wie du ſagſt) nicht glücklich ſind. Meine Abſicht wenigſtens war, daß ſie es ſeyn ſollten; und ich glaubte es ihnen ſo leicht gemacht zu haben, glücklich zu ſeyn, und ſo ſchwer, ſich unglücklich zu machen, daß ich, bei meinem Vetter Anubis! nichts davon begreife, wenn ich meine Mühe an ihnen verloren habe. — Aber die verwünſchte Büchſe der Pandora! Ohne ſie würden meine armen Menſchen noch ſo glücklich ſeyn, als in ihrem urſprünglichen Stande.“

Sie waren alſo einmal ſehr glücklich? fragte ich.

„Ob ſie es waren? rief Prometheus mit einem Tone, der mir zu erkennen gab, daß ihn meine Frage beleidiget habe. — Wie hätten ſie es nicht ſeyn ſollen? Ich ſetzte ihr ganzes Weſen aus Triebfedern des Vergnügens zuſammen; und damit es unmöglich ſeyn möchte, daß der Schmerz jemals den Zugang zu ihnen fände, machte ich ihn zum Gefährten der Unmäßigkeit, der Mißgunſt, der Bosheit und aller anderer Laſter, welche den Menſchen ihrer Natur nach ſo verderblich ſind und ſo wenig Verführeriſches haben, daß ich mir nicht einfallen laſſen konnte —

„Aber die verdammte Büchſe der Pandora! Das fatale Geſchenk hat Alles verdorben! — Tauſend in die Farbe des Vergnügens gekleidete Bedürfniſſe, in deren Unwiſſenheit ein großer Theil des Glücks meiner Menſchen beſtand, jedes von einem Schwarm unruhiger Begierden umflattert, ſtürzten heraus, als der unbeſonnene Epimetheus ſie in einer unſeligen Stunde öffnete; und geſchehen war's um meine armen Geſchöpfe! — Die guten ſorgloſen Kinder! Ich hatte

Leſerinnen zurück gelaſſen zu haben ſcheint, an deren Zufriedenheit mir viel zu viel gelegen iſt, als daß ich in Fällen dieſer Art etwas Angelegeneres haben könnte, als ihren leiſeſten Wünſchen, ſofern ich ſie zu errathen fähig bin, entgegen zu kommen.

Prometheus ſchreibt der Büchſe der Pandora alles Unglück ſeiner Menſchen zu: „ohne ſie, ſagt er, würden ſie noch immer ſo glücklich ſeyn, als ſie es in ihrem urſprünglichen Zuſtande waren.“ Was für eine Büchſe konnte das wohl ſeyn, die ſo viel Unglück anzurichten vermochte?

Die Gelehrten — ein Volk, welches über nichts in der Welt einig werden kann — hegen auch über dieſen Gegenſtand ſehr verſchiedene Meinungen.

Einige glauben, daß unter der Geſchichte der Pandora nichts Anderes verborgen liege, als eine allegoriſche Vorſtellung der wichtigen Wahrheit: „daß der Vorwitz oder die Begierde, mehr zu wiſſen, als uns gut iſt, die erſte Quelle aller menſchlichen Uebel geweſen ſey.“ — Die Büchſe der Pandora, ſagen ſie, war weder mehr, noch weniger, als die Büchſe des Papſts Johannes des Dreiundzwanzigſten, mit welcher Seine Heiligkeit die Schweſtern zu Fontevrauld — da ſie das Privilegium, einander ſelbſt Beichte hören zu dürfen, von ihm erzwingen wollten — zu ihrer Beſchämung auf die Probe ſtellte.

Andere ſuchen unter der Büchſe der Pandora etwas noch Verborgeneres: es ſoll, ihrer Meinung nach, eben das dadurch bezeichnet werden, wovon der gelehrte Prieſter Porphyrius, unter dem Namen „der Höhle der Nymphen“ ſo geheimnißvolle und hyperphyſiſche Dinge ſchreibt. Sie beziehen ſich unter Anderem auf einen gewiſſen Vers des Horaz, um dadurch zu erläutern, warum die Büchſe der Pandora zur Quelle alles Uebels von den Alten gemacht worden ſey. — Aber wir

Es gibt Fälle, wo ein allgemeiner Geiſt von Sparſamkeit einem ganzen Staat eine Zeit lang nützlich iſt.

Es gibt Fälle, wo ein Fürſt ſehr zu loben iſt, wenn er, wie Kaiſer Marcus Aurelius, ſein Gold- und Silbergeſchirr in die Münze ſchickt, um ſein Kriegsheer damit zu bezahlen.

Aber alle dieſe Fälle ſind bloſe Ausnahmen, und es bleibt darum nicht weniger wahr:

„Daß die möglichſte Benutzung des Erdbodens und die möglichſte Vervollkommnung und Verſchönerung des menſchlichen Lebens das große Ziel aller Beſtrebungen, welche die Natur in den Menſchen gelegt hat, und alſo im Grunde der Natur eben ſo gemäß ſey, als die Einfalt, inſofern dieſe eine unzertrennliche Gefährtin der erſten Periode des Lebens bei der ganzen Gattung, ſo wie bei dem einzelnen Menſchen iſt.“

Reiſe

des

Prieſters Abulfauaris

ins innere Africa.

1.

Es gibt harte Köpfe, welche nicht begreifen können: „daß äußerliche Formen der Tugend nicht die Tugend selbst sind; daß gewisse lächerliche Gebräuche, womit bei gewissen Völkern, z. B. bei den Hottentotten und Kamtschadalen, gewisse ehrwürdige Handlungen begleitet werden, diesen Handlungen nicht das Geringste von ihrer innerlichen Würdigkeit benehmen; und daß (unparteiisch von der Sache zu reden) ein nacktes Mädchen in Californien, trotz ihrer Nacktheit, wenigstens so züchtig seyn kann, als die ehrsame Dame Quintagnone, Oberhofmeisterin der Königin Genievre (für welche wir übrigens alle gebührende Ehrfurcht tragen), in ihrem großen Kragen und in ihrer wohl ausgesteiften sehr decenten und sehr barockischen Vertugade.

Einer von diesen Leuten — doch, was hindert uns, gewissen spitzfindigen Forschern eine Mühe zu ersparen und es gerade heraus zu sagen, daß es ein alter ägyptischer Priester, aus den Zeiten des Königs Psammuthis des Dritten, war? — kam, wir wissen nicht wie, noch warum, in ein Land im innern Africa, wo er eine kleine Völkerschaft von fingernackten Leuten unschuldig und zufrieden unter ihren Palmbäumen wohnen fand.

Zum Unglück für dieß gute Völkchen war dieser Reisende — den unsere Nachrichten Abulfauaris nennen — kein Gymnosophist. Indessen hatte er doch Augen und, was einem

jeden Prieſter Ehre macht, ein gewiſſes natü
welches ihn wahrnehmen ließ, daß dieſe nack
unſchuldige Sitten hatten.

Er geſtand in dem Berichte, den er dem
muthis nach ſeiner Zurückkunft von dieſer Reiſ
„daß die Aegypter — ungeachtet unter allen
Erdbodens ſie allein (wie er aus Patriotismu
wiſſenheit meinte) ſich rühmen könnten, Religio
Sitten zu haben — dennoch in gewiſſen Tugen
unglücklichen Wilden unendlich übertroffen wi
gleicht, ſagte er, der Sittſamkeit ihrer Töchte
ſtändige Betragen der Jünglinge, denen alle d
fungen, welchen bei uns die ſtrengſten Strafge
halt thun können, etwas gänzlich Unbekanntes
und Mädchen werden von der Kindheit an g
achtzehnte Jahr der erſten und ins fünfzehnte
einander abgeſondert zu ſeyn. Nur von dieſer
ihnen erlaubt, an feſtlichen Tagen, in Gegen
tern, mit einander zu ſpielen und zu tanze
dieſes das Alter iſt, worin alle junge Leute,
natürliche Untüchtigkeit es verhindert, verbunde
verehlichen: ſo ſieht man es gern, daß die Eh
ten beiderlei Geſchlechts einander vorher kenne
eine Wahl zu treffen, welche bei dieſem Volke
Herzen überlaſſen wird.

„Die Ehe (ſetzt er hinzu) iſt in ihren A
Ehrwürdiges, daß ſie keinen Begriff davon zu
wie man einer ſolchen Verbindung ungetreu ſe
Mann oder eine Frau, welche ſich dieſes Ver
machten, würden auf lebenslang für unehrlich
von aller Geſellſchaft ausgeſchloſſen werden.

von Menſchengedenken her kein Beiſpiel, daß ſich dieſer Fall zugetragen hätte.“ — —

Armes, ehrliches Völkchen, was hatteſt du gethan, um mit einem Prieſter der Iſis heimgeſucht zu werden!

2.

„Ich konnte — fuhr der Prieſter Abulfauaris fort — nicht ohne inniges Erbarmen anſehen, daß ein von Natur ſo harmloſes und gutartiges Volk in einem ſo ungeſitteten und thieriſchen Zuſtande leben ſollte, als dieſe Nacktheit war, welche ich, zumal an wohlgebildeten jungen Perſonen, ohne großes Aergerniß nicht anſehen konnte — und ihr Zuſtand ſchien mir deſto beklagenswerther, je weniger ſie die Gefahr desſelben zu kennen ſchienen. Denn, in der That, dasjenige, was mich alle Augenblicke nöthigte, die Hand vor die Augen zu halten, ſchien bei ihnen nicht die mindeſte Regung zu veranlaſſen, und man bemerkte in ihrem Betragen unter einander nichts, was ſich von den ſtrengſten Geſetzen der Ehrbarkeit im Geringſten entfernt hätte.

„Zu allem Glück hatte ich etliche Stücke Leinewand von verſchiedenen Farben bei mir. Ich ſtand keinen Augenblick an, ſie dem Mitleiden aufzuopfern, welches mir dieſe armen verblendeten Geſchöpfe einflößten; ich zerſchnitt ſie in kleine Röcke und Mäntelchen und beſchenkte Weiber und Mädchen damit, ſo weit meine Leinewand reichte.

„Und hier hatte ich eine neue Gelegenheit, die vortreffliche Anlage dieſer guten Leute zu Sittlichkeit und Tugend wahrzunehmen. Denn ich kann Ihrer Majeſtät nicht genug ſagen, mit welcher Begierde die armen nackten Geſchöpfe die

Stückchen Leinewand annahmen, die ich ihnen gab, um ihre Blöse zu decken. Ich bedauerte nur, daß der Vorrath, den ich hatte, unzulänglich war, das tugendhafte Verlangen aller derjenigen zu befriedigen, welche auch so geputzt seyn wollten, wie ihre Nachbarinnen. In Kurzem breitete sich die Begierde, gekleidet zu seyn, unter dem ganzen Volke aus. Sie kamen von allen Enden und boten mir um meine Leinewand mehr Goldstaub und Elephantenzähne an, als zehn Kameele hätten fortschleppen können; denn sie hatten von mir gehört, daß ein großer Werth in diesen Dingen läge: aber ich mußte sie abweisen, und sie schienen ganz untröstbar darüber zu seyn. Einige junge Mädchen weinten bitterlich, daß sie sich an ihrem Hochzeittage nicht in einem gelben Rock und himmelblauen Mäntelchen sollten sehen lassen können. Andere zankten sich mit einander darum. Die Mütter nahmen den Töchtern und die ältern Schwestern den jüngern mit Gewalt weg, was ich ihnen gegeben hatte; und ich konnte nur mit großer Mühe verhindern, daß es nicht zu Thätlichkeiten kam. Kurz, zu meinem unbeschreiblichen Vergnügen bracht' ich es, Dank sey der großen Isis! in wenig Tagen so weit, daß es Jedermann für eine Schande hielt, ungekleidet zu seyn; und Männer und Weiber hatten nun nichts Dringenderes zu thun, als sich von gewissen breiten, wolligen Baumblättern eine Art von Schürzen zu machen, welche ihnen wenigstens dasjenige zu bedecken dienten, was die Ehrbarkeit zu nennen verbeut."

3.

Der König Psammuthis hörte der Erzählung des Priesters lächelnd zu.

Aber der Oberaufſeher der Finanzen, ein Mann, welcher rechnen konnte, und dieſe Zeit über in tiefen Gedanken geſtanden hatte, ſtrich ſeinen Knebelbart und ſprach: Gott erhalte den König Pſammuthis! — Der ſehr verehrliche Prieſter der Iſis hat, vielleicht ohne es ſelbſt zu wiſſen, einen capitalen Einfall gehabt. Wir müſſen eilen, eh' uns die Phönicier oder die von Karthago zuvorkommen, eine ſo ſchöne Gelegenheit zu benutzen. — Iſt dieſe Nation zahlreich? fragte er den Prieſter.

„Sehr zahlreich, antwortete dieſer: das Land wimmelt von Einwohnern; denn es iſt ungemein fruchtbar, und die Leute ſind friedſam und durch große Gebirge und Wüſten von andern Völkern abgeſondert.“

Deſto beſſer! ſagte der Oberaufſeher der Finanzen. Es ſind gute Leute; ſie haben Goldſtaub und Elephantenzähne. Seine Ehrwürden hat uns da eine treffliche Gelegenheit gemacht, unſere Leinewand, Mouſſelinen, Schleier, Gürtel, Bänder und hundert andere Artikel unſerer Fabriken mit einem Profit anzubringen, der zu gleicher Zeit die Caſſen Ihrer Majeſtät füllen und Ihre Unterthanen bereichern wird. Die Gelegenheiten ſind ſelten, wo man mit beiden Händen nehmen kann. Beim Anubis! ein göttlicher Einfall!

„Ich geſtehe Ihrer Majeſtät, verſetzte Abulfauaris, daß ich keine ſo ökonomiſche Abſichten dabei hatte. Mein Gedanke war nur, den Willen der großen Göttin, deren Schleier noch kein Sterblicher aufgedeckt hat, zu vollbringen; welche, da ſie die Aegypter zuerſt lehrte den Flachs zuzubereiten und mit dem Gewebe davon ſich zu bekleiden, ſich beleidigt findet, Menſchen zu ſehen, die durch ihre Blöſe das edle Geſchenk der Göttin zu verachten und unnütz machen zu wollen ſcheinen. Hat aber, wie ich mit Vergnügen vernehme, dieſe meine

geringe, doch wohlgemeinte That auch noch einen politischen Nutzen: so möge dieses Beispiel Ihrer Majestät zu einem neuen Beweise dienen, daß wir unsern eigenen Vortheil nicht gewisser befördern können, als indem wir dasjenige thun, was den Göttern angenehm ist."

Wohl gesprochen! — sagte der König Psammuthis.

4.

Von ungefähr war ein griechischer Philosoph, welchen der König (wenn Se. Majestät lange Weile hatte) gern um sich leiden mochte, bei der Erzählung des Priesters gegenwärtig.

„Großer König (sagte der Grieche), was der hoch erleuchtete Oberaufseher der Finanzen sagte, ist so gut ausgedacht, daß der große Apis selbst (mit aller Ehrfurcht, die ich ihm schuldig bin, gesprochen!) nichts Klügeres hätte sagen können.

„Aber, ob der sehr verehrliche Priester — welchem Anubis Weisheit und einen grauen Bart verleihen wolle! — diesem nackten Volke, wovon die Rede ist, nicht mit seiner bunten Leinewand ein Geschenk gemacht habe, dessen sie besser hätten entbehren mögen, ist eine andere Frage.

„Vermuthlich muß die Witterung in ihrem Lande sehr gelinde seyn, denn sonst würden sie wohl schon lange Mittel gefunden haben, sich zu decken, ohne auf den Zufall zu warten, der den ehrwürdigen Abulfauaris und seine Leinewand zu ihnen geführt hat. Und daß diese Leute, ihrer Nacktheit ungeachtet, keusch und unschuldig lebten, daran hätten wir vielleicht zweifeln mögen, eh' uns der sehr verehrliche Priester dessen selbst versichert hat; aber nun wär' es Ungebühr, ihm in einer Sache nicht zu glauben, wovon er ein Augenzeuge war.

Demnach ſehe ich nicht, was für einen Dienſt er dieſen Leuten geleiſtet zu haben meint.

„Ihre Nacktheit hatte (wie er ſelbſt geſteht) wenigſtens für ſie nichts Unſittliches; und mir ſcheint nichts natürlicher als dieß. Unſere griechiſchen Weiber laſſen ohne Bedenken ihr Geſicht, ihre Hände und einen Theil ihrer Arme nackend ſehen, ohne darum unweiſer zu ſeyn als eure Aegypterinnen, welche gleich beſchämt wären, ihr Geſicht oder ihren H** ſehen zu laſſen. — Dieſe Wilden, deren Blöſe dem ſehr verehrlichen Prieſter ſo anſtößig war, ſind vermuthlich am ganzen Leibe Geſicht. Die Gewohnheit hat gemacht, daß der Anblick einer vollſtändigen unbekleideten Figur ihnen nicht mehr zu ſchaffen macht, als dem Griechen der Anblick eines alltäglichen Geſichtes; und auf die Gewohnheit kommt in ſolchen Dingen Alles an.

„Abulfauaris hat alſo (wenn es erlaubt iſt, nach Menſchenweiſe von dieſer Sache zu reden) dieſen guten Leuten, deren Freund er übrigens iſt, einen Dienſt gethan, der ihnen zu nichts dient. — Aber, daß dieſer Liebesdienſt, gegen die Abſicht Sr. Hochwürden, die unglücklichſten Folgen für die Unſchuld ihrer Sitten haben könnte, ſcheint mir mehr als eine bloſe Beſorgniß zu ſeyn. Ich will es der Zeit überlaſſen, mich hierüber zu rechtfertigen. Es geziemt mir nicht, hier vor Ihrer Majeſtät und vor einem Prieſter der Iſis den Weisſager zu machen. Aber, um nur von dem, was ſchon geſchehen iſt, zu reden, — iſt es nicht ſchon weit genug gekommen, da ſich dieſe guten Leute ihrer eigenen Geſtalt zu ſchämen angefangen haben? Was werden die Folgen davon ſeyn? Und wie hat es der Scharfſinnigkeit des weiſen Abulfauaris entgehen können, daß er von dem Augenblick an, da er ihren Weibern und Töchtern ſeine Röcke und

Mäntelchen austheilte, Eitelkeit, Begierde, ſich herauszuputzen, Eiferſucht, Mißgunſt und Zwietracht zwiſchen ältern und jüngern Schweſtern, Töchtern und Müttern ausgeſäet hat?

„Ich will glauben, daß es ihm ſelbſt in gewiſſer Betrachtung bequemer geweſen ſeyn mag, dieſe Töchter der kunſtloſen Natur in Röcken und Mäntelchen vor ſich zu ſehen; aber —

Diagoras iſt ein Freidenker, wie ich höre, fiel der Prieſter mit einem gezwungenen Lächeln und einem ſanften Kopfwiegen ein, welche dem Griechen von keiner guten Vorbedeutung ſchienen.

Er hätte dieß bedenken ſollen, eh' er zu reden anfing.

Aber wie hätte auch ein Grieche und ein Philoſoph zu ſchweigen wiſſen ſollen, da er eine ſo ſchöne Gelegenheit zum Reden vor ſich ſah?

5.

Abulfauaris hat uns keinen geringen Dienſt gethan, ſagte der König Pſammuthis. Ich weiß nicht, wie die Unſchuld ſeiner Wilden ſich dabei befinden wird; aber die ägyptiſchen Manufacturen werden ſich ſehr wohl dabei befinden, und wir haben Goldſtaub vonnöthen.

Mit dieſen Worten winkte der König den Prieſter und Oberaufſeher der Finanzen in ſein Cabinet und ließ den Philoſophen ſtehen.

Dieſer verſtand den Wink. Er ging gerades Weges nach dem Hafen; und da er ein griechiſches Schiff dieſen Augenblick ſegelfertig fand, ſtieg er ein und fuhr mit gutem Winde nach Athen zurück.

6.

Die Röcke und Mäntelchen des Prieſters Abulfauaris kamen den armen Negern in der That theuer genug zu ſtehen. Ihre Unſchuld war das Erſte, was darüber verloren ging.

Sie hatten bisher nicht daran gedacht, daß etwas Unedles oder Unziemliches darin ſeyn könne, ſich ſelbſt gleich zu ſehen und ſich Andern in ſeiner eignen Geſtalt zu zeigen. Ihre Schönen (wofern die unſrigen anders erlauben wollen, für möglich zu halten, daß es unter Negern Schönen geben könne) hatten einen weit unſchuldigern Grund, warum ſie Alles ſehen ließen, als die Perſerinnen haben, Alles zu verbergen, oder die chriſtlichen Europäerinnen, ihren Buſen — oder ſo etwas Aehnliches, das ſie der Kunſt zu danken haben — mit Spinneweben zu bedecken.

Dieſer Gebrauch hatte bei ihnen noch einen andern ſittlichen Nutzen, welchen Abulfauaris nothwendig hätte bemerken müſſen, wenn das Vorurtheil ſehen könnte. Die Gewohnheit machte nämlich beide Geſchlechter in einem gewiſſen Grade gleichgültig gegen einander. Der Geſchlechtstrieb wurde bei ihnen ſchlafen gelegt, anſtatt daß er bei policirten Menſchen immer rege gemacht wird. Die Liebe war bei ihnen mehr das Werk des Herzens als der Sinne; aber ohne Liebe ſagte die Natur einem Manne ſelten mehr für ein Weib, als für ſeines Gleichen.

Seit dem fatalen Geſchenke des Prieſters Abulfauaris veränderten ſich ihre Sitten in dieſem Artikel zuſehends: und nachdem noch, zu allem Ueberfluß, die großmüthige Fürſorge des Oberaufſehers der Finanzen zu Memphis Anſtalten getroffen hatte, dieſe Neger für ihr Gold und Elfenbein mit allen Arten ägyptiſcher Manufacturen zu verſehen;

ſo verfeinerte ſich in kurzer Zeit ihre Lebensart ſo ſehr, daß Abulfauaris ſelbſt bei ſeiner Wiederkunft Mühe hatte, ſie zu erkennen. Die ſchwarzen Damen eiferten in die Wette, welche ſich am artigſten und glänzendſten herausputzen könne. Die neuen Reizungen, welche ſie aus den ägyptiſchen Fabriken entlehnten, gaben jetzt denen, womit die Natur ſie verſehen hatte, einen vorher unbekannten Werth. In Kurzem wurde die Sucht, ſich zu kleiden, ſo weit getrieben, daß die Natur unter den Auszierungen erlag. Es wurde unmöglich, zu errathen, was unter dieſer ſeltſamen Verkleidung verborgen ſeyn könne. Dieſes erweckte die Neugier und ſetzte die Einbildungskraft ins Spiel. Die Weiber wurden aus einem Gegenſtande der Liebe ein Gegenſtand des Vorwitzes. Mancher bildete ſich ein, bei einer andern Reizungen zu finden, die er bei der ſeinigen nicht fand — oder nicht achtete. Tauſend kleine Kunſtgriffe, deren ſich die Weiber bedienen lernten, um ihre natürlichen Reizungen zu erhöhen oder ihre Mängel unſichtbar zu machen, hintergingen das Auge oder die Einbildung und gaben zu tauſend kleinen Irrungen Anlaß, welche — deſto größere Folgen hatten. Eine vorher unbekannte Verderbniß ſchlich ſich unter Verehlichten und Ledigen ein. Die Weiber waren nicht mehr mit dem Schleier der öffentlichen Ehrbarkeit bedeckt. Sie lernten einen Unterſchied zwiſchen Keuſchheit und Sittſamkeit kennen, von dem ſie vorher keinen Begriff gehabt hatten. Die Männer auf ihrer Seite fingen an, ſich ein Geſchäft daraus zu machen, ihrer Unſchuld nachzuſtellen; und die Schönen, wiewohl ſie eine Art von Vertheidigungskunſt unter ſich einführten, welche wenigſtens dazu dienen konnte, den angreifenden Theil in Athem zu erhalten, ſahen doch gleich anfangs ihrer Niederlage ſo gewiß entgegen, daß

es unmöglich war, ſich durch ihre Gegenwehr abſchrecken zu laſſen.

Der weiſe Abulfauaris hatte alſo das Vergnügen, ſeine vermeinte Sittenverbeſſerung bei dieſem Volke durchgängig eingeführt zu ſehen; er fand aber zu gleicher Zeit, daß es nöthig ſeyn werde, nunmehr auch die Strafgeſetze der Aegypter gegen allerlei Laſter, mit deren Benennungen wir dieſes Blatt nicht beſudeln wollen, unter ihnen einzuführen.

Was das Sonderbarſte ſcheinen möchte, war die ſüße Selbſtzufriedenheit, mit welcher dieſer ehrliche Prieſter, nachdem er glücklich mit ſeinem ganzen Inſtitut zu Stande gekommen war, ſich zu Memphis einen zweiten Hermes, einen Geſetzgeber und Wohlthäter der Wilden nennen ließ, voll innerlichen Triumphes darüber, daß er ihnen (wenn uns dieſes Gleichniß erlaubt iſt) garſtige und unbekannte Krankheiten eingeimpft hatte, um das Vergnügen zu haben, ſie wieder davon befreien zu können.

Man glaubt, daß ihm gleichwohl in übellaunigen Augenblicken die Weisſagung des griechiſchen Philoſophen eingefallen ſey, und daß er bei Gelegenheit derſelben ſich nicht habe erwehren können, zu zweifeln: „ob er nicht vielleicht beſſer gethan hätte, die Neger zu laſſen, wie er ſie gefunden.“ Jedoch habe er ſich in dieſem Fall allemal mit einer Diſtinction beruhiget. — (Im Vorbeigehen, ein neues Beiſpiel, was für ein vortreffliches Specificum eine gute Diſtinction iſt, die Natur und die Empfindung in Fällen, die uns ſelbſt nicht gar zu nahe angehen, zum Schweigen zu bringen.) — „Wenn ihre Unſchuld nur von ihrer Nacktheit abhing (habe er geſagt), ſo hatte ſie nichts Verdienſtliches; ſo war es bloſer Mechanismus; ſo verdiente ſie den Namen der Tugend eben ſo wenig als die Keuſchheit eines frigidi

et maleficiati: — und ſo habe ich ein doppelt gutes Werk gethan; denn erſtens hab' ich ſie gelehrt, was Tugend iſt, und zweitens hab' ich ihnen Gelegenheit verſchafft, ſie auszuüben."

7.

Ob der Prieſter Abulfauaris Recht gehabt habe, ſich hinter dieſem ſubtilen Troſtgrunde vor den Vorwürfen ſicher zu halten, welche ihm ein Sachwalter der Unſchuld der armen Neger zu machen berechtigt war, iſt eine Frage, die der beſagte Anwalt, wenn er nicht ganz ungeſchickt wäre, ungefähr alſo auflöſen würde: —

„Die Frage: — Iſt es einem Volke beſſer, die Tugend auszuüben, ohne ſie und das Gegentheil von ihr zu kennen? — oder, iſt es dieſem Volke beſſer, mit den Reizungen zum Laſter bekannt gemacht zu werden, damit es die Tugend aus Wahl und Ueberzeugung ausüben lerne?

„Dieſe Frage, meine Herren, ſcheint mit der folgenden einerlei zu ſeyn: — Iſt es beſſer, geſund zu ſeyn, ohne zu wiſſen, daß man geſund iſt, und wie man es anfangen müßte, um krank zu werden, — oder ſich krank zu machen, damit man den Werth der Geſundheit deſto beſſer ſchätzen lerne?

„Geſundheit iſt der natürliche Zuſtand des phyſiſchen, Unſchuld der Sitten die Geſundheit des moraliſchen Menſchen, und Glückſeligkeit die gemeinſchaftliche Frucht von beiden.

„Laſſet dem unwiſſenden Glücklichen ſeine glückliche Unwiſſenheit! Laſſet ſie ihm, ſolang er ſie behalten kann; ſo lange, bis er in Gefahr iſt, durch dieſe Unwiſſenheit

unglücklich zu werden. Wozu hatten die Neger eure Röcke und Mäntelchen vonnöthen? Sie waren unschuldig und hätten es ohne die Geschenke des ehrwürdigen Priesters vielleicht noch lange bleiben mögen."

Vielleicht auch nicht! —

„Gut: so hätte er den Fall abwarten sollen. Wer wird einem Gesunden Arznei für eine Krankheit eingeben, die er nicht hat, in Hoffnung, daß sie ihre Wirkung thun werde, wenn er sie künftig einmal bekommen sollte?"

8.

Dem sey, wie ihm wolle, Abulfauaris stand zu Memphis in dem Ruhme eines sehr weisen Mannes, und der König Psammuthis erkannte sich ihm sehr dafür verbunden, daß er den Schwarzen eine Moral beigebracht hatte, die den ägyptischen Manufacturen so vortheilhaft war.

Die alten Leute unter den Negern dachten anders von der Sache. Sie verwünschten sein Andenken, weil sie glaubten, daß seine Moral den Sitten und der Glückseligkeit ihres Volkes verderblich gewesen sey.

„Sollten nicht beide Theile Recht gehabt haben? Psammuthis beurtheilte die Güte dieser Moral nach dem Nutzen, welchen sein Volk von ihr zog; die Neger beurtheilten sie nach dem Schaden, den sie dem ihrigen gethan hatte. Konnten beide Theile anders denken?"

Ja wohl! — Sie hätten nur denken dürfen, wie Abulfauaris, der einen ganz andern Maßstab des Guten und Bösen hatte und den Nutzen oder Schaden seiner Moral für bloße Zufälligkeiten ansah, welche, von dem erhabnen

[illegible] in seiner Einbildung stellte, be-
[illegible] wurden, daß ein Mann,
[illegible] nahm sie in Betrachtung zu
[illegible]

[illegible] Recht?" —

[illegible] wie ein Priester, Psammuthis
[illegible] Neger, wie ein alter Neger
[illegible]

[illegible] sagten seine Freunde.

[illegible] eine unweise Handlung rechtferti-
[illegible]

[illegible] ihren Streit zu entscheiden.

[illegible] nicht, weil er Recht
[illegible] Freunde waren.

[illegible] Vorwürfe, nicht, weil er Un-
[illegible] ihn tadeln wollten.

[illegible] einem Grunde könnten wir
[illegible] ihnen anmaßen?

[illegible] es aus irgend einem
[illegible] den Sieg zusprechen?

[illegible] gut: — gütiger Him-
[illegible] diese Weise gerecht-
[illegible]

[illegible] — [illegible] ein strenges
[illegible] über das
[illegible]

[illegible] Schach-Bahn [illegible]
einem [illegible] und [illegible]
[illegible] — [illegible]

plus difficile à décider ne s'étoit offerte à mon esprit, et je la laisse à resoudre à qui pourra.«

9.

Abulfauaris also — welcher, wie gesagt, zuweilen ein weiser Mann war und zu allen Zeiten es wenigstens zu seyn schien, auch (wie wir sehen) gute Absichten hatte, — bekam einige Zeit vor seiner Reise in die Geisterwelt (wie die Aegypter den Tod nannten) den Einfall, „die geheime Geschichte seines Lebens zu Papier zu bringen.“

Ein wunderlicher Einfall von einem Priester der Isis! wird man sagen. — Genug, er hatte ihn.

„Ich widme, sagt er, diese Bekenntnisse meinen geehrtesten Brüdern, den Priestern zu Memphis, Sais, On, Hubastos, Theben u. s. w., und unsern Nachfolgern. — Sie sollen unter den geheiligten Schriften im Tempel der Göttin zu Memphis aufbehalten und vor profanen Augen sorgfältig verwahrt werden. Meine Absicht ist, daß meine Fehltritte selbst durch die Lehren, welche sich Andere daraus ziehen können, wohlthätig werden und auf diese Weise das Uebel, das ich aus Irrthum oder Schwachheit gethan habe, so viel möglich vergüten sollen.“

Wir gestehen, daß diese Stelle uns eine Hochachtung für diesen alten Priester der Isis eingeflößt hat, deren Größe mit der Schönheit einer solchen Gesinnung und mit der Seltenheit derselben bei Personen seines Ordens in gehörigem Verhältniß steht.

Diese Hochachtung, mit dem billigen Anstande, Bekenntnisse, welche gewisser Maßen das Ansehen eines Testamentes

Abou, gegen ſeine ausdrückliche Verordnung der Gefahr, von profanen Augen geleſen zu werden, auszuſetzen; und die Bemerkung, daß er unter profanen Augen vermuthlich die Augen aller derjenigen gemeint habe, welche nicht in den Geheimniſſen der Iſis eingeweiht worden ſind; welches Vortheils, allem Anſehen nach, die wenigſten von unſern Leſern ſich werden rühmen können; — Alles dieß ſcheint uns die fromme Pflicht aufzulegen, dieſe Bekenntniſſe in der Dunkelheit, worin ſie bisher gelegen, mit der ehrwürdigen Mumie ihres ehemaligen Eigenthümers — wo ſie auch liegen mag — ungeſtört ruhen zu laſſen.

Und doch — wenn wir auf der andern Seite bedenken, daß der Prieſter Abulfauaris kein Recht hatte, uns, die wir über zweitauſend Jahre ſpäter in die Welt kamen, als er, eine Verbindlichkeit aufzulegen, wodurch wir einer höhern Pflicht genug zu thun verhindert werden;

Daß er auf keine Weiſe berechtigt war, die Vortheile ſeines warnenden Beiſpiels blos auf ſeine Ordensbrüder, die Iſis-Prieſter zu Memphis, einzuſchränken; und

Daß der Nutzen, welchen wir der Nachwelt durch die Bekanntmachung ſeiner Bekenntniſſe, ſoviel an uns iſt, verſchaffen, vermuthlich das einzige Mittel iſt, den Schaden, den ſeine Fehler und Verirrungen der Menſchheit zugefügt haben, einiger Maßen zu vergüten: ſo verſchwinden alle unſere Bedenklichkeiten wieder; und ſo übergeben wir denn — ohne Furcht, die pios manes des ehrlichen Prieſters Abulfauaris in ihrer Ruhe (die wir ihnen von Herzen gönnen) dadurch zu ſtören — dem geneigten Leſer — ſeine Bekenntniſſe.

Die Bekenntniſſe

des

Abulfanaris,

geweſenen Prieſters der Iſis in ihrem Tempel zu Memphis in Nieder-Aegypten.

Auf fünf Palmblättern von ihm ſelbſt geſchrieben.

Dergleichen Gedanken, ich bekenne es, — vielleicht zu meiner Schande — beunruhigten mich in den erſten Jahren meines Prieſterſtandes ſo oft, daß es mir Mühe koſtete, zu verhindern, daß ſie bei gewiſſen Veranlaſſungen nicht ſichtbar oder hörbar wurden. Zu andern Zeiten fand ich mich im Stande, es ſey nun aus Leichtſinn oder Stärke des Geiſtes, mir eben dieſe Gedanken als Dünſte und Wirkungen der Milzſucht ſehr leicht aus dem Sinne zu ſchlagen.

„Wenn es jemals möglich ſeyn wird (antwortete ich mir ſelbſt auf meine Bedenklichkeiten), daß der Pöbel über Dinge, welche nicht in die Sinne fallen, vernünftig denken lerne, ſo iſt doch gewiß, daß es nicht in Aegypten geſchehen wird; oder, wenn das ägyptiſche Volk jemals zu einem ſo hohen Grade der Aufklärung ſollte gelangen können, ſo iſt wenigſtens dieſes unleugbar, daß dermalen dazu noch keine Anſcheinungen vorhanden ſind.

„Die Religion der Aegypter, ſo anſtößig und widerſinnig ſie in den Augen eines Fremden ausſiehet, iſt mit dem Staate ſo zuſammengewachſen, daß ſeine Ruhe und Erhaltung an ihre Erhaltung gebunden iſt.

„Die Aegypter glauben eine beſondere Vorſehung und eine Beſtrafung begangener Uebelthaten nach dem Tode. Dieſe beiden Artikel ſind die wahren Grundpfeiler aller Sicherheit und ſittlichen Ordnung unter den Menſchen; denn von ihnen empfangen die Geſetze ihr Anſehen und ihre Furchtbarkeit. Selbſt der Aberglaube des ägyptiſchen Volkes dient dazu, die Wirkung jener großen Wahrheiten zu befördern. Wo ſie ſich hinwenden, fallen ihnen geheiligte Symbole des unſichtbaren Weſens in die Augen, vor deſſen Gegenwart und Aufſicht über ihre Handlungen ſie zittern ſollen. Je größer die Ehrfurcht iſt, welche ſie für dieſe

ſichtbaren Bilder der Gottheit fühlen; deſto kräftiger wirkt auf dieſe rohen Seelen die Wahrheit von der göttlichen Gegenwart, welche ſie ſich auf eine andere Art vorzuſtellen unfähig ſind; deſto heilſamer für die Geſellſchaft wird die Scheu, unter den Augen ſo vieler Gottheiten Böſes zu begehen.

„Dem Volke reinere Begriffe zu geben, iſt, wenigſtens in den gegenwärtigen Umſtänden, unmöglich; und ihm diejenigen zu benehmen, die es hat, ohne mit der vollkommenſten Gewißheit überzeugt zu ſeyn, daß es ohne ſie nicht ſchlimmer werden wird, als es mit ihnen iſt, — welcher Gefahr würde durch eine ſo gewagte Verbeſſerung das ganze Syſtem der Staatsverfaſſung ausgeſetzt!

„Wenn es alſo Betrug iſt, Wahrheiten vor dem Pöbel zu verbergen, deren Glanz er nicht ertragen könnte: ſo iſt es ein heilſamer, ein nothwendiger Betrug; und eben dadurch hört die Sache auf, dieſen Namen zu verdienen.

„Nein, Abulfauaris, du haſt keine Urſache, dich nur einen Augenblick des Ordens zu ſchämen, dem die ehrwürdigſten Geſchäfte des Staates, die Erhaltung ſeiner Grundfeſte und ſeines großen Triebrades, die Sorge für die Religion und der öffentliche Gottesdienſt anvertrauet ſind;

„Des Ordens, welchem die Aegypter Alles, was ſie ſo weit über die Barbaren, die den Erdboden bedecken, erhebt, ihre Verfaſſung, Geſetze und Künſte ſchuldig ſind;

„Dem ſie es zu danken haben, daß die königliche Gewalt, — welche zur Erhaltung der Einheit im Staate nothwendig und die Seele iſt, durch deren Ausbreitung und Einfluß aus den Gliedern ein wahres fortdauerndes und lebendiges Ganzes wird, aber eben deßwegen ſo leicht und ſo gern ihre Gewalt mißbraucht, — daß ſie in Schranken eingeſchloſſen bleibt, durch

Verfassung des Lasters nach dem Tode, der Unzulänglichkeit seiner Gesetze zu Hülfe zu kommen. Er fügte hinzu: Alles, was er an den Aegyptern hätte thun können, sey nur ein roher Entwurf, der von uns, seinen Nachfolgern, ausgearbeitet und polirt werden müsse, welches nicht anders als nach und nach geschehen könne. Ueberdieß seyen alle Gesetze ihrer Natur nach der Veränderung unterworfen, und eine jede Verfassung habe von Zeit zu Zeit nöthig, ausgebessert und mit neuen Federn versehen zu werden. Er überlasse uns deßwegen —

Doch wozu sage ich euch diese Dinge, die euch so gut bekannt sind als mir? — Vergebet, meine Brüder, einem alten Manne, der seinen Vorstellungen nicht mehr so gebieten kann, wie vormals — Ich komme zur Sache.

Die älteste Religion der Aegypter war also, wie gesagt, sehr einfach.

Die Aufnahme der Heroen unseres Volkes unter die Gottheiten legte den ersten Grund zu ihrer Erweiterung, und die Hieroglyphen gaben in der Folge Gelegenheit, die Zahl der heiligen Dinge beinahe ins Unendliche zu vermehren.

Niemals ist vielleicht ein abergläubischeres Volk und ein Land, dessen ganze Beschaffenheit seine Bewohner mehr zu dieser Gemüthskrankheit aufgelegt machte, gewesen, als das unsrige. Aegypten ist in der That das Land der Wunder; und selbst ein Fremder, der zu uns kommt, fühlt beim Anblick so vieler Seltenheiten der Natur und der Kunst, so vieler geheimnißvoller Denkmäler eines die Geburt aller anderen Völker übersteigenden Alterthums, sich geneigt zu glauben, daß unser Land ehemals eine Wohnung der Götter gewesen sey.

Die Einwohner eines ſolchen Landes müſſen na
Weiſe mehr Anlage als andere haben, aus dem D
Götter die Hauptangelegenheit ihres Lebens zu n
zumal wenn ſie überhaupt zur Melancholie geneigt ſin
ihre ganze Verfaſſung, anſtatt dieſen Naturfehler zu
ſern, ihm vielmehr alle mögliche Nahrung gibt. De
ſollte ein Volk nicht ſchwermüthig ſeyn, welchem
einem ſpitzfindigen Begriff von religiöſer Politik
unterſagt haben? — welches ſogar bei ſeinen ſtr
und geſelligen Ergetzungen die Gegenwart einer Mum
nöthen hat, um ſich zur Freude aufzumuntern? — 1
welchem die Könige ſelbſt den gröſsten Theil ihres
damit zubringen, ſich ihr Grabmal zu bauen? 1
Volk iſt dazu gemacht, in einer Religion, die zu l
keit ſeiner Gemüthsart paſst, zu gleicher Zeit eine
ſeines Trübſinns und ein Hülfsmittel gegen das l
desſelben zu ſuchen.

Der ausſchweifendſte Aberglaube ſcheint ein Be
der Aegypter zu ſeyn. Sie glauben nicht Götter genu
zu können. Jede Stadt, jede Zeit, jede Handlun
Perſon hat ihre eigenen. Die alltäglichſten Erſcheinu
der Natur werden zu Zeichen und Vorbedeutungen, die
lichſten Uebel zu beſondern Strafgerichten gemacht. Ein
bedeutender Zufall, ein alberner Traum iſt hinlänglich, di
ſolcher Unglücklichen zu ſtören. Sie bringen die eine
ihres Lebens damit zu, die Götter zu fragen, was ſ
ſollen, und die andere, ihnen abzubitten, was ſie gethan

Wie konnt' es anders ſeyn, als daſs ein ſolch
mehr Prieſter haben mußte, als irgend ein anderes in der
Es mußte ihrer ſchon eine unmäßige Anzahl haben, 1
jedem Gott ſeinen Prieſter zu geben. Der urſpri

priesterliche Stamm reichte nicht zu, die ägyptische Frömmigkeit nach Nothdurft zu bedienen. Nach und nach entstand daher eine Art von Mittelorden zwischen den Priestern und dem Volke; Leute, welche anfangs keine andere Ansprüche machten, als den Priestern in ihren Verrichtungen und den Aegyptern zu ihren häuslichen Andachten behülflich zu seyn. Sie wurden geduldet, weil man nicht vorher sah, was so leicht vorher zu sehen war. Aber unvermerkt wußten sie so viel Ansehen bei dem Volke zu erschleichen, daß es bereits unmöglich gewesen wäre, sie wieder los zu werden, als man zu merken anfing, wie nachtheilig ihr Daseyn, ihre Vermehrung und ihre Bemühungen der alten Verfassung wurden. Die Liebe zum Müßiggang und die Bequemlichkeit, sich auf Anderer Unkosten füttern zu lassen, überschwemmten das Land mit diesen Mittelding, deren unermüdete Beschäftigung war, den Pöbel, wie eine Spinne ihren Raub, mit ihrem Hirngespinnste zu umwickeln und ihn immer tiefer in einen Aberglauben zu versenken, ohne den sie sich hätten gefallen lassen müssen, zu graben oder zu verhungern. Endlich fanden sie Mittel, sich auch zu den Großen den Zugang zu öffnen oder, richtiger zu reden, eine Menge Zugänge; denn diesen Leuten gilt Alles gleich, Thüren, Fenster, Spalten und Katzenlöcher, — wenn sie nur hineinkommen. Und da sie es einmal so weit gebracht hatten, wie hoch stieg nun in Kurzem ihr Uebermuth! Wir selbst mußten uns vor ihren geheimen Ränken fürchten; noch glücklich genug, dem ehrwürdigen Charakter unseres Standes und einem in dem geheiligten Dunkel der Götterzeiten sich verlierenden Alterthum ein wankendes Ansehen zu verdanken, dessen tägliche Abnahme wir heimlich beseufzen, ohne den Muth zu haben, das immer weiter fressende Uebel in der Wurzel anzugreifen.

Und nun, meine Brüder, hab' ich euch den Grund gesagt, warum für den Verstand der armen Aegypter nichts zu hoffen ist. Die große Isis möge ihnen gnädig seyn! Aber in diesem Leben werden sie niemals einsehen lernen, daß eine Bücherzwiebel — eine Meerzwiebel ist.

Drittes Fälmblatt.

Eben dieselbe Politik, meine Brüder, welche euch gegen den Aberglauben und den vorbesagten Mittelsdingen, seinen eifrigen Verfechtern, öffentlich den Krieg anzukündigen, — hielt auch mich zurück. Ich glaubte weislich daran zu thun; aber, seitdem ich die Handlungen meines Lebens in einem reinern Lichte sehe, zweifle ich sehr, ob ich recht daran gethan habe.

Wer soll sich der Wahrheit annehmen, wer soll ihre unverjährlichen Rechte wieder herstellen, wenn wir's nicht wagen dürfen? wir, denen der Staat die Sorge für das, was ihm das Angelegenste ist, die Bewahrung der Gesetze und der Religion, von welcher jene ihr Ansehen und ihre Verbindlichkeit empfangen, anvertraut hat!

Welche Betrachtung, welches Interesse ist wichtig genug, diese große Pflicht zu überwiegen?

Ich ermahne euch, meine f
Sache nach ihrer Wichtigkeit in U ang
euch die nagenden Vorwürfe zu erspar die
Stunden meines Lebens vergiften.

Doch ich besorge sehr, das, was ich
Artikel vorzuwerfen habe, werde in Vergleic
andern Schuld, deren ich mich selbst vor euch an

nur eine Kleinigkeit scheinen. — Ich gestehe es, mein Stolz leidet unaussprechlich unter dem Bekenntnisse, welches ich im Begriff bin abzulegen! — Möchte dieß, große Isis, für eine Genugthuung vor dem strengen Gericht angesehen werden, vor welchem meine Seele bald erscheinen wird!

Ihr erschrecket, ehrwürdige Priester der Königin der Götter? — Ihr begreifet nicht, was dieser Abulfauaris, dessen untadeliges Leben Anderen zum Beispiel vorgehalten wurde, dieser Abulfauaris, der sich durch die Ausbreitung unseres Gottesdienstes und unserer Herrschaft über eine africanische Völkerschaft, welche unserm großen Sesostris selbst unbekannt geblieben war, ein beneidenswürdiges Verdienst um das ägyptische Reich erworben hatte, — begangen haben könne, das dem Glanz seines ruhmvollen Lebens verdunkeln sollte?

Ach, meine Brüder! (wenn ich anders noch würdig bin, euch so zu nennen) eben dieß, was mir von der Welt, von unserem Hofe, von unserem geheiligten Orden selbst so viele Lobsprüche und Belohnungen zuzog, eben dieß, was der Stolz meines Lebens seyn sollte, — ist das, was meine alten Wangen mit Schamröthe überzieht, und wovon ich das Andenken aus meiner Seele vertilgen zu können wünschte, — wenn das innerliche Gefühl, daß diese Strafe das Wenigste ist, was ich verdiene, einen solchen Wunsch nicht zu einem neuen Verbrechen machte!

Höret denn meine reuvollen Bekenntnisse; — und möge mein Beispiel den Besten unter euch erzittern und einen Jeden behutsam machen, die geheimen Triebfedern seiner Handlungen als Feinde zu beobachten, die in seinem Busen auf seine Unschuld lauern. Ein weises Mißtrauen in uns selbst ist die sicherste Brustwehr der Tugend, sagt Hermes. Warum mußt' ich in der Sicherheit einer

vierzigjährigen Tugend dieſen goldnen Spruch aus den Augen verlieren!

Ich will euch von der Geſchichte meiner Reiſe zu den Negern dasjenige nicht wiederholen, was aller Welt bekannt geworden iſt. Die geheimen Umſtände dieſer Hauptepoche meines Lebens ſind es, was meinem ganzen Betragen ſein wahres Licht gibt; und nur von dieſen wird hier die Rede ſeyn.

Ihr wiſſet, denke ich, meine Brüder, daß dieſe Neger, zu jener Zeit, da ihr Unſtern mich zu ihnen führte, ein freies, unſchuldiges und in ſeiner Unwiſſenheit künſtlicher Bedürfniſſe glückliches Volk war.

Ihr wiſſet nicht minder, daß ſie gegenwärtig auf ägyptiſche Weiſe policirt, mit unſern Sitten und Laſtern angeſteckt und der willkürlichen Gewalt unſerer Könige oder vielmehr der Raubſucht und dem Uebermuth ihrer Höflinge unterworfen und unter dieſem Joche vielleicht das unglücklichſte Volk unter der Sonne ſind.

Und wenn nun der Geiz, der Stolz und die Ueppigkeit des Prieſters Abulfauaris die wahren Urſachen dieſer für die armen Neger ſo unglücklichen Veränderung geweſen wären, — würde er nicht Urſache haben, das vermeinte Verdienſt, welches ihm die ehrenvollen Namen eines Lehrers und Geſetzgebers dieſes Volks erworben hat, für die ſchwärzeſte That ſeines Lebens zu halten?

Und gerade ſo, meine Freunde, verhält ſich die Sache!

Der Umſtand, der mich in den Stand ſetzte, der Blöſe der ehrlichen Neger zu Hülfe zu kommen, war nicht ſo ſehr zufällig, als ich es dem Könige vorgab. Ich hatte gute Nachrichten von den Reichthümern, welche bei dieſen Wilden zu holen wären; und, ohne den Gewinn ſo genau auszurechnen, wie der Oberaufſeher der Finanzen, wußte ich doch ſehr wohl, daß

ich bei der Vertauschung meiner Leinewand gegen ihren Goldstaub nichts verlieren würde.

Ich gestehe, daß ich noch an keinen förmlichen Plan, dieses Volk zu policiren gedacht hatte, da ich zu ihnen kam. Die ungemeine Leutseligkeit ihrer Sitten, ihre Gutherzigkeit und eine gewisse Lenksamkeit, die ich an ihnen wahrnahm, — kurz, alle die Eigenschaften, welche dieses Volk liebenswürdig machten und mir hätten beweisen sollen, daß es unserer Sitten nicht vonnöthen habe, — waren es, was mir den ersten Gedanken gab, wie leicht es seyn würde, die Krone von Aegypten mit diesem Kleinod zu bereichern.

Dieser Gedanke arbeitete einige Zeit in meinem Kopfe, ohne daß ich mit mir selbst einig werden konnte, was ich aus ihm machen sollte.

Die Gewohnheit, ein Volk ohne Kleider, ohne Künste, ohne Polizei für elend zu halten; das Vergnügen, welches sie über die Röcke und Mäntelchen bezeigten, womit ich sie für ihren Goldstaub beschenkte, ohne daß ich ihn für einen Ersatz meiner gemalten Leinewand zu halten schien; die Vorstellung, wie glücklich ich sie erst durch Mittheilung der übrigen Producte unserer Künste machen könnte: — Alles dieß wirkte auf einer Seite ziemlich stark auf meine Einbildung.

Auf der andern Seite stellte mir der gute Genius der armen Neger alles vor, was mich von dem Gedanken, ihnen ein so fatales Geschenk zu machen, abschrecken konnte; — ihre Unschuld, ihre Zufriedenheit mit ihrem Zustande, die Gefahr oder vielmehr die unvermeidliche Nothwendigkeit, ihnen mit unseren Bedürfnissen auch unsere Leidenschaften und mit beiden unsere Laster mitzutheilen, endlich die nur allzu gerechte Besorgniß, wie unglücklich sie durch den Mißbrauch der Gewalt werden könnten, deren die Aegypter, unter dem Scheine

der Freundſchaft, ſich ohne Zweifel über ſie anmaßen würden. Die Natur hat mir ein empfindſames Herz gegeben, meine Brüder; ich erſchrak vor den Folgen meines erſten flüchtigen Entwurfs; und ſo ſehr mich auf der andern Seite der Ruhm eines neuen Hermes reizte, den ich mir an dieſem Volke verdienen konnte, ſo glaube ich doch, daß ihr guter Genius endlich die Oberhand gewonnen haben möchte, wenn nicht eine Leidenſchaft — welche gewohnt iſt, den Sieg davon zu tragen, wie ſchwer es ihr auch gemacht wird — den Ausſchlag wider ihn gegeben hätte.

Ihr werdet erſtaunen, — ſo wenig hättet ihr eine ſolche Schwachheit von der ſtrengen Weisheit des Abulfauaris vermuthen können — wenn ich euch ſage, daß es die Liebe oder, richtiger zu reden, die Leidenſchaft war, welcher man mit dieſem ſchönen Namen das Auffallende benehmen will, das ſie für jedes ehrliebende Gemüth hätte, wenn man ſie mit ihrem rechten Namen nennte.

Ich war entweder von Natur wenig zur Zärtlichkeit geneigt, oder die prieſterliche Erziehung in den Vorhöfen des Tempels hatte den Samen dieſer vermeinten Schwachheit — welche in der That der Tugend günſtiger iſt, als man gemeiniglich glaubt — in meinem Herzen erſtickt. Aber den ſinnlichen Trieb konnte dieſe Erziehung nicht erſticken; und ſo gut ich — Dank ſey meinen Anführern in der Sittenlehre! — dieſes unheilige Feuer zu verbergen wußte, ſo brannte es darum nicht weniger in meinem Inwendigen. Gleichwohl hatte ich mir über dieſen Punkt noch keinen ſonderlichen Vorwurf zu machen; und wo hätte ich wohl weniger vermuthen ſollen, eine Klippe zu finden, an welcher meine Tugend ſcheitern würde, als unter dieſen Negern?

Viertes Palmblatt.

Ich befand mich damals noch in dem Alter, wurin die Flamme, von der ich eben gesprochen habe, zumal wenn sie durch Mäßigkeit unterhalten worden ist, bei einem starken Temperament von ihrer Gewalt noch wenig verloren hat.

Der Eindruck, den so viele schöne Gestalten — denn das waren die meisten — ihrer Farbe ungeachtet auf meine Sinne machten, setzte meine Einbildungskraft in die Stimmung, worin sie seyn muß, um von einem besonderen Gegenstande lebhaft gerührt zu werden. In einer solchen Stimmung erblickte ich die schöne Mazulipa, die Frau eines Mannes, der in vorzüglichem Ansehen unter diesen Schwarzen stand; und der erste Anblick wirkte stark genug, daß ich in weniger als vier- und zwanzig Stunden so gänzlich vergiftet war, als ob die syrische Göttin beschlossen hätte, mich zu einem Beispiel der furchtbarsten Ausbrüche ihres Zornes zu machen.

Ich könnte euch keine Schilderung von dieser schuldlosen Verführerin machen, — denn sie hatte wohl gewiß keinen Gedanken, mich zu verführen — ohne eure Einbildungskraft in Gefahr zu setzen. Die meinige — ich gestehe euch meine ganze Schwachheit — stellt mir noch in diesem Augenblick ein so warmes Gemälde von diesem reizenden Weibe vor, daß ich, wider meinen Willen, unfähig bin, an ihren Genuß ohne Entzücken zu denken.

Ich war kein Neuling, der sich selbst über den Zustand seines Herzens hätte betrügen können; ich wußte im ersten Augenblicke so gut, wohin diese Leidenschaft zielte, und dachte so wenig daran, mich über ihre Absichten zu betrügen, daß ich vielmehr, von besagtem Augenblick an, keine Macht hatte, auf etwas Anderes zu denken, als auf Erfindung eines

ſchicklichen Mittels, ſie ohne Gefahr meines Charakters befriedigen zu können.

Und in eben dieſem Augenblick war es auf einmal beſchloſſen: daß die Neger policirt werden ſollten.

In der erſten ſchlafloſen Nacht war mein Plan fertig. Unſere Polizei iſt auf unſere Religion gebaut; und ſo ſollte es auch bei meinen Negern ſeyn. Nichts war mir jetzt leichter, als auf alle die Einwürfe zu antworten, welche mir der gute Dämon dieſer Unglücklichen gegen mein Vorhaben gemacht hatte. — „Es war, zum Beiſpiel, keine nothwendige Folge, daß ſie mit unſern Sitten auch unſere Laſter annehmen mußten. Man konnte dieſer Gefahr durch verſchiedene Mittel zuvorkommen; und wenn alle andere fehlen ſollten, waren nicht die Myſterien der Iſis ein unfehlbares Gegengift gegen alle ſittliche Verderbniß? das ſtärkſte Beförderungsmittel der Tugend und eines untadelhaften Lebens?“

Die Myſterien! — Dieſe Vorſtellung fiel ſtark auf mein Gemüth. Werdet ihr glauben können, meine Brüder, daß der Gedanke an dieſe Geheimniſſe — an welche keine Seele, die des Anſchauens des geheiligten Sinnbildes der göttlichen Natur gewürdiget worden iſt, ohne Schaudern denken ſoll — meiner durch die Wuth der Leidenſchaft begeiſterten Phantaſie den Stoff zu dem ſchändlichſten Entwurfe darbot, der jemals den Buſen eines Menſchen beſudelt hat?

Aber denket nicht, daß ich, wie elend auch in dieſen Augenblicken der Zuſtand meines Gehirnes war, fähig geweſen ſey, eine ſo ſchreckliche Entheiligung des Ehrwürdigſten, was unſere Religion hat, nur einen Augenblick ohne den lebhafteſten Abſcheu zu denken! Nein, meine Brüder! Mit Entſetzen vor mir ſelbſt verwarf ich die ſcheußliche Eingebung des unreinen Dämons und faßte ſo heldenmüthige Entſchließungen,

daß ich Ursache zu haben glaubte, einen vollständigen Sieg über ihn davon getragen zu haben.

Aber, ach! wer kennt, eh' ihn seine eigene Erfahrung belehrt hat, alle die geheimen Winkel des Herzens, in deren sichern Hinterhalte die versteckte Leidenschaft, indessen wir von Triumphen träumen, auf Gelegenheiten lauert, uns ungewarnt und unbewaffnet mit verdoppelter Wuth zu überfallen?

Sicher auf die Stärke meiner Entschlossenheit, glaubte ich nun, ohne das mindeste Bedenken an dem großen Entwurfe der Umgestaltung meiner Neger arbeiten zu können. Die Leichtigkeit, womit sie über ihre Nacktheit zu erröthen gelernt hatten, überredete mich, daß ich eben so wenig Schwierigkeiten finden würde, sie auch in den übrigen Stücken nach meinem Plan umzubilden.

Ich machte den Anfang mit dem Unterricht in unserer Religion. — Warum that ich das? — Weil ich mir dadurch den Weg bahnte, die Mysterien bei ihnen einzuführen; meine Lieblingsidee, welche ich, nach meinem Sinne, nicht bald genug ins Werk setzen konnte. — Und woher dieser ungeduldige Eifer, da ich doch so fest entschlossen war, keinen Mißbrauch zum Vortheil meiner Leidenschaft davon zu machen? — Was soll ich euch sagen? Ich hatte das Beispiel des dreimal großen Hermes vor mir; und ich glaubte, die Unschuld meiner Neger, wofern sie ja von der Ansteckung unserer Sitten etwas zu besorgen hätte, durch die Initiation am besten zu verwahren.

Der geheime Beweggrund, der den übrigen seine ganze Stärke mittheilte, lag tief in meinem Busen; aber ich unterschied ihn nicht — oder wollte ihn nicht sehen.

Ich war inzwischen nach Aegypten zurück gegangen, um dem Könige von meiner Unternehmung Nachricht zu geben,

und den Plan, nach welchem ich arbeiten wollte, um dem Reiche die Vortheile derselben zuzuwenden, mit ihm abzureden. Das Bild der wollustathmenden Mazulipa hatte mich dahin begleitet; es stand allenthalben vor mir; es beunruhigte — darf ich es sagen? es beglückte zuweilen meine Träume. Meine Leidenschaft stieg auf einen Grad, der alle meine Entschlossenheit wankend machte. Aber der gute Vorsatz, dieses betrügliche Einschläferungsmittel, behielt allezeit den Sieg.

Und doch wünscht' ich mir Flügel, um desto schneller zu den Negern zurückkehren zu können. — Mazulipa war unter ihnen!

Ich Unglücklicher! Ihr glaubtet, daß es ein heiliger Eifer sey, der mich so ungeduldig mache, zu meinem erhabenen Geschäfte zurückzukehren — und ich ließ euch in eurem Irrthum!

Fünftes Palmblatt.

Ich war nun wieder angekommen und beschloß — denn ich fühlte die Nothwendigkeit davon — der Tugend ein großes Opfer zu bringen, indem ich mir dasjenige, wornach mich so heftig verlangte, und was meine Reise bis zum Wunder beschleunigt hatte, den Anblick der reizenden Mazulipa, versagen wollte. — Desto eifriger wurde an dem Tempel der Isis und den Zubereitungen desselben zu Begehung der Mysterien gearbeitet.

Es war nicht lange möglich, die schöne Mazulipa zu meiden, ohne mich der Gefahr, daß man einen geheimen Beweggrund eines so wenig natürlichen Betragens suchen würde, auszusetzen. Ihr Mann war nach der neuen Einrichtung — so wie er's auch vorher schon gewesen war — einer der Obersten

des Volkes; und die junge Dame brannte vor Begierde, den Unterricht zu empfangen, der sie fähig machen sollte, zu den Geheimnissen der Isis zugelassen zu werden. Wenig träumte ihr davon, daß sie Ursache haben könnte, bei einer Feierlichkeit für ihre Unschuld zu zittern, wovon sie sich nach dem, was ihr davon zu sagen erlaubt war, einen Vorschmack der Wonne der Unsterblichen versprach.

Die Mysterien waren nun der tägliche Inhalt unserer Unterredungen. Die Rolle, die ich dabei zu spielen hatte, war keine von den leichten. Ich mußte mich, mit einer äußerst mühsamen Gewalt über mich selbst, in Acht nehmen, ihr meine Leidenschaft zu verrathen, und von den Mysterien durft' ich ihr nicht mehr sagen, als was alle Ungeweihte wissen dürfen.

In der Verlegenheit, womit ich sie unterhalten sollte, kam ich einsmals, aus Veranlassung unsers gewöhnlichen Gegenstandes, auf die Beispiele, die wir in den ältesten Geschichten von einer besondern Liebe gewisser Götter zu gewissen Sterblichen finden. Ich bemühte mich, ihr geläuterte und erhabene Begriffe davon zu geben; aber das war mehr, als die Unvollkommenheit ihrer Sprache zuließ. Ich mußte, wenn ich ihr nur einigen Begriff von der Sache geben wollte, sinnliche Bilder dazu nehmen; und, ohne einen ausdrücklichen Vorsatz, wurde mein Gemälde, so behutsam ich auch die Farben wählte, lebhaft genug, um ihre Einbildungskraft zu erhitzen. Ich brach ab, sobald ich es gewahr wurde; aber die Eindrücke, mit denen ich sie verließ, arbeiteten so kräftig in der meinigen, daß ich, mit aller möglichen Mühe, gewisse sich aufdringende Bilder nicht abzuhalten vermochte.

Die furchtbare — und gewünschte Nacht der kleinern Mysterien kam nun immer näher, und die Erwartung der

ſchönen und gefühlvollen Mazulipa ſchien außerordentlich geſpannt zu ſeyn. Schon des Abends zuvor hatte ſie mich durch die unerwartete Frage in Erſtaunen geſetzt: ob ich glaubte, daß ſie unſchuldig genug ſey, einem Gott liebenswürdig zu ſcheinen? — Denn ſie hatte von mir gehört, daß die Unſchuld des Herzens eine von den Eigenſchaften ſey, wodurch wir den Göttern wohlgefällig würden. Ich hatte den Muth, ihr mit einem ernſthaften Tone zu antworten, daß man ſich außerordentliche Dinge nicht wünſchen müſſe; aber zu gleicher Zeit war ich ſchwach genug, hinzuzuſetzen: daß man ſie auch nicht fürchten, ſondern ſich der Willkür der Götter lediglich überlaſſen müſſe. — Ich würde mir ſelbſt Unrecht thun, meine Brüder, wenn ich ſagte, daß ich mir der Abſicht, welche mich ſo reden machte, deutlich bewußt geweſen ſey; aber ich mußte doch fühlen, daß ich eine Abſicht hatte, und ich getraute mir nicht, ſie aus meinem Buſen hervorzuziehen.

Die ſchwärzeſte der Nächte war nun gekommen — meine eiskalte Hand zitterte, da ich fortfahren will — vergebens würde ich mich bemühen, euch die Wuth des innerlichen Kampfes zu beſchreiben, der ſich endlich mit der Niederlage meiner Tugend endigte.

Die unſchuldige und fanatiſche Mazulipa betrat den finſtern unterirdiſchen Gang, durch deſſen myſtiſche Krümmungen die Initianden wandeln müſſen. Der Boden erbebte unter ihren Füßen; tauſend fremde ungewöhnliche Töne drangen in ihre Ohren; tauſend eben ſo ſeltſame Geſtalten, von plötzlich wieder verſchwindenden Blitzen ſichtbar gemacht, ſchlüpften wie Schatten vor ihren Augen vorbei: als in einem ſolchen Blitze — der Gott Anubis ihr erſchien, und die bethörte Unſchuld, welche vor Furcht und Erwartung athemlos Alles zu

leiden bereit war, die Beute des sacrilegischen Betrugs wurde.

Ich würde nicht zu entschuldigen seyn, meine Brüder, wenn ich eure schon genug beleidigten Augen — durch eine unschändliche Erzählung aller der Kunstgriffe, welche der betrügerische Anubis anwandte, um seine Rolle öfters und mit mehr Bequemlichkeit spielen zu können — länger verunreinigen wollte.

Es ist sehr unglücklich für mich, aber es ist doch zugleich das Einzige, was mir bei der qualvollen Erinnerung an diesen häßlichen Auftritt meines Lebens einigen Trost anbeut, — daß ich mich dazu bestimmt ansehe, euch durch meine Erfahrung zu belehren: „daß Personen unseres Standes mehr als alle andre Classen von Menschen Ursache haben, ihr Herz zu bewahren; — und daß eben darum die reinste und erhabenste Tugend von uns gefordert werde, weil wir vor allen andern Sterblichen den unseligen Vortheil haben, unsre unlautern Absichten, unsre Laster und Verbrechen selbst unter dem ehrwürdigen Schleier der Religion den Augen der Welt zu entziehen; oder, um Alles mit Wenigem zu sagen, weil das Heiligste und Beste, was die Alles regierende Vorsicht dem menschlichen Geschlecht gegeben hat, in unsern Händen zum Werkzeuge der sittlichen Verderbniß, der Unterdrückung und des allgemeinen Elends werden kann."

Unsere Heuchelei, es ist wahr, verschont die Welt mit öffentlichem Aergerniß, und der Bösewicht von innen erbauet öfters von außen durch den Schein der vollkommensten Tugend. Aber wie theuer muß die menschliche Gesellschaft diesen zufälligen und wenig bedeutenden Vortheil bezahlen! Der Heuchler schadet ihr auf eben dieselbe Weise wie ein still wirkendes Gift, dessen Zerstörungen nicht sogleich in die Sinne

fallen. Er arbeitet deſto ſicherer, weil er im Dunkeln arbeitet; er kann ungeſtört ſeinen ſchändlichen Plan vollführen; und man denkt ſo wenig daran, ſeinen Abſichten zu widerſtehen, daß man ihm vielmehr die Mittel, ſie auszuführen, freiwillig in die Hände gibt. Ungeſtraft mißbraucht er die unſchuldigſte unter allen Schwachheiten der menſchlichen Natur, um die leichtgläubige Redlichkeit zum Opfer ſeiner Leidenſchaften zu machen, indem ſie ſich den höhern Weſen, von denen ſie das Glück oder Unglück ihres Daſeyns erwartet, aufgeopfert zu haben glaubt.

„Zittert, meine Brüder, vor allem dem Böſen, das ein Prieſter thun kann!

„Und o! möchte Abulfauaris unter allen ſeines Ordens der Einzige ſeyn, der ſolche Bekenntniſſe zu machen hat!“

Ueber die Behauptung,

daß

ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung nachtheilig sey.

1 7 7 0.

1.

„Das menschliche Herz ist in immerwährender Unruhe; nichts unterm Monde kann ihm Genüge thun; es ist ein unersättlicher Abgrund; seine Begierden gehen ins Unendliche, u. s. f.“

Von wie vielen sinnreichen und beredten Leuten unter Alten und Neuern, wie oft und auf wie vielerlei Art ist dieß nicht gesagt worden! — und wer hat es besser gesagt, als Pascal?

Es gibt wenige gelehrte Gemeinplätze (wenn uns erlaubt ist, das, was man locos communes nennt, durch dieses Wort im Deutschen zu bezeichnen), welche, ungeachtet der große Haufe der Gelehrten sich schon so viele Jahrhunderte darauf herumgetummelt hat, so erschöpft, zertreten und ausgenutzt seyn sollten, daß sie durch Einzäunung und Bearbeitung nicht eine neue Gestalt gewinnen und in fruchtbare Plätze verwandelt werden könnten.

Vermuthlich hat es mit dem oben angezogenen die nämliche Bewandtniß: und wiewohl diese Meinung von der Beschaffenheit unserer Begierden seit undenklichen Zeiten zu so vielen schimmernden Gegensätzen und spruchreichen Declamationen Anlaß gegeben hat; so könnte doch wohl seyn, daß das Wunderbare, Unbegreifliche und Geheimnißvolle, welches einige deßwegen auf die menschliche Natur geworfen haben, bei genauerer Untersuchung verschwände, und es auch hier erginge,

wie es, nach Tlantlaquakapatli's Regel, gemeiniglich Wunderbaren zu ergehen pflegt.

In der That, wenn wir uns auf dem Erd sehen, so haben wir Mühe, dieſen Menſchen zu f die beſagten ſcharfſinnigen und beredten Leute für meines Ebenbild ausgegeben. Und ſollte es an in einer kleinen Anzahl ſonderbarer Menſchen ſeyn; ſo iſt mehr als wahrſcheinlich, daß Demo Sokrates dieſen letztern, ehe ſie ſich mit ihnen hätten, zuvor eine gute Doſis Nieſewurz veror würden.

Wenn wir uns auf dem Erdboden umſehen, — Das iſt freilich, was man ſchlechterdings thun den Menſchen kennen zu lernen; und kennen ſolli doch, um über ihn zu raiſonniren. Aber wo iſt der in dieſem wichtigen Geſchäfte ſich nicht gend über das Vergangene durchaus und über das G größten Theils aus fremden Augen zu ſehen? T Philoſophen, welche ſeit dem alten Thales aus A ausgezogen ſind, die Söhne und Töchter des Er beſchauen, haben doch immer nur einen kleinen Zeitgenoſſen ſehen können; und Gemelli Carreri, l meines Wiſſens, der aus beſagtem Triebe den g boden durchwandert und alle Meere durchirret zu gibt, — dieſer Gemelli, ſo eine wichtige Miene war gewiß kein Philoſoph.

2.

Es iſt, im Vorbeigehen zu ſagen, i dr die herrlichen Dinge, welche uns Plotinus,

die ehrwürdige Brüderschaft vom Rosenkreuz und der Graf von Gabalis von einer geheimen Philosophie, welche sich die ganze Natur durch den edelsten Theil derselben, die Geister, unterwerfen könne, vorsagen, allem Ansehen nach bloße Träumereien sind.

Ein bequemer Wagen, von einem paar fliegender Drachen oder Einhörner gezogen, und ein Sylphe oder ein Sklave der wunderbaren Lampe zur Bedienung wäre freilich eine vortreffliche Sache, um einen Mann in den Stand zu setzen, die Oberfläche unsers Planeten mit Allem, was darauf lebet, webet und ist, so gut kennen zu lernen, als seine Studirstube; mit einbedungen, daß er sich auch der Gabe der Sprachen bemächtigen müßte, ohne welche uns die Condamineu selbst nur sehr unvollkommene Nachrichten von Menschen geben können, die sie nur im Vorbeigehen wenig besser gesehen haben, als man die schönen Schattenwerke in einem Savoyardenkasten sieht.

Wie viel würde dasjenige, was Bacon von Verulam die Schatzkammer der menschlichen Erkenntnisse nennt, dabei gewinnen, wenn ein Denker, der irgend ein verwickeltes moralisches Problem aufzulösen hätte, — anstatt auf etliche unvollständige und wenig sichere Angaben hin, oder (was beinahe eben so viel ist) auf Gerathewohl zu raisonniren oder (was nicht um den Werth einer hohlen Nuß besser ist) aus willkürlichen Erklärungen und Voraussetzungen Folgerungen zu ziehen, welche immer in Gefahr schweben, von einer einzigen neuen Wahrnehmung wie Kartenhäuschen umgeblasen zu werden, — sich nur in seinen Wagen setzen und in gerader Linie dahin fahren dürfte, wo er das Orakel der Natur selbst befragen könnte; das ist, wo er weiter nichts brauchte, als die Augen aufzuthun, um zu sehen, was — was ist,

ohne ſich die Mühe zu nehmen, die Möglichkeit dieſes Was und die Bedingniſſe dieſer Möglichkeit und die beſondern Beſtimmungen dieſer Bedingniſſe — a priori ausfindig zu machen.

Ich will hier dahingeſtellt ſeyn laſſen, wie viel oder wenig Hoffnung man ſich zu machen habe, daß unſre Nachkommen einen ſo glücklichen Zeitpunkt für die ſpeculativen Wiſſenſchaften dereinſt erleben werden. Gewiß iſt, daß wir uns bis dahin, gern oder ungern, bequemen müſſen, durch anderer Leute Augen zu gucken, wenn wir uns auf dem Erdboden umſehen wollen. Und dieſe Nothwendigkeit vorausgeſetzt, kann man, wie es ſcheint, mit hinlänglichem Grunde ſagen: daß der Menſch, deſſen Begierden immer ins Unendliche gehen und ſich an nichts Irdiſchem erſättigen, unter den Erdbewohnern, ſo wie ſie nach dem ordentlichen Laufe der Natur aus der Beiwohnung eines Mannes und eines Weibes entſpringen, eine ſehr ſeltene Erſcheinung ſey.

3.

Der Zuſtand der ſogenannten Wilden,

> Die, ohne zu ackern, zu pflanzen, zu ſäen,
> Mit Müßiggang ſich auf Koſten der Götter begeben,

wie Homer von ſeinen Cyklopen ſagt.

Und der Zuſtand der großen aſiatiſchen Deſpoten (eines Kalifen im alten Bagdad oder eines Sultans von Indien zum Beiſpiel) ſcheinen die beiden äußerſten Linien zu beſchreiben, innerhalb welchen das, worin die Menſchen ihre Glückſeligkeit zu ſuchen pflegen, eingeſchloſſen iſt; — und beide ſcheinen zu beweiſen, „daß ſich der Menſch mit ſehr Wenigem befriedigen laſſe.“

Der Grönländer, der Lappe, der Kamtschadale, der Esquimeau, der Caraibe, der Hottentott — Leute, die zum Theil unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen leben, — wie wenig haben sie vonnöthen, um mit ihrem Zustande zufrieden zu seyn!

Die glaubwürdigsten Nachrichten stimmen alle darin überein, daß diese in unsern Augen so armseligen Geschöpfe „sich für die Glückseligsten unter den Sterblichen halten und den bloßen Gedanken, mit uns zu tauschen, verschmähen.“

Der Lappe, unter seinem berußten kegelförmigen Gezelte auf etliche Bärenhäute ausgestreckt, bringt seine Muße mit Tabakrauchen zu (sagt der Präsident von Maupertuis) und sieht mit Mitleiden auf die Bemühungen der übrigen Sterblichen herab.

Den Wilden in Nordamerica gesteht ein Mann, der sie zu kennen Gelegenheit gehabt hat und mehr Philosoph ist, als man es von einem Ordensmann erwarten oder fordern dürfte, der Jesuit Charlevoir, zu: „daß sie glücklich seyen.“ Er versichert uns, daß, als einige von ihnen nach Paris geschickt worden, der Anblick aller Herrlichkeiten und Wollüste dieser Hauptstadt der heutigen Welt nicht den mindesten Eindruck auf sie gemacht habe; daß sie mit dem lebhaftesten Verlangen wieder in ihre Heimath zurückgekehrt und von Allem, was sie in Paris gesehen, nichts ungern zurückgelassen hätten, als die Garküchen, wo sie immer vollauf zu essen gefunden, ohne auf die Zubereitung warten zu müssen.

Er ist so billig hinzuzusetzen: daß es wohl Franzosen gegeben habe, welche, nachdem sie einige Zeit unter den Wilden gelebt, es sich so wohl bei ihnen gefallen lassen, daß sie sich nicht entschließen können, in die Colonie zurückzukehren, ob sie

gleich sehr bequem darin zu leben gehabt hätten; aber, daß sich jemals ein Wilder an die französische Lebensart gewöhnt hätte, davon habe man kein Beispiel, u. s. f. — Kurz, die wilden Nordamericaner sind in ihren eigenen Augen (und über diesen Punkt wird doch ihr Zeugniß, wiewohl in ihrer eigenen Sache, für gültig angenommen werden müssen) die beneidenswürdigsten Leute unter der Sonne; — und sind es ohne unsre Wissenschaften, ohne unsre Künste, ohne unsre Bequemlichkeiten und erkünstelten Wollüste, blos durch Freiheit von allen Arten von Zwang, durch Müßiggang und Befriedigung ihrer thierischen Bedürfnisse. Laßt den Wilden in seinem Hamak liegen und Tabak rauchen; gebt ihm, wenn ihn hungert, seine Portion Maniok oder Bärenfleisch und seine Frau, wenn er genug gegessen hat, und schenkt ihm Branntwein aus dem Schädel seines Feindes ein, wenn er sich auf die angenehmste Art einschläfern will: das ist Alles, was er zur Glückseligkeit vonnöthen hat; seine rohe Seele erhebt sich zu keinem höhern Wunsche und erwartet selbst von jenem Leben keine höheren Freuden.

Und was hat nun euer Sultan, euer Kalif, Sardanapal und Heliogabalus vor diesem Wilden voraus? Worin ist die Glückseligkeit, die ihn so lange befriediget, als seine Nerven ihren Dienst thun, von des Huronen seiner unterschieden? Die Form macht in der That einigen Unterschied, aber der Stoff ist der nämliche. Ein ewiger Cirkel sinnlicher Erregungen, mit Unabhängigkeit und sorglosem Müßiggang vergesellschaftet, macht diesen beneideten Zustand aus, welcher seinem Besitzer in einer ununterbrochenen Trunkenheit, zwischen Betäubung und Entzücken, keine Fähigkeit läßt, einen andern Wunsch zu thun oder etwas Anderes zu bedauern, als daß Erschöpfung und Unvermögen, allen Zaubereien der Natur und

allen Hülfsmitteln der Kunſt zu Trotz, endlich die wollüſtige Scene ſchließen.

Ein berühmter engliſcher Dichter, der Zeitgenoſſe und Nebenbuhler des großen Shakeſpeare, Ben Johnſon, ſchildert in ſeinem Alchymiſten die innerlichen Geſinnungen der meiſten Sterblichen unter der Perſon des Sir Epikur Mammon nach dem Leben ab. Dieſer Unſinnige hat ſich von einem Betrüger eine Grille in den Kopf ſetzen laſſen, welche in Ben Johnſons Zeitalter manchen Kopf verrückte und manchen Beutel ausleerte. Er hofft ſich in Kurzem in vollem Beſitze des Steins der Weiſen zu ſehen. Das große Werk berührt beinahe den Augenblick ſeiner Zeitigung. In drei Stunden wird die Projection vor ſich gehen. Welche Ausſichten für den üppigen Sir Mammon! Seine Einbildungskraft wird ſo ſehr dadurch erhöht, daß er von ſeinen ausſchweifenden Hoffnungen als von Dingen, die er wirklich ſchon im Beſitz habe, ſpricht. In drei Stunden wird er nicht nur, wie König Midas, Alles, was er berührt, in Gold verwandeln, ſondern auch dieſes wundervolle Elixir in ſeiner Gewalt haben, wovon etliche Tropfen genug ſind (wie er ſagt), „aus abgelebten Greiſen wieder Jünglinge zu machen, wahre Marſe, fähig, Liebesgötter zu zeugen!“

Und was für einen Gebrauch wird Sir Epikur von ſeinem unſchätzbaren Geheimniſſe machen? — „Ich gedenke (ſpricht er in der Ergießung ſeiner Freude) eine ſo große Menge von Weibern und Beiſchläferinnen zu haben, wie König Salomon, der den Stein der Weiſen auch hatte wie ich; und vermittelſt meines Elixirs will ich mir einen Rücken machen, wie des Herkules ſeiner war, kräftig genug, um es mit fünfzigen in einer Nacht aufzunehmen. Meine Betten ſollen nicht geſtopft ſeyn; aufblaſen will ich ſie laſſen; Flaum iſt zu hart. Und

dann meinen großen ovalen Saal, den will ich mit lauter Malereien angefüllt haben, wie sie Tiberius von der Elephantis entlehnte: sie sollen ganz ein anderes Leben haben, als diese matten Nachahmungen des schalköpfigen Aretin! — Wolken von kostbaren Gerüchen sollen meine Zimmer erfüllen, und meine Bäder so geräumig und tief seyn, daß wir darin schwimmen können; und wenn wir wieder heraussteigen, wollen wir uns auf Jasmin und Rosen trocken wälzen. Meine Speisen sollen alle in indischen Muscheln, in Schüsseln von Achat, mit Golde gefaßt und mit Smaragden, Sapphiren, Hyacinthen und Rubinen besetzt aufgetragen werden; — Karpfenzungen, Haselmäuse und Kameelsfüße, in Spiritus Solaris und aufgelösten Perlen gesotten, u. s. w. Meine Hemden will ich mir aus einem Seidenzeug machen lassen, der so dünn und leicht wie Spinnweben seyn soll." — Mit einem Worte, die ausschweifendsten Begierden, in welche sich Sir Epikur Mammon in der Entzückung über seinen eingebildeten Schatz ergießt, erheben sich nicht über den kleinen Dunstkreis eines epikurischen Schweins, wie Horaz irgendwo, halb im Ernste und halb im Scherze, sich selbst zu nennen beliebt.

Es wird wohl, hoffentlich, keiner Protestation vonnöthen haben, daß ich sehr weit entfernt bin, eine so thierische Sinnesart gut zu heißen. Aber ich kann mich eben so wenig verhindern, zu glauben, daß, wenn Scham oder Heuchelei dem größten Theile der Sterblichen erlaubte, aufrichtig zu seyn, die meisten gestehen müßten, daß sie — die Haselmäuse und Schweinszitzen und die in Perlen gekochten Kameelsfüße allenfalls ausgenommen — die übrigen Ingredienzien in das, was dieser komische Heliogabalus für sein höchstes Gut erklärt, sich sehr wohl gefallen lassen würden.

Die Griechen waren von den Zeiten des Pisistratus an das feinste, witzigste und polirteste Volk des Alterthums. Und was für Männer waren ihr Solon, ihr Alexander! Jener ein Weiser, ein Gesetzgeber, dessen Name uns noch jetzt Ehrerbietung gebeut; dieser einer von den seltnen Menschen, bei deren Hervorbringung die Natur sich selbst zu erschöpfen scheint, ein Mann, der (wenn jemals einer) dazu gemacht war, an der Spitze des menschlichen Geschlechts zu stehen.

Und wie dachte der Eine und der Andere über den großen Punkt, wovon hier die Rede ist? Ihre Ausübung kann uns, denke ich, das beste Licht hierüber geben.

Was ich jetzt liebe (singt der alte Solon in einem kleinen Bruchstück eines Gedichtes, welches uns Plutarch aufbehalten hat), das sind die Werke der Kypris, des Bacchus und der Musen, aus welchen die Freuden der Männer entspringen. — Das heißt sich doch sehr offenherzig herausgelassen! Es ist, wenn man will, verfeinerte Sinnlichkeit, mit den Freuden der Einbildungskraft und des Herzens vergesellschaftet; aber es ist doch immer Sinnlichkeit. Und aus diesem Tone sang Solon der Weise nicht etwan in der Trunkenheit der ersten Jugend, sondern (wie der silberlockige Anakreon) in einem Alter, worin ein Mann wie er den Werth des Lebens und der Dinge schätzen gelernt haben sollte.

Der große Alexander, der in dem eigentlichen Alter der Leidenschaften der bescheidenste, der mäßigste, der enthaltsamste aller Sterblichen war, blieb es nur so lange, als der Durst nach Ruhm, oder, richtiger zu reden, als die Begeisterung für seinen Entwurf einer allgemeinen Monarchie alle seine übrigen Leidenschaften überwältigte. Aber sobald ein großer Theil dieses romantischen Entwurfs ausgeführt, und unter

den Schwierigkeiten, die von allen Seiten mit jedem neuen Schritt auf ihn eindrangen, ſein Blut genugſam abgekühlt war, um auf den Reſt desſelben Verzicht zu thun oder wenigſtens mit viel gemäßigterm Eifer daran zu arbeiten: ſo legte er nur zu viele Proben ab, daß er von der Glückſeligkeit eben ſo denke, wie die gewöhnlichen Menſchen. Von dieſem Augenblick an machten üppige Gaſtmähler, Bacchusfeſte, perſiſche Weine und perſiſche Schönen den Gegenſtand der Ergetzungen aus, womit er ſich ſelbſt für alle die Mühe belohnte, die er ſich gegeben hatte, um (wie er einſt im Scherz ſagte) den Athenern eine gute Meinung von ihm beizubringen.

Pyrrhus, nach Alexander der ruhmſüchtigſte aller Griechen, gibt in ſeinem berühmten Geſpräche mit dem weiſen Cyneas, welches uns Plutarch aufbehalten hat, auf eine ſehr offenherzige Art zu erkennen, was in ſeinen Augen dasjenige war, worin ſich alle Wünſche der Sterblichen verlieren. Nachdem ihn ſeine durch Ruhmſucht begeiſterte Einbildungskraft von Eroberung zu Eroberung endlich zum Herrn der halben Welt gemacht hatte, fragt ihn Cyneas: „Und wenn wir nun mit allen dieſen Eroberungen fertig ſind, was fangen wir alsdann an?“ — Was wir anfangen? ſagt Pyrrhus; das verſteht ſich! Dann bringen wir unſer übriges Leben in Ruh' und Müßiggang, in Schmäuſen und Feſten und Luſtbarkeiten zu und denken an nichts, als wie wir uns die Zeit recht angenehm vertreiben wollen. — Wahrlich, ein ſehr ariſtippiſcher Plan von Leben! und, was hier vornehmlich zu bemerken iſt, an welchem weder der weiſe Cyneas noch der weiſe Plutarch etwas Anderes auszuſetzen haben, als daß Pyrrhus nicht weiſe genug war, da anzufangen, wo er aufzuhören gedachte.

Man würde mich sehr unbillig mißverstehen, wenn man glaubte, ich wollte damit sagen: daß Solon, Cyneas oder Plutarch Anhänger oder Gönner einer trägen, lasterhaften Wollust gewesen wären. Die großen Männer des Alterthums wußten so gut, als die Großen und Weisen unter den Neuern, Geschäfte mit Ergetzungen und das, was sie dem Staat, mit dem, was sie sich selbst schuldig zu seyn glaubten, zu vereinigen. Indessen erweiset sich doch aus diesen Beispielen, was für eine Vorstellung sie sich von der Glückseligkeit machten, sobald die Rede nicht von einer Idee, sondern vom wirklichen Leben war. — Und das ist, was wir beweisen wollten.

Doch wozu haben wir einzelne Beispiele nöthig? Die hohe Meinung, welche die Erdebewohner von der Glückseligkeit, die aus dem Genusse des sinnlichen Vergnügens entspringt, von jeher gehegt haben, liegt am Tage. Wohlleben und Schmausen ist bei allen Völkern einerlei; und womit enden sich alle große öffentliche Handlungen, auch die wichtigsten und feierlichsten, als mit einem Schmause? Welches ist der gewöhnliche Weg, einander Ehre anzuthun, einem Gönner seine Dankbarkeit zu beweisen oder sich einem Großen angenehm zu machen? Ein Schmaus, eine Bacchanal, ein Fest, wobei, nach Beschaffenheit der Größe der Person, die damit beehrt wird, alle Götter der Freuden aufgeboten werden. Bei öffentlichen Unterhandlungen, von welchen oft der Wohlstand ganzer Völker abhängt, was pflegen gewöhnlicher Weise die hohen Bevollmächtigten Angelegeneres zu haben, als mit einander in die Wette zu eifern, wer die Ehre seiner Nation und seines Principals durch den prächtigsten Schmaus behaupten könne? Sogar bei Geschäften, welche den strengen Ernst der Richter am Styx und die Tugend

eines Cato erfordern, nehmen Bankette und Ergetzungen wenigſtens die Hälfte einer Zeit weg, welche Verrichtungen geheiligt iſt, bei welchen man nie nüchtern genug ſeyn kann. Und wir ſollten daran zweifeln, daß die Menſchen ihre höchſte Glückſeligkeit in Eſſen, Trinken, Müßiggang und ſinnlichen Wollüſten ſuchen?

Doch, wofern uns auch dieſes Alles und überhaupt der gewöhnliche Gebrauch, den die Reichen von ihrem Ueberfluſſe machen, und die Begierlichkeit, womit ſich die Uebrigen angelegen ſeyn laſſen, reich zu werden, noch einen Zweifel übrig laſſen könnte, wie ſehr die Wünſche der Sterblichen an der Erde kleben: ſo müßten uns die Vorſtellungen davon überzeugen, welche man ſich von jeher, bei allen Völkern, denen das Chriſtenthum keine reinere Begriffe von der Beſtimmung des Menſchen beigebracht, über den Zuſtand der Seligen in der andern Welt gemacht hat.

Das Elyſium der Griechen, die Gimle und Vallhalla der alten Nordländer und das Paradies der Muhamedaner ſehen einander ſo ähnlich, daß ſie von einerlei Urbild abgeformt zu ſeyn ſcheinen. Ewige Muße, ewiger Genuß ſinnlicher Wollüſte, ohne Schmerz, ohne Arbeit, ohne Sättigung, macht in allen dreien das Ideal der Glückſeligkeit aus, welche von dem künftigen Leben erwartet wird.

Und können wir uns wundern, daß der große Haufe ſo dachte, wenn wir ſehen, daß die erhabenſten Philoſophen ihm hierin mit ihrem Beiſpiel vorleuchteten?

Selbſt in ſeinem überhimmliſchen Lande läßt Plato die ſeligen Geiſter, von Nektar trunken, tanzend den Wagen Jupiters begleiten; und der Sokratiſche Aeſchines, einer der würdigſten Schüler des weiſen Atheners, ſchildert aus dem Munde des Magiers Gobryas die beſſere Welt, zu welcher

dem sterbenden Axiochus Lust machen will, als einen Ort, der welchen die freigebigen Horen einen Ueberfluß aller Ar- i von chsen und Früchten ausschütten; wo reine Was- a die blumigen Wiesen erfrischen, auf denen ewiger upling herrscht. — Er ziert diesen schönen Ort mit Hallen : die Philosophen und mit Schauplätzen für die Dichter; er seine Seligen an Tischen, welche sich von selbst decken, rer einer reizenden Musik sich gütlich thun und von ihren ıketten zu Concerten und Reihentänzen aufstehen; und vollendet das lachende Gemälde mit zwei Zügen, welche a allgemeinen Wunsch aller Sterblichen zu umschreiben schei- und sich in seiner Sprache (der wahren Sprache der Muse) vier Worte einschließen lassen — ἀκηρατος ἀλυπια und ἡδεια ατα, gänzliche Befreiung von Schmerz und Traurigkeit und Leben, dem kein Vergnügen fehlt." — In der That war ies der gewöhnliche Begriff, den sich die Griechen von dem ande der seligen Schatten machten; und ich sehe zwischen ı Elysium und dem Lande der Seelen, wohin die nord- icanischen Indier ihre Verstorbenen schicken, keinen andern ıterschied, als denjenigen, der sich natürlicher Weise zwischen den rstellungsarten eines gebildeten und eines rohen Volkes findet.

Ich weiß wohl, daß sich einige von den aufgeklärtesten ännern unter den Alten einen edlern Begriff von dem ıftigen Leben gemacht und die Glückseligkeit desselben von ıer Erhöhung unserer Natur abgeleitet haben, wodurch wir e unmittelbaren Gemeinschaft des höchsten Wesens fähig macht würden. Und ohne allen billigen Zweifel ist dieß die eutliche Vorstellung gewesen, welche sich die Anhänger des roaster und unter den Griechen Pythagoras und Plato von m Zustande der Weisen und Tugendhaften nach dem Tode macht haben.

Allein daraus folget wohl nichts weiter, als daß eine sehr kleine Anzahl erhabener Geister, welche in mehr als einer Betrachtung eine Ausnahme von den übrigen Sterblichen machen, sich, wenigstens in der Speculation, zu einer Idee von Vollkommenheit aufzuschwingen getrachtet haben, welche gleichwohl so weit über die Fähigkeit gewöhnlicher Menschen erhaben ist, daß sie genöthigt waren, sie in sinnliche Bilder einzukleiden, um sich einiger Maßen verständlich und ihre Leser oder Hörer gelüstig zu machen, dieser unsichtbaren Glückseligkeit theilhaft zu werden.

4.

Hätte es, wie aus den angeführten Beispielen zu folgen scheint, seine Richtigkeit damit, daß die Menschen von jeher ihre höchste Glückseligkeit in Freiheit von Schmerzen, Sorgen und Geschäften und in den Genuß angenehmer Empfindungen der Sinne und des Herzens gesetzt haben: so müßte (scheint es) diese Uebereinstimmung aller Völker für die Stimme der Natur selbst gehalten und daraus ganz zuversichtlich geschlossen werden können, daß die Art von Glückseligkeit, welche sie den Sterblichen hienieden zu ihrem Antheil bestimmt habe, eine Sache sey, die ihnen ganz nahe und so völlig in ihrer Gewalt liege, daß es keiner weitläufigen Anstalten bedürfe, um sich ihrer zu bemächtigen.

Nehmen wir hierzu noch die Betrachtung, daß (nach dem unleugbaren Zeugnisse der allgemeinen Geschichte) der größte Theil der Uebel, welche die Menschheit von jeher gedrückt haben und noch immer drücken, durch die Mittel selbst veranlaßt worden, womit man diesen Uebeln abzuhelfen vermeint oder vorgegeben hatte;

Bemerken wir ferner, wie nachtheilig in gewissem Sinne dem menschlichen Geschlechte die äußerste Verfeinerung der Sinnlichkeit, des Geschmacks und gewisser speculativer Kenntnisse gewesen, und müssen wir dem berühmten Genfer Bürger zugestehen, was sich ohne Unverschämtheit nicht wohl läugnen läßt, — daß Beides, Wissenschaften und Künste, sofern sie über die Linie, in welche Sokrates ihre Entwicklung einschränkt, — μεχρι του ωφελιμου — soweit ein wirklicher Nutzen für die menschliche Gesellschaft daher zu erwarten ist — ausgeschweift haben, der allgemeinen Wohlfahrt mehr nachtheilig als förderlich gewesen sind:

So gewinnt es das Ansehen, als ob die Natur selbst die Entwicklung unserer Vervollkommlichkeit nur bis auf einen gewissen Punkt gestatten wolle und den stolzen Versuch, sich über zu schwingen, mit nichts Geringerem als dem Verlust unserer Glückseligkeit bestrafe.

Wollten wir Rousseau glauben, so müßte dieser Punkt nicht sehr weit von demjenigen Stande gesetzt werden, den er uns als unsern ursprünglichen Stand (état primitif) anpreist. Da wir, spricht er, unglücklich genug gewesen sind, uns von diesem zu entfernen, so wäre wenigstens zu wünschen, daß wir nur in jenen ersten Anfängen (rudimens) des geselligen Standes, worin man die americanischen Wilden gefunden hat, stehen geblieben wären. Dieser Stand scheint ihm das richtige Mittel zwischen der Indolenz des ursprünglichen und zwischen der ausgelassenen Thätigkeit unserer Eigenliebe zu halten und ist, seiner Meinung nach, dem Menschen der zuträglichste, den wenigsten gewaltsamen Abänderungen unterworfen, kurz, der dauerhafteste und glücklichste, aus dem (wie er sagt) der Mensch nicht anders heraus getrieben werden konnte, als durch irgend einen Zufall, der, um

unſeres allgemeinen Beſten willen, ſich niemals hätte ereignen ſollen.

Ich bin nicht ungeneigt zu glauben, daß, wofern wir die menſchliche Natur in den Caraiben und ihren Brüdern in Canada, Californien, Neuſeeland u. ſ. w. ohne Vorurtheile ſtudiren wollten, wir ſie in dieſen ihren verwilderten Kindern ſich ſelbſt viel ähnlicher finden würden, als es beim erſten Anblick ſcheinen mag: aber ſo ſehr beneidenswürdig würde uns ihr Zuſtand ſchwerlich vorkommen, als Rouſſeau's eigenſinnige Einbildungskraft ſich ihn idealiſirt zu haben ſcheint. Die ſchrecklichen Gemälde, welche uns ſelbſt der P. Charlevoix (der ihnen überhaupt, ſoweit es die Grundſätze ſeines Standes nur immer erlaubten, viele Gerechtigkeit widerfahren läßt) von der unbändigen Wildheit ihrer Leidenſchaften und den wüthenden Ausbrüchen, wozu ſie ſich leicht reißen laſſen, macht, — ſind nicht ſehr geſchickt, uns den Zufall (wenn es einer war) verwünſchen zu machen, der uns von einem Zuſtand entfernt hat, worin unmenſchliche Gewohnheiten und barbariſche Tugenden mit der eigenthümlichen Güte und Aufrichtigkeit der menſchlichen Natur auf die ſeltſamſte Weiſe zuſammenſtoßen und für die Dauer des gemeinſchaftlichen Wohlſtandes ſo ſchlecht geſorgt iſt, daß das Vergehen eines Einzigen alle Augenblicke den Untergang ſeiner ganzen Nation nach ſich ziehen kann.

5.

Man hat Urſache, ſich zu wundern, warum Rouſſeau dieſen Mittelſtand zwiſchen thieriſcher Wildheit und übermäßiger Verfeinerung, an welchen die Natur die Glückſeligkeit

der Menschen gebunden zu haben scheint, vielmehr unter den Huronen und Algonquins als bei einem gewissen andern Volke zu finden vermeint hat, welches nur darum so wenig bekannt ist, weil es, ohne es zu scheinen, vielleicht das glücklichste unter allen ist; — einem Volke, dessen Sitten und Lebensart ein so reizendes Gemälde von Unschuld, Ordnung, Freiheit, Ruhe und unerkünstelten Tugenden darstellen, daß wir versucht würden, die Beschreibung desselben für einen schönen Traum der Einbildungskraft zu halten, wenn ihre Zuverlässigkeit auf einem minder festen Grunde als dem Zeugnisse des Franz Moore beruhete; eines Augenzeugen, dessen gesunder Verstand und aufrichtiger Charakter keinem Zweifel in die Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten Raum läßt.

Dieses seinem Ursprunge nach ohne Zweifel arabische oder maurische Volk hat alle gute Eigenschaften, die man von den Beduinen rühmt, ohne einige Mischung von ihren Untugenden. Die Foleys (so nennt sie Moore) leben hordenweise, in einer Art von Städten, welche jedoch diesen Namen in Vergleichung mit den unsrigen nur sehr uneigentlich führen, da sie blos aus einer Anzahl bequemer Hütten bestehen, welche mit gemeinsamen Umzäunungen mehr zum Schutz gegen wilde Thiere, als gegen wilde Menschen, umgeben sind. Wir würden versucht zu sagen, das natürliche Gefühl, welches sich bei keinem andern Volke unverfälschter erhalten zu haben scheint, habe sie gelehrt, was für einen lächerlichen Abstich Wohnungen, die für die Ewigkeit gebaut scheinen, gegen den vorübergleitenden Traum des Menschenlebens machen, wenn nicht ein noch näherer Grund, warum sie keine festere Wohnungen bauen, in ihrer hirtenmäßigen Lebensart und in der Freiheit läge, worin sie sich erhalten wollen, den Ort zu verändern, sobald sie Ursache dazu haben. Denn, ungeachtet sie

auf beiden Seiten des Stromes Gambia unter andern Völkern des Negerlandes zerſtreut leben, ſo ſind ſie doch (ſagt Moore) von den Königen desſelben unabhängig und brechen auf, ſobald ihnen übel begegnet wird.

Sie haben ihre eigenen Vorſteher, welche ihr Amt mit großer Mäßigung verwalten und wenig Mühe haben, ein Volk, das ohne eigentliche Geſetze, blos durch die Güte ſeiner Sitten regiert wird, in Ordnung zu erhalten, ein Volk, das von einer ſo ſanften und friedſamen Gemüthsart iſt und ein ſo angewohntes Gefühl von Recht und Billigkeit hat, daß „derjenige unter ihnen, der etwas Böſes thut, Allen zum Abſcheu iſt und Niemand findet, der ſich ſeiner gegen die Vorſteher annehmen oder ſich bemühen wollte, ihn der Ahndung der Gerechtigkeit zu entziehen.“

Da die eigentlichen Eingebornen des Landes (denn dieſe Foleys ſind Fremdlinge unter ihnen) wenig Land benutzen, ſo ſind ihre Könige willig genug, ihnen deſſen ſo viel einzuräumen, als ſie anzubauen Luſt haben. Die Foleys ſind die beſten Viehhirten und zugleich die emſigſten Pflanzer in ganz Nigritien; und da ſie bei ſo vieler Arbeitſamkeit ſehr mäßig leben, ſo ziehen ſie viel mehr Korn und Baumwolle, als ſie ſelbſt verbrauchen.

Sie leben alſo in einem Ueberfluß des Nothwendigen und machen eben den menſchenfreundlichen Gebrauch davon, der ein gemeinſchaftlicher Zug der patriarchaliſchen und Homeriſchen Zeiten war. Sie unterhalten nicht nur die Alten, Gebrechlichen und Unvermögenden unter ſich ſelbſt, ſondern erſtrecken dieſe Wohlthätigkeit, ſo weit ihr Vermögen reicht, auch auf die Mündigoer, Jalofer und andere Völker, unter denen ſie leben. Sie ſind gaſtfrei und leutſelig gegen Jedermann; man braucht nur ein Menſch zu ſeyn und ihrer Hülfe

vonnöthen zu haben, um sie zu erhalten. Können wir uns wundern, daß die Neger es für einen Segen halten, eine Pflanzstadt von Foleys in ihrer Nachbarschaft zu haben?

Bei aller dieser ausgebreiteten Menschlichkeit haben sie eine zu richtige Empfindung von ihrem eigenen Werthe, um die Mitglieder ihrer eigenen Nation nicht vorzüglich zu lieben. Was einem Foley begegnet, interessirt alle, und sobald einer von ihnen das Unglück hat, in Sklaverei zu gerathen, so vereinigen sich alle übrige, ihn los zu kaufen.

Sie werden selten zornig, fährt Moore fort, und nie hab' ich einen Foley einem andern Scheltworte sagen gehört. Und gleichwohl rührt diese Sanftmuth von keinem Mangel an Herzhaftigkeit her; denn sie sind so tapfer als irgend ein Volk in Africa und wissen sich ihrer eigenen Waffen mit grosser Fertigkeit zu bedienen.

Die Foleys sind ein wohlgebildetes Volk und verdienen schön genannt zu werden, insofern sich die Schönheit mit einer schwarzbraunen Farbe vertragen kann. Ihre Weiber sind angenehm, zärtlich und lebhaft (sagt der P. Labat, dessen von La Rue gezogene Nachrichten in vielen Stücken mit Moore's seinen ziemlich zusammen stimmen), sie lieben das Vergnügen, die Musik und den Tanz, und sie wissen ihre natürlichen Reizungen durch einen Putz zu erhöhen, der seiner (wiewohl mangelhaften) Beschreibung nach einen Beweis gibt, daß die Grazien ihren geheimen Einfluß an der Gambia — eben so gut als ehemals am Eurotas und noch jetzt unter den fröhlichen Einwohnern von Scio und an den lieblichen Ufern des Hebrus — verspüren lassen.

Moore rühmt vorzüglich die Reinlichkeit dieses Volkes, besonders bei den Weibern; eine unter den Africanern nicht sehr gemeine Tugend, die in den Augen eines Engländers

eben so viel Werth hat, als die Eleganz in den Augen eines Franzosen. Ihre Pflanzstädte, von denen er uns eine Abbildung gegeben hat, haben ein regelmäßiges Ansehen, ihre Hütten stehen in gehöriger Entfernung von einander und werden sehr sauber gehalten. Sie sind ringsum mit Baumwollenpflanzungen, und diese mit einer Verpfählung umgeben; außerhalb derselben ist auf der einen Seite ein großer Platz für ihr Vieh abgesondert, und auf der andern ein gleich großer Bezirk, den sie mit indischem Korn anbauen; und das Ganze ist mit einer undurchdringlichen Hecke gegen die Einfälle der wilden Thiere verwahrt. Man sieht, daß hier die Kunst wenig zu thun hat; aber wer sieht nicht auch, daß sie zum Wohlstande dieser Glücklichen nichts hinzu thun könnte?

6.

O meine Freunde! (läßt Diderot seinen schwärmerischen Philosophen Dorval ausrufen) wenn wir jemals nach Lampedusa gehen, um dort, fern von der übrigen Welt, mitten unter den Wellen des Oceans ein kleines Volk von Glücklichen zu pflanzen — —

Das hat die Natur schon lange gethan, lieber Dorval! Warum nach Lampedusa? — An die Gambia, zu diesem liebenswürdigen Volke wollen wir ziehen; dem einzigen in der Welt, bei welchem gute Menschen außer Gefahr sind, unglücklich zu werden; dem einzigen in der Welt, welches seines Daseyns froh wird, welches durch eine zum Naturtrieb gewordene Fertigkeit jede Tugend ausübt, welches Niemanden beleidiget und Allen, die es erreichen kann, Gutes thut!

Glückliches, ehrwürdiges Volk! Volk von Menschen, die diesem Namen Ehre machen! Bei dir bringt die Güte der

Sittrn ganz allein zuwege, was Gesetze und Strafen, was Erziehung, Philosophie und Religion bei dem policirtesten Volke des Erdbodens bis auf diesen Tag nicht zu bewirken vermocht haben! Keine Vorurtheile benebeln deinen Verstand und verhindern ihn, wie in einem reinen Spiegel die unverfälschten Eindrücke der Natur aufzufassen! Du verfolgest, du verdammest Niemand; keine blinde und grausame Parteisucht verschließt dein Herz der rührenden Stimme der Menschlichkeit! Kein sinnloser Schwätzer, kein Sophist, der den Unrath seines Gehirns in subtile Gewebe spinnt, um die sorglos flatternde Einfalt darin zu verstricken, kein heuchlerischer Marabu, kein feiler Kadi, kein raubgieriger Bassa haben sich wider deine Wohlfahrt zusammen verschworen! — Glückliches, dreimal glückliches Völkchen! wer sollte nicht in Versuchung gerathen, dich zu beneiden?

Was für eine feine Satire ließe sich bei dieser Gelegenheit über alle die Nationen machen, welche von der Weisheit ihrer Verfassungen, von der Vortrefflichkeit ihrer Polizei, von ihrem großen Fortgang in den Künsten und in den Wissenschaften so aufgeblasen sind!

Was für eine demüthigende Vergleichung ließe sich zwischen uns Europäern und diesen ehrlichen schwarzbraunen Boleys anstellen, welche, allen unsern bewunderungswürdigen Vorzügen zu Trotz, das sind, was wir gerne seyn möchten; und die es blos deßwegen sind, weil sie keine so mühsame Anstalten machen, keine so verwickelte, aus so unzähligen Triebrädern so gekünstelt und so zerbrechlich zusammen gesetzte Maschinen spielen lassen, um zu werden, was man so leicht seyn kann, wenn man die Natur zur Führerin nimmt!

Welch ein reicher Stoff! welche Gelegenheit zu schimmernden Gedanken und feinen Sprüchen! Aber, wie gesagt,

wir haben keine Luſt, uns auf Gemeinplätzen herumzutummeln, und ſo ſchöne Sachen ſich auch immer über dieſen Gegenſtand ſagen ließen, ſo möchte doch wohl ſchwerlich eine darunter ſeyn, die nicht in den unzähligen Utopien und Severambenländern, womit wir ſeit mehr als zweihundert Jahren ſo reichlich beſchenkt worden ſind, ſchon mehr als einmal geſagt und vielleicht ſchon ſo abgenutzt worden wäre, daß ſie zu weiterm Gebrauch nicht mehr tauglich iſt.

Eine Miſchung von Wahrheit iſt freilich immer in dergleichen Declarationen; aber was nützen ſchielende Wahrheiten?

Die Natur zur Führerin nehmen! Nichts iſt leichter geſagt. — Aber wie dann, wenn ein Volk ſich durch eine lange Reihe von Jahrhunderten in einer immer fortlaufenden Linie — von der Natur entfernt hat?

Das Beſte iſt, daß dieſes Volk, ſo gut als ein Komet, der ſich einmal von ſeiner Sonne verlaufen hat (wofern ihm nicht unterwegs ein außerordentliches Unglück zuſtößt), unfehlbar einmal wieder zu ihr zurückkommen wird.

Aber wird es nicht wenigſtens eben ſo viele Jahrhunderte zum Rückweg nöthig haben?

Vermuthlich! — Und, dieſe Wiederkehr zu befördern, ſie zu beſchleunigen und neue Ausſchweifungen zu verhindern, dazu werden wohl ganz andere moraliſche Kräfte als froſtige oder warme Declamationen erfordert werden.

7.

Uebrigens können wir nicht unbemerkt laſſen, daß, ungeachtet Moore unſeres Wiſſens ein ſehr ehrlicher Mann, ein Mann von ſehr geſunder Vernunft und (was hier allerdings

in Betrachtung kommt) weder Philosoph noch Dichter und also von allen diesen Seiten ein sehr glaubwürdiger Mann ist, — dennoch seine Nachrichten von den Foleys noch lange nicht so vollständig und befriedigend sind, als sie seyn sollten, um ein richtiges Urtheil von diesem Völkchen festsetzen zu können. Eine ungeschmückte Einfalt empfiehlt und beglaubigt seine Erzählung beim ersten Lesen; aber beim zweiten hat man so viele Fragen zu thun und erhält so wenig Antworten auf diese Fragen, daß man am Ende nicht halb so zufrieden mit ihm bleibt, als man es anfangs war.

Dieß ist der Fall der allermeisten von diesen großen Wandersmännern. Man sieht es ihren Nachrichten und Erzählungen nur gar zu sehr an, daß sie an nichts weniger gedacht haben, als daß sie zu einem andern Gebrauch als zur Zeitkürzung ihrer Leser oder höchstens zu handelschaftlichen Aussichten würden angewendet werden.

Hier wäre gleich der Fall, wo es sehr gut seyn würde, wenn man mit seinen eigenen Augen sehen könnte. Das Wunderbare gewinnt selten bei einer genau prüfenden Beobachtung.

Gesetzt aber auch, wir fänden die Foleys in allen Stücken so, wie sie uns Moore schildert, so würde es doch dabei bleiben, daß dieses Völkchen vor den meisten übrigen Völkern nichts voraus hat, was es nicht vielmehr einem glücklichen Zufall als seiner Klugheit und Tugend zu danken hätte.

Gastfreiheit und Leutseligkeit gegen Fremde und Nothleidende sind auf dem ganzen Erdboden Züge, welche diejenige Classe von Menschen bezeichnen, die von Viehzucht und Ackerbau in einigem Grade von Wohlstand leben.

Eben dieß gilt überhaupt von der Unschuld der Sitten, welche man uns von den Foleys anpreist. Diese ist allenthalben,

wo Unterdrückung und Elend die Menschheit nicht zu einem Zustande, gegen den der viehische beneidenswürdig ist, herabgewürdiget hat, — verhältnißweise auf dem Lande viel größer als in den Städten.

Moore gibt zu verstehen, daß es auch unter seinen Foleys Leute gibt, welche zuweilen Böses thun. Freilich in geringer Anzahl; — weil es in einer kleinen Gesellschaft nicht so viel böse Leute geben kann, als in einer großen, und weil eine Menge Laster, welche in der letztern, unter gewissen Umständen, nicht gänzlich ausgerottet werden können oder wohl gar geduldet werden müssen, in jener nicht einmal moralisch möglich sind.

Im Uebrigen ist es sehr glücklich für die guten Foleys, daß sie ringsum von schwachen, trägen und wenig unternehmenden Völkern umgeben sind, die überdieß mehr dabei zu gewinnen haben, wenn sie ihnen eine Art von Freiheit lassen, als wenn sie versuchen wollten, sie zu Sklaven zu machen. Sollte das Letztere einmal irgend einem Könige im Negerlande einfallen, so würde ein so kleines Volk unfehlbar entweder auf einmal unterdrückt oder durch seinen Widerstand selbst nach und nach aufgerieben werden. Ihre Sicherheit ist also blos zufällig; und was ist Glückseligkeit ohne Sicherheit? — In diesem Augenblicke vielleicht, da wir von ihnen reden, sind sie nicht mehr!

8.

Es war eine Zeit, da alle Völker des Erdbodens den Hauptzügen nach solche Foleys waren, da sie, in unzählbare kleine Horden abgesondert, von Jagd, Viehzucht und einer

Art von Feldbau lebten, der, nach Beschaffenheit des Landes, engere oder weitere Grenzen hatte.

Die Erfahrung hat bewiesen, daß sich das menschliche Geschlecht nicht lange in einem solchen Zustande befinden kann. Tausend unvermeidliche Zufälle machen diese kleinen Gesellschaften nach und nach in große zusammenfließen; Zufälle, welche zu tief in der Natur des Menschen und der Dinge, die ihn umgeben, gewurzelt sind, als daß man zweifeln dürfte, daß, wofern durch eine abermalige allgemeine Zerstörung alle Erdbewohner bis auf eine einzige Familie zusammen schmelzen würden, die Nachkommenschaft dieser Stifter einer neuen Welt mit der Zeit nicht eben diese Zufälle erfahren, und daß diese Zufälle nicht eben solche Veränderungen veranlassen sollten, als diejenigen, die mit den Abkömmlingen Sems, Chams und Japhets vorgegangen sind.

Ein kleines Volk von so einfältiger Lebensart und von so unschuldigen Sitten, als die Foleys sind, oder die Neger des Priesters Abulfauaris vor seiner Ankunft bei ihnen waren, ist unstreitig glücklich und (wenn wir die Vortheile, die es nicht genießt, aber auch nicht vermißt, an der ungeheuren Summe der Uebel, die es nicht leidet, die es nicht einmal kennt und also auch nicht fürchtet, abrechnen) glücklicher, als irgend eine große Nation in dem Stande, worin sich die Sachen dermalen noch befinden, es seyn kann.

„Das ganze menschliche Geschlecht würde also glücklicher seyn, als es jetzt ist, wenn es in lauter solche kleine Völkerschaften abgesondert wäre.“ — Ja! aber diese allgemeine Glückseligkeit würde ein Augenblick seyn.

Immer mag sie also einer poetischen Phantasie Stoff zu reizenden Gemälden von einfältig schöner Natur und arkadischen Sitten darbieten: der Punkt kann sie nicht seyn,

bei welchem wir, nach den Absichten der Natur, stehen bleiben sollen.

Eine vollkommnere Art von allgemeiner Glückseligkeit ist uns zugedacht. Noch sind zwar die Erdebewohner von diesem letzten Ziel ihrer Bestimmung hienieden nur allzuweit entfernt; aber alle Veränderungen, welche wir bisher durchlaufen haben, haben uns demselben näher gebracht; alle Triebräder der moralischen Welt arbeiten diesem großen Zweck entgegen; und so bewundernswürdig hat der Urheber der Natur sie zusammengestimmt, daß ihre anscheinenden Abweichungen und Unordnungen selbst im Ganzen zu Beförderungsmitteln desselben werden müssen.

Aeußerste Verfeinerung der schönen Künste, des Geschmacks und der Lebensart sind zugleich eine Folge und eine Ursache der äußersten Ueppigkeit und Ausgelassenheit der Sitten. Diese untergraben einen Staat so lange, bis er endlich zusammenstürzt. Aber, wenn sich dieß in einem Theile des Erdbodens und in einem Zeitpunkt ereignet, wo zugleich der ganze Inbegriff der aufklärenden und nützlichen Wissenschaften und Künste mit nicht wenigerm Eifer angebaut worden ist: so wird der eingesunkene Staat in Kurzem neu belebt und in einer ungleich besseren Gestalt und Verfassung sich aus seinen Ruinen wieder emporheben und, durch seine Erfahrung weise, die schwere Kunst gelind machen, die Privatglückseligkeit mit der öffentlichen dauerhaft zu vereinigen. Eine Erscheinung, von welcher aller Wahrscheinlichkeit nach Manche die dieses lesen, noch Augenzeugen werden dürften!

9.

Der Stand der Wilden ist die wahre Jugend der Welt, sagt Rousseau, und alle weitere Progressen sind zwar dem Anschein nach eben so viele Schritte zur Vollkommenheit des einzelnen Menschen, in der That aber zur Abnahme, Verunstaltung und Ausmergelung der Gattung gewesen.

Gerade das Widerspiel, guter Jean Jaques! Die Vereinigung der Menschen in große Gesellschaften ist in vielen Stücken dem einzelnen Menschen nachtheilig, befördert hingegen offenbar die Vollkommenheit der Gattung.

Der policirte Mensch ist nicht so stark, nicht so gesund, nicht so behend, nicht so herzhaft, nicht so frei, nicht so zufrieden mit seinem Zustande, als der Wilde. — Dieß ist von dem größten Theile der einzelnen Personen in dem einen und in dem andern Stande wahr; Rousseau selbst hat es so gut bewiesen, als man es nur verlangen kann.

Aber der policirte Mensch weiß sich aller seiner Kräfte unendliche Mal besser zu bedienen, ist unendliche Mal geschickter, seinen Wohlstand dauerhaft zu machen, weiß sich unendliche Mal mehr Vergnügungen zu verschaffen, eröffnet sich tausend neue Quellen von Glückseligkeit, die dem Wilden ganz unbekannt sind, ist unendliche Mal mehr Herr über die Natur u. s. w. — Alles dieß ist von den meisten Einzelnen mehr oder weniger falsch und von der ganzen Gattung wahr.

Rousseau hat also eine unrichtige Bemerkung gemacht; und wenn etwas dabei zu verwundern ist, so ist es, wie er sie hinschreiben konnte, ohne zu merken, wie wenig sie die Probe hält.

Nimmermehr wird unter Wilden oder unter irgend einem kleinen Volke, das dem ursprünglichen Stande noch nahe ist,

ein Palladio, ein Rafael, ein Erasmus, ein Bacon, ein Galilei, ein Locke, ein Shaftesbury, ein Montesquieu, ein Newton, ein Leibnitz gebildet werden. — Und wer kann so unwissend oder so unbillig seyn, die großen Vortheile zu miskennen, welche sich nur allein von zehn solchen Männern unvermerkt über ganze Nationen ausbreiten und mit der Zeit über die ganze Gattung ausbreiten werden.

Bedürfnisse und Talente vermehren und verfeinern sich in großen oder wenigstens emporstrebenden Gesellschaften, durch eine wechselsweise Wirkung in einander, ins Unendliche. Die Liebe zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, die Begierde, sich in Achtung zu setzen und Einfluß zu haben — um der Vortheile zu genießen, die damit verbunden sind — (denn welcher unter uns bekümmert sich um die Achtung der Japaner?) nöthigt Hunderttausende zu einer Anstrengung ihrer Kräfte, die dem Ganzen nützlich wird; und so wird durch den feinsten Mechanismus der Natur die Trägheit selbst, deren Gewicht den Wilden zu den Thieren herabzieht, in der bürgerlichen Gesellschaft zu einer Quelle wetteifernder Thätigkeit.

Ohne Vereinigung kleiner Gesellschaften in große, ohne Geselligkeit der Staaten und Nationen unter einander, ohne die unzähligen Collisionen der mannigfaltigen Interessen aller dieser größern und kleinern Systeme der Menschen würden die edelsten Fähigkeiten unserer Natur ewig im Keim eingewickelt schlummern.

Ohne sie würde die Vernunft des Menschen nie zur Reife gelangen, sein Geschmack immer roh, seine Empfindung immer thierisch bleiben. Mit gedankenlosen Augen würde er ewig den gestirnten Himmel anschauen, ohne sich träumen zu lassen, daß er fähig sey, die Bewegungen dieses

unermeßlichen Uhrwerks zu berechnen. Seine Stimme würde niemals ein Mittel geworden seyn, seinen geistigen Gedanken einen Leib zu geben und die leisesten Regungen seines Herzens Andern verständlich zu machen. Tausend bewundernswürdige Künste würden, in seinem Gehirne begraben, von seinem plumpen Witze nicht entdeckt worden und seiner ungeübten Hand unmöglich geblieben seyn. Die Musen würden seinen Geist nicht verschönert, die Grazien seine Freuden nicht veredelt, die Wissenschaften ihn nicht auf den Weg geleitet haben, sich die ganze Natur zu unterwerfen. Welche Vortheile für die Gattung! Wie ist es möglich, sie zu mißkennen?

Und wie wenig kommen dagegen die zufälligen Uebel, welche mit dem gesellschaftlichen Stande verbunden sind, in Betrachtung, wenn wir erwägen, daß eben in jenen wohlthätigen Ursachen auch die bewährtesten Mittel gegen diese liegen; daß, vermöge der Natur der Dinge, so wie jene steigen, diese abnehmen, und jeder Schritt, den wir zur Vervollkommnung der Gattung thun, eine Quelle von physischen oder sittlichen Uebeln stopft, welche der allgemeinen Glückseligkeit hinderlich waren!

10.

Es ist wahr, Alles, was von dem Hermes der Aegypter an durch die weisesten und wirksamsten Geister, durch die Heroen, durch die Gesetzgeber, durch die Erfinder, durch alle Arten von Genien, durch alle Arten von Triebfedern der moralischen Welt zum allgemeinen Besten der Gattung bisher gewirkt worden ist, besteht nur in Bruchstücken, in

Materialien, welche zum Theil noch roh, zum Theil mehr oder weniger bearbeitet da liegen.

Aber es ist eben so wahr, daß diese Materialien nur auf die Vereinigung günstiger Zufälle mit der zusammengestimmten Thätigkeit großer Seelen warten, um zu dem einzigen Werke, was würdig ist, jede fühlende und denkende Seele zu begeistern, zu einem allgemeinen Tempel der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts aufgeführt zu werden.

Religion, Wissenschaften und ihr, liebenswürdige Künste der Musen! — ihr habt in der Kindheit der Welt die rohen, verwilderten Menschen gezähmt, in Städte vereinigt, Gesetzen unterwürfig gemacht und mit der edeln Liebe eines gemeinschaftlichen Vaterlandes beseelt! — Eurer freundschaftlich vereinigten Wirksamkeit ist es aufbehalten, das große Werk zur Vollendung zu bringen und aus allen Völkern des Erdbodens — dieses Sonnenstaubs in dem grenzenlosen All der Schöpfung — ein Brudergeschlecht von Menschen zu machen, welche, durch keine Namen, keine Wortstreite, keine Hirngespinnste, kein kindisches Gebalge um einen Apfel, keine kleinfügige Absichten und verächtliche Privatleidenschaften wider einander empört, — sondern von dem seligen Gefühl der Humanität durchwärmt und von der innigen Ueberzeugung, daß die Erde Raum genug hat, alle ihre Kinder neben einander zu versorgen, durchdrungen, einander alles Gute willig mittheilen, was Natur und Kunst, Genie und Fleiß, Erfahrung und Vernunft seit so vielen Jahrhunderten auf dem ganzen Erdboden, wie in ein allgemeines Magazin, aufgehäuft haben. Eurer freundschaftlich vereinigten Wirksamkeit ist es aufbehalten, dieses glorreiche Werk zu Stande zu bringen, sage ich. Denn, getheilt oder durch unselige Vorurtheile entzweit und mit euch selbst im Streite, werdet ihr nimmermehr.

nimmermehr das wahre Ziel eurer Bestimmung erreichen! Getheilt werdet ihr ewig, wider eure Absicht, Böses stiften; vereinigt werdet ihre alle Menschen glücklich machen!

Schwärme ich? — Es sollte mir leid seyn, wenn nur Einer von denen, welche vorzüglich dazu berufen sind, auf ein so edles Ziel zu arbeiten, denken könnte, daß der einzige allgemeine Endzweck der Natur, der sich denken läßt, wenn überall ein Plan und eine Absicht in ihren Werken ist, eine Chimäre sey.

Ist es eine Chimäre — nun, so wissen wir, was wir von dieser sublunarischen Welt zu denken haben.

So macht Alles zusammengenommen eine so schale, so burleske, so sinn- und zwecklose tragikomische Pastoral-Farce aus, daß man alle Harlekins, Mezzetins und Bernardons der Welt getrost aufbieten kann, eine schalere zu erfinden! So sind alle Narren weise Leute, und die Sokrates und Aristoteles, die Epaminondas und Timoleon von jeher die einzigen Narren in der Welt gewesen! — —

Welches der Himmel verhüten wolle!

1.

Jedes gebildete Volk hat ſeine fabelhafte und heroiſche Zeit gehabt, aus welcher ſeine ſpätern Dichter den Stoff zu wundervollen Geſängen, Erzählungen und Schauſpielen hergenommen haben; eine Zeit von Halbgöttern, Rieſen und Helden, gegen welche wir arme Wichtchen der hiſtoriſchen Zeit eine ſo demüthige Figur machen, daß wir (um ſo bald als möglich aus der Verlegenheit zu kommen) uns nicht beſſer zu helfen wiſſen, als die ganze Geſchichte dieſer Wundermenſchen für Mährchen zu erklären.

Gleichwohl finden ſich auf der andern Seite ſtarke Gründe, zu glauben, daß dieſe Heroen jeder Nation einmal wirklich da waren, wirklich große Menſchen waren und Dinge thaten, die wir — weil ſie über unſre Kräfte gehen — erſtaunlich finden, wiewohl ſie ihnen ſelbſt ſehr natürlich vorkamen; ja, daß ſie in der That noch weit größer, als wohl die meiſten ſpätern Dichter und Romanſchreiber in ihrem höchſten Taumel ſich einbilden konnten, — und mit Allem dem doch — weder Götter noch Halbgötter, ſondern bloſe Menſchen waren, wie wir zu ihrer Zeit und in ihren Umſtänden ohne Zweifel auch geweſen wären.

Das ganze Geheimniß liegt darin, daß ſie noch unzerdrückte und ungekünſtelte, noch geſunde, ungeſchwächte, ganze Menſchen waren.

Wo die Natur noch frei und ungeſtört wirken kann, da macht ſie keine andre als ſolche: und wenn für jedes policirte

und verfeinerte Volk einmal eine Zeit geweſen iſt, wo es noch unpolicirt und unverfeinert war; ſo ſteigt die Geſchichte eines jeden ſolchen Volkes (ſeine älteſten Urkunden mögen verloren gegangen ſeyn oder nicht) bis zu einem Zeitalter hinauf, wo es aus einer Art Menſchen beſtand, deren Exiſtenz nach einer langen Reihe von Jahrhunderten endlich fabelhaft ſcheinen muß.

Ein frei ſtehender Menſch kann ſich ausdehnen und wachſen, kann zu dem Grade von Größe, Stärke und Tauglichkeit gelangen, wozu er die Anlage auf die Welt gebracht hat. Damit dieß wirklich geſchehe, müſſen freilich mancherlei äußere Urſachen mitwirken. Er muß, zum Beiſpiel, weder an dem, was zur Unterhaltung und Entwicklung ſeiner Kräfte nöthig iſt, Mangel leiden, noch muß es ihm gar zu leicht werden, ſich dieſe Nothwendigkeiten zu verſchaffen.

Der armſelige Zuſtand der Bewohner von Feuerland, der ewige Druck gegenwärtiger Noth, ohne Hoffnung, es jemals beſſer zu haben, iſt dem Wachsthum des Menſchen zu ſeiner natürlichen Vollkommenheit eben ſo nachtheilig und noch mehr, als das allzu freigebige wollüſtige Klima von O-Taiti, das ſeine Einwohner in ewiger Kindheit erhält, oder als die üppige Lebensart einer großen Königsſtadt.

Der Menſch, der Alles ſeyn ſoll, wozu ihn die Natur machen wollte, muß Alles erdulden können, was ihm Natur und Nothwendigkeit auflegen; aber ſein gewöhnlicher Zuſtand muß überhaupt glücklich, und ſein Gefühl für die Freuden des Lebens und das Vergnügen, da zu ſeyn, muß offen und unabgeſtumpft ſeyn. Sein Nacken muß ſich nie unter die Willkür eines Andern gebeugt haben; er muß immer unter ſeines Gleichen, das iſt unter Menſchen, die nichts ſind, als was er auch iſt oder werden kann, gelebt haben; aber

auch mit beſſern, als er iſt, damit der Vorzug, den dieſen ihre größere Tauglichkeit gibt, ihn immer zur Nacheiferung und zum Wettſtreit auffordere.

Alles dieß ſetzt eine Epoche der Nationalverfaſſung voraus, wo die Sicherheit mehr das Werk unſrer eignen Stärke und perſönlicher Verbindungen als der Geſetze iſt; wo Fürſten und Könige nur die erſten unter ihren Pairs ſind; wo Jeder gilt, was er werth iſt, Jeder wagt, was er ſich auszuführen getraut, Jeder ſo gut oder ſo böſe ſeyn darf, als ihn gelüſtet; wo das Leben eines Mannes das Leben eines Kämpfers iſt, eine fortgehende Kette von Exiſtenz nach einer langen Reihe von Abenteuern, ein ewiges Drama, gedrängt voll von Handlung und Zufällen und Wageſtücken, voll wider einander rennender oder ſich mit großer Gewalt an einander reibender Leidenſchaften; wo der Knoten meiſtens mit dem Schwert aufgelöst, und die Kataſtrophe immer die Wurzel neuer Verwirrungen wird.

Eine ſolche Epoche findet ſich in den älteſten Jahrbüchern jeder policirten Nation; und könnten wir heutigen Europäer oder vielmehr unſre Abkömmlinge (wie es denn gar nichts Unmögliches iſt) vor lauter grenzenloſer Verfeinerung und Philoſophie und Geſchmack und Verachtung der Vorurtheile unſrer Großmütter und Weichlichkeit und Uebermuth und Narrheit es endlich wieder ſo weit bringen, in Wäldern (wenn es anders bis dahin noch Wälder gibt) einzeln und gewandlos auf allen Vieren herumzukriechen und Eicheln zu freſſen; ſo wird dann auch, über lang oder kurz, die Zeit wieder kommen, wo die Nachkommen dieſer neuen europäiſchen Wilden gerade wieder die freien, wackern, kühnen, biederherzigen Leute ſeyn werden, deren Sitten und Lebensart Tacitus — ſeinen nervenloſen Römern zum Verdruß

und zur Demüthigung ihrer kleinen flattrigen, gaukelnden, niedlichen Puppenſeelchen — in einem ſo prächtigen Gemälde darſtellte.

In einer ſolchen Zeit, unter einem ſolchen Volke ungeſchliffner, aber freier, edler, ſtarker, gefühl- und muthvoller Menſchenkinder müſſen freilich die Stärkſten, die Edelſten, mit einem Worte, die Beſten gar herrliche Menſchen ſeyn. Ganz natürlich, daß das Andenken deſſen, was ſie waren und thaten, ſich Jahrhunderte lang unter ihrem Volke lebendig erhält; daß der Großvater mit verjüngender Wärme ſeinen horchenden Enkeln Geſchichten davon erzählt; daß dieſe Geſchichten in Geſängen und Liedern von einem Geſchlechte zum andern übergehen, und daß man deſto mehr davon ſingt und ſagt, je weiter ſich die Nation von jenem Heldenalter entfernt, je näher ſie dem Zeitlaufe der Policirung und Verfeinerung kommt, und je weiter ſie darin fortſchreitet. Natürlich, daß endlich eine Zeit kommen muß, wo man ſich dieſen großmächtigen Menſchen ſo ungleich fühlt, daß man an ihrem ehemaligen Daſeyn zu zweifeln anfängt und alle ſeine Einbildungskraft aufbieten muß, um ſich eine Vorſtellung von ihnen zu machen; daß eben deßwegen dieſe Vorſtellungen unwahr, übertrieben und romanhaft, kurz, daß aus den wahren, großen Menſchen der Vorwelt — fabelhafte Götter und Götterſöhne, Rieſen und Recken, Amadiſe und Rolande werden.

2.

Allein dieſe Zeit kommt nicht auf einmal; die Ausartung kann nicht anders erfolgen als ſtufenweiſe. Die nächſten

zwei oder drei Menſchenalter auf jene Heroen müſſen natürlich, in Vergleichung mit viel ſpätern noch weit mehr ausgearteten Nachkömmlingen, noch ſehr große Menſchen hervorbringen. Aber, wer in ſolchen Zeiten etliche Generationen überlebt hat, muß den Unterſchied ſchon merklich finden.

Die Ritter der Tafelrunde des Königs Artus waren gewaltige Männer in Ritterſchaft, hatten noch viel von dem hohen Muthe, ja ſelbſt noch einen Ueberreſt von der Treue und Biederherzigkeit ihrer Vorfahren. Aber was für eine Figur machen ſie mit Allem dem gegen den alten Branor, der in einem Alter von mehr als hundert Jahren noch Stärke genug hatte, ſie Alle aus dem Sattel zu werfen! Und wie noch armſeliger ſtehen ſie vor ihm da, nachdem er ihnen an ſeinem Freunde, Geron dem Adeligen, ein Muſter von Treue und Aufrichtigkeit und Großherzigkeit vor die Stirne geſtellt hat, deſſen Anblick und ſtille Vergleichung mit ſich ſelbſt (die er, wie billig, ihrem eigenen Gewiſſen überläßt) ihnen das beſchämendſte Gefühl, wie klein ſie gegen ihn ſind, geben muß!

Eine ganz ähnliche Bewandtniß hat es mit den Helden und Menſchen, die uns Homer in ſeiner Ilias und Odyſſee ſchildert. Was für Männer gegen die ſpätern, durch ihre geſchwätzige Philoſophie, ſchönen Künſte, Handelſchaft und Reichthümer verfeinerten Griechen! Keiner, bis auf den göttlichen Schweinhirten Eumäus, den der Dichter nicht durch dieß hohe Beiwort (der göttliche) über die Menſchen vom gemeinen Schlage ſeiner Zeit erheben mußte, um ihm ſein Recht anzuthun.

Aber wie mit ganz anderen Augen ſieht die Helden der Ilias der alte Neſtor an, dem ſeine hohen Jahre das Recht geben, einem Agamemnon und Achilles und Diomedes und

Ajax ins Geſicht zu ſagen: „Ich habe mit anderen und beſſeren Männern gelebt, als ihr ſeyd — Nein, ſolche Männer habe ich nie wieder geſehen und werde keine ſolche wieder ſehen, wie Peirithoos und Dryas, der Hirt der Völker, und Käneus und Exadios und der göttliche Polyphemos und Theſeus der Aegeide, der wie der Unſterblichen einer war.“ —

Man ſieht, Homer und Neſtor hatten ſchon einen ſehr verſchiedenen Maßſtab. Die Männer, die Homer göttlich nennt, ſind in Neſtors Augen gegen jene, die er dieſes Beinamens würdig hält, nur gewöhnliche Menſchen. Und ganz natürlich, da ſie zu den Helden des Jahrhunderts vor dem trojaniſchen Kriege ſich ungefähr eben ſo verhielten, wie die Griechen zu Homers Zeiten gegen die Zerſtörer von Troja.

Dieſer ſelbſt ſo große Mann hatte in einem Zeitpunkt, der in unſern Augen noch heroiſch genug iſt, ſchon ein ſtarkes Gefühl von der Abnahme der Menſchheit in ſeinen Tagen. Diomedes hebt (im fünften Buche der Ilias) einen Stein auf und ſchleudert ihn unter die Feinde, der ſo ſchwer war (ſagt Homer), „daß ihn zwei Männer, wie die Menſchen jetzt ſind, nicht tragen könnten.“

Virgil — der ungefähr neun Jahrhunderte nach Homer lebte, in einer Zeit, da die Ueppigkeit und die Ausartung in Rom der höchſten Stufe ſchon nahe waren — fühlte die Menſchen ſeiner Zeit gegen die Helden der trojaniſchen ſo klein und ſchwach, daß er, um im gehörigen Verhältniſſe zu bleiben, aus Homers zweien zwölf ſolcher Männerchen, wie man ſie im goldnen Jahrhundert Auguſts ſah, machen mußte. Freilich mag er wohl daran zu viel gethan haben, da hier blos von der körperlichen Kraft, eine gewiſſe Laſt aufzuheben, die Rede iſt, aber wenn ſeine Abſicht war, das Verhältniß jener Helden gegen die gewöhnlichen Menſchen ſeiner Zeit

überhaupt oder nach der ganzen Summe der Naturkräfte, so weit sie in einem Menschen gehen können, anzudeuten, so möchte sich wohl behaupten lassen, daß er nicht zu viel gesagt habe, und daß zum Beispiel ein Mann wie Diomedes, nackend und ohne Waffen, gegen zwölf junge Herren vom Hofe Augusts, ebenfalls in Naturalibus, kämpfend, die artigen Herren mit eben so weniger Mühe nach einander ins Gras hingestreckt hätte, als es ihm leicht war, den Stein aufzuheben und fortzuschleudern, den keiner von ihnen nur von der Stelle hätte rücken können.

3.

Man erlaube mir hier eine kleine Abschweifung, die uns nicht weit von der Hauptsache führen soll.

In den Zeiten der Entnervung der Menschheit durch Ueppigkeit und alle übrige Folgen des Reichthums und der höchsten Verfeinerung oder Ueberspannung ist es weniger die körperliche Schwäche, als die Abwürdigung und Entkräftung der Seelen, die Stumpfheit ihres innern Sinnes für das wahre Große, was sie gegen die herrlichen Naturmenschen der Vorwelt so klein erscheinen macht. Wie sollten sie das Vermögen haben, zu thun, was diese vermochten, da sie nicht einmal fähig sind, das Große in den edelsten Gesinnungen oder Handlungen derselben zu fühlen?

Plutarch hat uns in seinem Leben des Pompejus ein sehr auffallendes Beispiel hiervon aufbehalten, das einen Zug von Achills Betragen in der großen entscheidenden Scene der Ilias betrifft. Um meine Leser darüber selbst urtheilen zu lassen, muß ich diese Scene mit zwei Worten in ihr Gedächtniß

zurück rufen. Die Trojer alle haben ſich vor der Wuth des Achilles hinter die Mauern ihrer Stadt geflüchtet; die Thore ſind verſchloſſen; nur der einzige Hektor iſt außer den Mauern zurück geblieben, entſchloſſen, zu ſterben oder dem Zerſtörer ſeines Volkes das Leben zu nehmen; das griechiſche Heer ſteht in einiger Entfernung gegenüber, und die Götter ſchauen ſchweigend vom Olymp herab. Hektor, unerbittlich dem Flehen ſeines Vaters und ſeiner Mutter, ſteht und erwartet den kommenden Feind. Aber, indem Achilles, „dem Gott der Schlachten gleich, in ſeinem Harniſch, der wie lodernd Feuer oder wie eine Morgenſonne Strahlen wirft, den furchtbaren Speer in ſeiner Rechten ſchwingend, auf ihn zugeht," — überfällt ein ungewohntes Entſetzen Hektorn; ihm entſinkt der Muth, der ihn zur letzten Hoffnung ſeines unglückſeligen Volkes und Hauſes machte; er kann den Anblick des Stärkern, der über ihn gekommen iſt, nicht ertragen, er flieht. Dreimal jagt ihn Achilles rund um die Mauern von Troja, und ſo oft der verſtürzte Hektor, Hülfe von den Seinigen zu erhalten, ſich innerhalb eines Pfeilſchuſſes den Thürmen nähern will, treibt ihn jener wieder ins offene Feld gegen die Stirne des griechiſchen Heeres zurück — winkt aber zugleich den Seinigen mit dem Kopfe und wehrt ihnen, mit Pfeilen nach Hektorn zu ſchießen, „damit nicht ein Anderer ihm den Ruhm wegnähme, Hektorn erlegt zu haben, und er nur der Zweite wäre."

Wer die Ilias auch nur mit dem mäßigſten Antheile von Menſchenſinn geleſen hat, muß fühlen, daß Achilles nicht Achilles hätte ſeyn müſſen, wenn es ihm in dieſem glorreichen entſcheidenden Augenblicke hätte gleichgültig ſeyn ſollen, ob die Seele ſeines Freundes Patroklus und aller übrigen Griechen, welche Hektor zum Orcus geſendet hatte, durch

ihn oder einen Andern gerochen würde, und Troja durch ſeine oder eines Andern Hand fiele. Gleichwohl (ſpricht Plutarch) fanden ſich Leute, die in dieſem Gefühl und Betragen des Achilles etwas unendlich Kleines fanden. „Achilles, ſagten ſie, thut hier nicht die That eines Mannes, ſondern eines thörichten, nach Ruhm ſchnappenden Knaben.“ Die feinen Moraliſten! Nach dem hohen Ideal dieſer Schulmeiſter hätte es Achillen gleich viel ſeyn ſollen, wer Hektorn erlegte, er oder Therſites, wenn die That nur gethan würde; denn „dem Weiſen iſt's ja nie um ſich, ſondern immer nur um die Sache ſelbſt zu thun!“ — O die Gräculi, die Gräculi! Wie ſehr Achill zu beklagen iſt, daß er kein Stoiker war! daß er zu früh in die Welt kam, um bei einem Chryſippus oder Poſidonius in die Schule zu gehen und zu lernen, was für eine kindiſche Sache es um die Leidenſchaften iſt! — Freilich, in den wilden Zeiten, worin er das Unglück hatte geboren zu werden, wußten die Leute noch wenig von guter Lebensart. Da zankten Könige und Feldmarſchälle ſich noch im bitterſten Ernſt um — eine hübſche Dirne, geriethen um ſo einer Kleinigkeit willen in ſolche Wuth, daß ſie, mit Hintanſetzung aller Wohlanſtändigkeit, einander ſchimpften, wie die Karrenſchieber. — Da ſetzte ſich der göttliche Achill ans Ufer hin und weinte wie ein kleines Mädchen, daß ihm Agamemnon ſeine Puppe genommen, oder (was in den Augen eines ſtoiſchen Schulmeiſters auf Eines hinaus lief) daß ihm die Griechen ſeinen verdienten Antheil an der Beute, an deren Gewinnung er ſein Leben geſetzt, wieder weggenommen und ihn dadurch beſchimpft hatten u. ſ. w. Welche Thorheiten! welche Kindereien! Und der einfältige Homer, der ſelbſt Kind genug war, aus ſolchen Kindern ſeine Helden zu machen, ließ ſich ſo wenig davon träumen, wie irgend eine große Natur

ohne Leidenſchaft ſeyn könnte, daß er auch ſogar ſeine Götter mit eben ſo läppiſchen Leidenſchaften begabte — wofür ihm dann auch Plato, Cicero und ſo viel andere große Männer (die zwar weder Iliaden gethan, noch Iliaden gedichtet haben) nach Verdienen den Text geleſen haben! — Doch, freilich, was können am Ende Homer und ſeine Helden dafür? Sie trugen die Laſt ihrer Zeiten, wo die Menſchen noch waren, wie ſie die bloße Natur macht — wie ſie in dem groben ungeſchliffenen Zuſtand eines Volkes, das noch Nerven hat, ſeyn können. Ach! die Nerven, die Nerven! die ſind immer (wie Herr Pinto weislich bemerkt hat) an allem Uebel ſchuld! Man kann daher nicht genug eilen, ſie ihrer unbändigen, ſo viel Unheil in der Welt ſtiftenden Schnellkraft zu berauben! Denn, haben wir nur dieſe erſt einmal weggeſchwelgt oder wegphiloſophirt oder weggetändelt oder, auf welche Art es ſey, außer Activität geſetzt: dann räckeln wir uns hin und, weil wir keine Nerven mehr haben, um zu lieben oder zu haſſen, vernunften oder faſeln wir über die Herrlichkeit der Weſen ohne Sinne und Leidenſchaften; — und, weil wir keine Nerven mehr haben, etwas zu unternehmen und auszuführen, beweiſen wir, daß der Weiſe weder Hand noch Fuß regen, ſondern blos zuſchauen müſſe; und, weil wir ohne Nerven ſind und in dem Staate, worin wir zu leben die Ehre haben, auch keine nöthig haben, ſondern Drahtpuppen, nervis alienis mobilia ligna, ſind, ſchwingen wir uns über die parteiiſchen kleinfügigen Bürgertugenden hinweg und — ſchwatzen von allgemeiner Weltbürgerſchaft. — Kurz, je mehr wir durch die Abſchälungen und Abſtreifungen, die man mit uns vorgenommen, verloren haben, je ſpitzfindiger werden wir, uns zu beweiſen: daß ein Menſch deſto vollkommner ſey, je abgeſtreifter er iſt, das iſt, je weniger er zu verlieren hat; ſo

daß einer erst dann ganz vollkommen wäre, wenn er gar nichts mehr zu verlieren hätte, das ist, wenn er gar nichts mehr wäre; — welches bekannter Maßen das höchste Gut gewisser Fakirn und Schüler des Fohi in Indien und allerdings ultima linea rerum, die unterste Stufe der Abnahme des menschlichen Geschlechts ist, der wir, leider! zwar immer näher und näher kommen, sie selbst aber vermuthlich doch niemals völlig erreichen werden.

4.

In dem Kreise, worin uns die Natur ewig herum zu drehen scheint, lassen sich gleichsam zwei Pole angeben, wovon der eine den höchsten Punkt der natürlichen Gesundheit, Größe und Stärke des Menschen, und der andere den tiefsten Punkt der Kleinheit, Schwäche, Erschlaffung und Verderbniß bezeichnet. Jedes Volk in der Welt (dünkt mich) ist dazu gekommen oder wird dazu kommen, sich erst auf dem einen und endlich auf dem andern dieser Punkte zu befinden.

Und wo suchen wir nun den ersten dieser Zeitpunkte, den Zenith der natürlichen Vollkommenheit des Menschen? — Wahrlich nicht in den gepriesenen goldnen Altern der Philosophie und des Geschmacks, nicht in den Jahrhunderten Alexanders, Augusts, Leons X. und Ludwigs XIV. Das kann wohl Niemanden mehr einfallen, der diese goldnen Zeiten ein wenig genauer angesehen und nur einen Begriff davon hat, was Mensch ist und seyn kann. Auszierung, Einfassung, Schminke und Flitterstaat macht es nicht aus; etliche gute Maler, Bildhauer, Poeten und Kupferstecher wahrlich auch nicht! Man zeige mir in einem von diesen Jahrhunderten

den Mann, der ſich vor Karln dem Großen. dem Sohn eines barbariſchen Zeitalters (wie wir's, den Griechen nachplappernd, zu nennen pflegen), nicht zur Erde bücken müſſe! Man meſſe (alle Umſtände gegen einander gleich gewogen) die Alcibiaden, Alexander, Cäſarn (für die ich meines Orts übrigens allen Reſpect habe), und neben ihm werden ſie kleiner ſcheinen, wie Lanzelot vom See und ſeine Genoſſen neben dem alten Branor, der eines ganzen Hauptes länger war, als ſie alle — wie die alte Geſchichte ſagt.

Ich vergeſſe nicht, daß es unbillig wäre, Karln die Tugenden ſeiner Zeit und jenen Griechen und Römern die Untugenden der ihrigen ohne Abzug anzurechnen. Aber es iſt auch hier nicht vom perſönlichen Vorzuge dieſer großen Menſchen (wiewohl ich glaube, daß Karl auch von dieſer Seite der gewinnende Theil ſeyn würde), ſondern von dem Vorzuge der Zeiten die Rede — und gewiß gebührt er derjenigen, wo man der künſtlichern Ausbildung und Aufſtützung eben darum nicht bedarf, weil die Natur noch Alles thut.

Ich weiß ungefähr, was ſich zum Vortheil der Verfeinerung in Sitten und Lebensart, die wir den großen Monarchien und Hauptſtädten, dem Luxus, der Nachahmung der alten Griechen und Römer, dem Handel, der Schifffahrt und ſo weiter zu danken haben — und was ſich gegen die rohe Lebensart und die derben Sitten der Patriarchen-, Helden- und Ritterzeit, ſagen und nicht ſagen läßt. Es iſt eine ausgedroſchne erſchöpfte Materie, an der ich weder mehr zu dreſchen, noch zu ſaugen Luſt habe. Aber hier iſt die Frage: in welcher von beiden die Menſchheit lautrer, geſunder, ſtärker und ſogar gefühlvoller geweſen ſey? — Denn unſere alkoholiſirte und ſo oft nur affectirte Empfindſamkeit, die wir voraus zu haben glauben, iſt nur ein ſchwaches Surrogat für die

lebendigen, ſtarken, voll ſtrömenden Gefühle der Natur. Oder vielmehr es iſt keine Frage: die Sache ſpricht für ſich ſelbſt; und Niemand, ſo ſehr ihn auch die Laſt unſerer Zeit zuſammen gedrückt oder der Taumel unſerer vermeinten Vorzüge verdumpft haben mag, kann nur einen Augenblick anſtehen, auf welche Seite er entſcheiden ſoll.

5.

Wir ſind alſo, leider! nicht mehr, was unſere Vorväter waren. Fuimus Troes! Wir gewinnen im Kleinen und verlieren im Großen. Unſere Abnahme, unſer Verfall iſt ſchon ſeit Jahrhunderten die allgemeine Klage. Alles dieß iſt ausgemacht. Aber liegt die Urſache davon in der Natur ſelbſt, die, wie Lucrez meint, als eine durch viele Geburten geſchwächte Mutter nicht mehr Kräfte genug hat, ſo große Körper und gewaltige Thiere hervorzubringen, wie vormals? Oder liegt ſie in äußern Urſachen und iſt eine nothwendige Folge des ewigen Wechſels der menſchlichen Dinge? — Erſtreckt ſie ſich auf die Menſchheit überhaupt, oder trifft ſie nur beſondere Völker und Zeiten? Gibt es irgend einen Punkt, wo ſie ſtill ſteht? einen Kreislauf, der uns wieder dahin zurück bringt, wo wir ſchon geweſen ſind? Oder hat dieſe fatale Abnahme keine Grenzen? Haben wir von Adam und Even an abgenommen und werden ſo lange, von Generation zu Generation, immer kleiner, ſchwächer und verkrüppelter werden, bis endlich (wie es einſt der Nymphe Ekho und dem Zauberer Merlin erging) nichts als eine bloſe Stimme und zuletzt (wenn auch dieſe ausgetönt haben wird) gar nichts mehr von uns übrig iſt?

Eine kurze Fortsetzung meiner bisherigen Betrachtungen wird uns eine, wie mir's scheint, sehr natürliche Auflösung dieser Fragen an die Hand geben.

6.

Wie alle Meinungen der Menschen, selbst die ungereimtesten, sich immer auf irgend eine Thatsache stützen; und wie wir Sterbliche fast immer nicht durch das, was wir sehen, sondern durch das, was wir daraus schließen, betrogen werden: so scheint es auch hier ergangen zu seyn. Man bemerkte von einem gewissen Punkte bis zu einem andern eine stufenweise Abnahme; und nun schloß man: die Menschen haben also immer abgenommen und werden immer abnehmen, haben schon zu Homers, ja schon zu des Patriarchen Jakob Zeiten abgenommen, sind folglich desto größer und vollkommner gewesen, je näher sie dem Ursprung der Menschheit waren, und werden desto schlechter, je weiter sie sich davon entfernen. Und nun ließ man die Einbildungskraft ausrennen.

Ich will — um die Sache durch ein etwas kurzweiliges Beispiel zu erläutern — nur bei einem einzigen Vorzug verweilen, den ein fast allgemeiner Glaube den Menschen der ältesten Welt einräumt — nämlich den Vorzug einer ungeheuren körperlichen Größe. Wir wollen sehen, was wohl an der Sache seyn mag, und mit welchem Grunde sich daher auf die Abnahme der menschlichen Gattung schließen läßt.

Nach dem Berichte der Talmudisten war Adam, selbst nach dem leidigen Fall (wodurch er auch in diesem Stücke

unendlich viel verlor) noch immer neunhundert Ellen hoch, so daß ein Swiftischer Brobdignak gegen ihn nur ein Lilliputter gewesen wäre. Die Araber (nach der Erzählung des Wanderers Monkonys) machen sich keinen viel kleinern Begriff von der Größe unsrer ersten Stammältern; denn sie zeigen bis auf diesen Tag drei Berge oder Hügel in der Ebene von Mekka, auf deren Einen Eva ihren Kopf und auf die beiden andern (welche zwei Musketenschüsse weit von jenem abstehen) ihre Knie bei einer gewissen Gelegenheit gestützt haben soll. — Doch man weiß, daß die Morgenländer starke Liebhaber vom Vergrößern sind. Wir wollen uns also an einen neuern abendländischen Gelehrten halten, der sich viele Mühe gegeben hat, auf den Grund der Sache zu kommen.

Herr Nicolaus Henrion, Mitglied der Académie des Inscriptions zu Paris im ersten Viertel dieses Jahrhunderts, ein Mann, der eine große Stärke in den morgenländischen Sprachen besessen haben soll, arbeitete viele Jahre Tag und Nacht an einem großen Werke über Maße und Gewichte aller Zeiten und Völker des Erdbodens. Es war seine Lieblingsbeschäftigung; aber, je mehr er Entdeckungen machte, und je tiefer er sich in die alte Welt hineingrub, je mehr wuchs seine Arbeit ins Unermeßliche; und so überraschte ihn der Tod, eh' er damit zu Stande kommen konnte. Der Umstand, daß alle Völker von jeher mit Füßen gemessen haben, brachte ihn auf Untersuchung der verschiedenen Größe des menschlichen Fußes, und diese auf Ausmessung der ganzen Größe der Menschen in verschiedenen Zeitaltern. Im Jahre 1718 brachte er der Akademie eine chronologische Tabelle der Verschiedenheiten der Länge des menschlichen Körpers, von Erschaffung der Welt an bis zur christlichen Zeitrechnung, so wie er sie nach seinen vermeinten Entdeckungen

ausgerechnet hatte. Vermöge derſelben hätten ſich zwar die Rabbinen um etwas verrechnet; jedoch bliebe unſern Stammältern immer noch eine ſehr anſehnliche Länge. Adam war, nach Henrions Tabelle, einhundert drei und zwanzig Fuß neun Zoll Pariſer Maß, und Eva einhundert und achtzehn Fuß neun und drei Viertel Zoll lang; beide alſo ungefähr achtzehn bis zwanzig Fuß länger, als der berühmte Koloß zu Rhodus. Bei der neunten Generation zeigte ſich bereits eine merkliche Abnahme; Noah hatte ſchon zwanzig Fuß weniger als Adam: und bei der neunzehnten ſchrumpfte das Menſchengeſchlecht vollends zu wahren Zwergen ein; denn Vater Abraham maß nur noch ſieben und zwanzig bis acht und zwanzig Fuß. Nun wurden die Zeiten immer ſchlechter, ſo daß für Moſe nur dreizehn und für den thebaniſchen Hercules kaum zehn Fuß blieben. Alexander der Große mußte ſich an ſechs Fuß begnügen laſſen; und Cäſar (zu deſſen Zeiten man die Größe eines Mannes ſchon lange nicht mehr nach Füßen ausmaß), Cäſar konnte ein großer Mann mit fünfen ſeyn.

Schade daß die Akademie der Aufſchriften uns nicht wenigſtens einen Theil der Gründe und Belege hat mittheilen wollen, womit Henrion dieſen merkwürdigen Maßſtab der Menſchheit ohne Zweifel zu rechtfertigen im Stande war. Man hätte ſie doch wohl in ſeinen nachgelaſſenen Papieren finden ſollen. Inſonderheit hätte ich ſehen mögen, aus was für Gründen er uns hätte begreiflich machen wollen, wie, zu einer Zeit, da die menſchliche Gattung ſchon auf zwölf bis dreizehn Fuß eingeſchrumpft war, die Kinder Enaks noch ſo ungeheure Popanze ſeyn konnten, daß die iſraelitiſchen Kundſchafter ſich ſelbſt gegen jene nur wie Heuſchrecken vorkamen.

Der Abbé Tillabet hatte der Akademie schon lange zuvor (im Jahre 1704) eine Abhandlung über die Riesen vorgelesen, worin er aus heiligen und profanen Scribenten bewies, daß es in den ersten zwei Jahrtausenden Riesenvölker gegeben habe, und daß nicht nur Adam und die ersten Patriarchen, sondern auch die Anführer der morgenländischen Colonien, die nach und nach die Abendländer bevölkert haben, insgesammt Riesen gewesen.

Einige Jahre darauf nahm Mahudel die Frage wieder auf, und weil ihn däuchte, daß Tillabet die Sache ein wenig zu leichtgläubig und seichte behandelt habe, so untersuchte er sie, in der echten Shandyschen Manier, als ein Naturkundiger, Zergliederer, Mechanicus, Geschichtsforscher, Kunstrichter, Staatsmann, Moralist, Oekonomist u. s. w., und so fand sich denn freilich, daß die Männer, die, mit einer Fichte statt des Stabes in der Hand, über Berg und Thal daher schritten und denen, wenn sie ins Meer hineingingen, das Wasser kaum bis an die Kniekehlen reichte, bei genauerer Ausmessung zu ganz leidlichen Ungeheuern wurden, so wie das fürchterliche weiße Gespenst, das uns die Haare zu Berge stehen machte, beim Lichte besehen und mit Händen betastet, zu einem unschuldigen — Hemde wird. Dieß gilt nicht nur den Mährchen solcher Geschichtschreiber, wie zum Beispiel der Mönch Helinand und sein leichtgläubiger Nachschreiber Tostat; nicht nur der Höhle des Polyphemus, dieses berühmten Cyklopen, der nach Fasels Versicherung zweihundert Ellen lang war und zu Drepano in einer Höhle wohnte, die der Jesuit Kircher (der sie gemessen) sieben bis acht Fuß hoch befunden; nicht nur dem sechs und vierzig Ellen langen Skelet des Orion in Kreta (beim Plinius), welches die Kritik mit gutem Fug auf sechs Ellen heruntersetzt, und das

auch dann noch immer für eine Reisebeschreibers-Lüge groß genug ist; selbst Goliath und König Og von Basan, für deren ungeheure Statur wir ein sehr ehrwürdiges Zeugniß haben, sinken ohne Nachtheil der Autorität desselben nach Mahudels Berechnung zu einer unsre Einbildungskraft weniger ermüdenden Länge herab. Kurz, seiner bescheidenen Meinung nach, sind zwölf Fuß das Höchste, was man irgend einem Riesen zuzugestehen schuldig ist; und die beglaubte Geschichte stellt keinen Einzigen auf, der dieses Maß überschritten hätte.

So wenig dieß auch denen vorkommen mag, die von einem zweihundert Ellen langen Kerl wie von der alltäglichsten Sache von der Welt sprechen: so dünkt mich doch, Mahudel habe den festen Punkt der wahren kolossalischen Größe des Menschen noch viel zu hoch gesetzt, und man habe, um der Mythologie und Geschichte alle Billigkeit zu erweisen, nicht nöthig, sie über sieben Fuß anzunehmen; denn die höchst seltnen Ungeheuer, die dieß Maß überschritten haben möchten, verdienen, wenn die Frage von höchster natürlicher Vollkommenheit ist, eben so wenig in Betracht zu kommen, als die zwei- oder dreiköpfigen Mißgeburten.

7.

Was in unsern Zeiten wegen der Patagonen vorgegangen, gibt uns ein klares Beispiel, wie es, sehr natürlicher Weise, mit den historischen und kosmographischen Vergrößerungen zuzugehen pflegt. Vielen ältern Reisebeschreibern zufolge waren diese Bewohner der westlichen Küste des Magellanischen Landes noch einmal so hoch als Europäer von gewöhnlicher Statur; und dieß bestätigte Frezier in seiner

Reiſebeſchreibung von 1732 aus dem Munde verſchiedener Spanier, die als Augenzeugen ſprachen. Zwei und dreißig Jahre hernach befuhr (bekannter Maßen) der Commodor Byron die Küſte, wo dieſe Titanen zu Hauſe ſeyn ſollten; er ſah ſie, und, wiewohl ſie ihm noch immer groß genug vorkamen, um mit allem Reſpect, den man ſeinen Höhern ſchuldig iſt, von ihnen zu ſprechen, ſo fand er ſie doch wenigſtens um drei bis vier Fuß kleiner, als die Spanier (die das Große lieben) ſie gemacht hatten. Der größte, den er unter etlichen Hunderten ſah, ſchien ihm, dem Augenmaß nach, nicht viel kleiner als ſieben Fuß. Endlich lernte Capitain Wallis zwei Jahre darauf die nämlichen Rieſen kennen, die man, weil ſie faſt immer zu Pferde ſind, eben ſo wohl hätte zu neuen Centauren machen mögen. Zu gutem Glück hatte er juſt ein paar Meßruthen bei ſich. In ſolchen Fällen iſt nichts über eine Meßruthe, um hinter die eigentliche Wahrheit zu kommen. Man maß die Längſten unter ihnen, und, ſiehe! es fand ſich nur Einer, der ſechs Fuß ſieben Zoll maß, und etliche wenige von ſechs Füß fünf bis ſechs Zoll; die meiſten hatten nur fünf Fuß zehn Zoll bis ſechs Fuß. — Und ſo ſchmolz eine Länge, die nach ſpaniſchem Augenmaß zehn bis eilf Fuß betrug, in einem engländiſchen Auge auf ſieben und durch die Meßruthe auf ſechs bis ſiebenthalb herunter.

Man muß geſtehen, dieß iſt immer noch viel, und eine ganze Nation ſolcher ſtattlicher Männer, mit Weibern nach Proportion, muß für einen armen Europäer allerdings ein ſonderbarer und ſchauerlicher Anblick ſeyn. Aber ſehr vermuthlich iſt die Größe dieſer Patagonen auch das non plus ultra der menſchlichen Statur; und wenn wir von der angeblichen Größe der Menſchen in den Patriarchen- und

Heldenzeiten Alles abziehen, was davon auf Rechnung der verschiednen Maße und des Betrugs der Augen und der Lügenhaftigkeit der Wanderer, Seefahrer und Dichter und der Vergrößerung, die jede Sache durch das Fortwälzen aus einem Munde in den andern erhält, zu setzen ist; so wird wohl eine Länge von siebenthalb bis sieben Fuß das Höchste seyn, was die Riesengeschlechter der ältesten Zeit und die stattlichsten Männer der heroischen und ritterlichen zu fordern haben. Hercules hatte, nach der Ausrechnung des Pythagoras, sieben Fuß; eben so viel hatte Karl der Große — wiewohl er diesen Beinamen einer andern Größe zu danken hat. Ich kenne aus der Geschichte keinen dritten Mann zu diesen beiden. Ihre Stärke war in Verhältniß mit ihrer Größe; sie waren unermüdet in Thätigkeit, tapfer in Duldung, mächtig im Streit und mächtig in Frauenliebe. Wie sollten wir also nicht sicher annehmen können, daß die Statur dieser zwei gewaltigsten Söhne des Himmels und der Erde das wahre Maß heroischer Größe und Majestät sey, welches verbunden (wie bei jenen beiden) mit Stärke und Schönheit, diejenige äußerliche Gestalt gibt, die eines Mannes würdig ist, vor dem (nach Shakespeare's Ausdruck) die Natur aufstehen und sagen soll: Das ist ein Mann!

8.

Gesetzt nun, die Natur habe in den ersten Zeiten unsrer Welt lauter Menschen von diesem Schlage oder wenigstens viele dergleichen hervorgebracht; mit welchem Grunde kann man sagen, sie habe in der Folge die Kraft verloren, ihres Gleichen hervorzubringen? Wie sehr weit sind Hercules und

Karl der Große der Zeit nach von einander! Oder wollte man einwenden, dieß wären einzelne außerordentliche Männer gewesen: hatte Hercules nicht seinen Theseus und Peirithous? Waren nicht die Argonauten seine Spießgesellen? Hatte Karl nicht seine Pairs, seinen Roland und so weiter? Sie waren die ersten unter ihren Pairs, wie Achill unter den Helden der Griechen; aber ihre Pairs waren keine gemeine Menschen. — Und finden wir nicht, noch auf diesen Tag, bei den ungebändigten Völkern Asiens und der neuen Welt die ganze Anlage, ja selbst einen großen Theil der Eigenschaften und Tugenden der heroischen Zeiten? die großen Körper, die Stärke und Behendigkeit, die Duldsamkeit, den Muth, die Treuherzigkeit, die zu Tacitus Zeiten das Eigenthum der Germanen und anderer nordischen Völker waren? Die edelsten unter den westindischen Horden und Stämmen sind uns noch wenig bekannt; aber was für eine Anlage entdeckt sich, zum Beispiel, schon in dem Wenigen, was uns Cook von den Neuseeländern erzählen kann! — Ihre Zeit ist noch nicht gekommen. Denn, nach der Analogie zu urtheilen, geht ein unvollkommner Stand der Wildheit vor dem heroischen Zeitalter eines Volkes vorher, weil zu diesem schon ein gewisser höherer Grad von Entwicklung und Ausbildung, ein gewisser Fortgang der Kriegskünste und eine weniger dürftige Lebensart gehört. Ihre Zeit ist also noch nicht gekommen. Aber warum sollte sie nicht endlich eben so wohl kommen, als die Zeit der alten Pelasger, Iberier, Germanen und Britten — und (auf einer andern Seite des Erdbodens) der Saracenen, der Türken, der Mongolen Zeit gekommen ist?

9.

Wie dem auch ſey, nichts bedarf wohl weniger einer ernſthaften Widerlegung, als die Meinung von einer immer zunehmenden Entkräftung der Natur und ſtetem Abnehmen der Menſchheit. Wo man jemals Abnahme geſehen hat, da hat man ſie bei einzelnen Völkern geſehen — und immer waren es ſittliche Urſachen, immer war es ſtufenweiſe Entnervung und Verderbniß durch Tyrannei, übermäßige Ungleichheit, Hoffahrt, Ueppigkeit und zügelloſe Sitten, was endlich im ganzen Staatskörper dieſe Kacherie hervorbrachte, die ſich mit ſeinem Tod endigte. — Die Verderbniß und Schwäche ging nie ins Unendliche; ſie hatte immer ihr gewiſſes Maß, wie Geſundheit und Stärke auch.

Als es mit den Römern dahin gekommen war, daß der Name Römer, der vormals Königen Ehrfurcht einflößte, bei den Gothen zu einem Schimpfnamen wurde, den kein ehrlicher Kerl auf ſich ſitzen laſſen konnte, — ſo war es auch aus mit ihnen. Dieſe ausſchweifendſten, raubgierigſten, niederträchtigſten aller Menſchen, die das Schändlichſte zu thun und zu leiden fähig waren, wurden zuletzt auch die feigſten und wehrloſeſten des Erdbodens. — Tiefer iſt nie ein anderes Volk geſunken. Aber ihr Verderben war, gleich einer Seuche, die nicht über einen gewiſſen Kreis hinaus kann, in die Grenzen ihrer Sitten eingeſchloſſen. Die Gothen, Vandalen, Longobarden, Franken, Sueven und ſo weiter, die ihre Herren wurden, blieben lange unangeſteckt. Das große ungeheure Aas lag und moderte; aber, was noch von geſunden Beſtandtheilen übrig war, verlor ſich in einer neuen Schöpfung. Neue Völker, neue Namen, neue Reiche, Verfaſſungen, Sitten und Sprachen gingen aus den Trümmern

der alten Welt hervor; und nun fing ſich der Cirkel wieder an. Die Römer, denen Horaz ſo viel Böſes weisſagte, waren den Römern aus den Zeiten der Coriolanus, Curius, Cincinnatus nicht unähnlicher, als wir heutige Europäer unſern Stiftern und Altvordern ſind. Unſer Fortgang ins Schlechtere wird, trotz aller unſrer Palliative und Betäubungsmittel, immer ſichtlicher. Eine Kraft, die mächtiger iſt als wir, ſtößt uns immer näher gegen jenen Punkt, der noch allen Völkern, die ihn berührt haben, verderblich geweſen iſt. Werden wir vielleicht allein die Ausnahme machen?

Aber, was daraus auch werden mag, die menſchliche Gattung überhaupt wird nichts dabei verlieren. Andre Völker, die jetzt noch in der Wildheit ihres kindiſchen Alters herumlaufen, werden ihre Jugendſtufe beſteigen; unverdorbene, kraftvolle, gutartige Menſchen — wenn anders unſre kosmopolitiſche Neigung, auf dem ganzen Erdenrunde herumzuſchwärmen und allen Völkern, von Grönland bis in die Südſeeinſeln, unſre Künſte zu zeigen und unſre häßlichen Krankheiten mitzutheilen, bis dahin noch unangeſteckte Menſchen übrig läßt — werden die Patriarchen neuer Zeitalter werden; neue Helden, neue Argonauten, neue Orpheen und Oſſiane, neue Ritter von der Tafelrunde — kurz, die ganze Geſchichte, wie ſie Virgil in ſeiner vierten Idylle in ſo ſchönen Verſen weisſagt, wird unter andern Formen und in andern Gegenden wieder kommen; und in dieſer Ordnung der Natur wird ſich die Menſchheit vielleicht noch lange fortdrehen und von Zeit zu Zeit neu geboren werden, wachſen, blühen, reifen, abnehmen, verderben und dann wieder auferſtehen und wieder blühen und wieder verderben, bis die Erde endlich ihre Zeit erfüllt hat, und eine Begebenheit, die alle übrige verſchlingt, die Scene ſchließen wird.

Ich will damit nicht ſagen, daß dieſe kreisförmige Bewegung, womit ſich die menſchlichen Dinge umwälzen, ein wahrer Cirkel ſey. Man hat vielmehr Urſache (wie mich däucht), zu glauben, daß es keiner ſey. Kein Volk hat jemals die Stufe wieder betreten, von der es einmal herabgefallen, noch durch irgend ein Wunder der Kunſt die natürlichen Kräfte wieder bekommen, die es einmal verloren hatte. Die Perſer ſind nie wieder geworden, was ſie unter Cyrus waren; die Athener haben ſich nie von ihrem Alcibiades, die Spartaner nie von ihrem Lyſander wieder erholen können. Es ſcheint, die Reihe des Steigens und Fallens müſſe nach und nach an alle Völker kommen — welche nicht, wie die Grönländer, Lappen, Kantſchadalen und ihres Gleichen, mit eiſernen Banden des Klimas gefeſſelt, ihr Daſeyn im ſtarren Nebel der Dumpfheit, wie halb erfrornen Menſchen zukommt, hinträumen.

10.

Aber hier iſt es hohe Zeit, zu ſchweigen! — Denn der Natur heiligen Schleier aufzudecken, in ihr inneres Räderwerk zu ſchauen und zu zeigen — wie Eins ins Andere greift, und wie, durch den ewigen Streit und die ſcheinbare Verwirrung der Theile, das Ganze im Gang erhalten wird; wie alles Uebel gut, aller Tod Leben iſt, und wie alle die tauſendfachen Bewegungen der Dinge, auf und nieder, vorwärts und rückwärts, in concentriſchen und excentriſchen Kreiſen, am Ende doch nur *eine* unmerklich fortrückende Spirallinie machen, die Alles ewig dem allgemeinen Mittelpunkt nähert, — dieß iſt eine Aufgabe, deren Auflöſung

ganz andere Organe und einen ganz andern Gesichtskreis als den unsrigen zu erfordern scheint.

Nur eine oder zwei Anmerkungen mögen mir noch vergönnt seyn, um (wo möglich) Mißverstand zu verhüten, wiewohl ich je länger je mehr lerne, daß man dazu ganz besonders von den Feen begabt seyn müsse.

Meine Absicht ist eben so wenig, unserm Jahrhundert Hohn zu sprechen, als ihm zu schmeicheln. Ich halte es für keines der wirksamsten Mittel, seine Zeitgenossen zu bessern, wenn man ihnen, wie Swift, immer beleidigende Dinge sagt. Aber, sie immer zu streicheln und liebzukosen und einzuwiegen und in Schlaf zu singen, taugt auch nichts.

Es ist sehr natürlich, daß ein Mann, der dem Spiele schon eine ziemliche Weile zusieht, wenn er immer mit den Vorzügen unsrer Zeit und den Vortheilen unsrer Aufklärung, unsrer Verfeinerung, unsrer Weltbürgerei und so weiter klappern hört und doch nirgends sieht, daß es darum besser, wohl aber, daß es immer desto schlechter geht: — daß ein solcher einmal des Klapperns überdrüssig wird und ein Wort sagt, das er (weil es doch zu nichts helfen wird) eben so wohl hätte ungesagt lassen können.

Wenn denn aber gleichwohl (wie das Niemand wissen kann) hier oder dort Jemand dadurch veranlaßt würde, der Sache weiter nachzudenken, die natürlichen Folgen daraus zu ziehen und auf die nächsten Mittel zu denken, wie er's (wenigstens für seine Person) zu machen hätte, um das Bißchen Menschensinn und Menschenkraft und Freude an seinen Mitgeschöpfen und sich selbst und Glauben und Liebe, Wahrheit und Treue, womit ihn Gott in die Welt ausgesteuert, so viel er noch davon übrig hätte, aus diesem großen Getümmel, Zusammenlauf und Jahrmarkte der Welt

glücklich davon zu bringen und in der Stille ſeines häuslichen Lebens, zu ſeinem und der ſeinigen Nutzen und Frommen, anzulegen: — das wäre denn gleichwohl auch ſo übel nicht!

Ich genieße dankbarlich alles Gute, was uns Künſte und Wiſſenſchaften gewähren, wärme mich zuweilen an ihrem Feuer, wenn mir vielleicht beſſer wäre, ins Freie hinaus zu gehen und mir durch tüchtige Bewegung warm zu machen, und laſſe mir oft ihre Laterne leuchten, ohne gewahr zu werden, daß es heller Tag iſt — wie es vielen unter euch, liebe Freunde, wohl auch gegangen ſeyn wird.

Inſonderheit habe ich immer große Hochachtung für die goldnen Jahrhunderte der Muſen und Künſte gehabt, zumal für das erſte, — vielleicht deßwegen, weil wir's doch meiſtens nur von Hörenſagen kennen. Mich dünkt, auf der ganzen Leiter, worauf ich die Menſchenkinder (wie Jakob dort die Engel in ſeinem Traum) ewig auf- und niederſteigen ſehe, ſind nur zwei Stufen, wo ſie zu ihrem Vortheil in die Augen fallen. Die eine iſt der Zeitpunkt, wo ein Volk viel freie, edle, gute Menſchen, und die beſten unter ihnen an ſeiner Spitze hat; die andre der, wo es Künſtler hat, die den Geiſt der heiligen Götter empfangen haben, um die Bilder der großen Menſchen, die nicht mehr ſind, aus Marmor und Elfenbein zu ſchnitzen und den Göttern, an die Niemand mehr glaubt, ſchöne Tempel aufzubauen und die Thaten der Helden, die Niemand mehr thun kann oder, wenn er könnte, nicht thun darf, in ſchönen Schauſpielen, zu großer Leibes- und Gemüthsergetzung ihrer Mitbürger und hoher Herrſchaften, vorzuſtellen.

Es ließe ſich, wenn's nöthig wäre, der acht und zwanzigſte Theil zu den ſieben und zwanzig Folianten des Alfons

Toskat darüber schreiben, wie viel artige Vortheile, Zeitvertreib, Stoff zu Gesprächen in Gesellschaften und im Vorzimmer, Stoff zu Theorien, Kritiken, Recensionen, Epigrammen, Parodien und so weiter, wie viel Gelegenheit zu tausenderlei neuen Beschäftigungen, Gewerben, Charaktern, Narrheiten und folglich wieder zu neuen Schauspielen, neuen Kritiken, Apologien und so weiter die verfeinerte Welt ganz allein diesen schönen Künsten zu danken hat.

Alles dieß sehe ich und bin weit entfernt, die Summe aller dieser Vortheile nicht gerade so viel gelten zu lassen, als sie beträgt. Aber gleichwohl wird es mir erlaubt seyn, zu sagen, daß ein Held mehr werth ist, als sein Bild, eine große That mehr, als ein Schauspiel oder eine Abhandlung über ihre Moralität und Verdienstlichkeit; kurz, daß die Zeit des Seyns vor der Zeit des Nachahmens, das ist die Zeit der Natur vor der Zeit der Kunst — einen gewissen Vorzug hat, den man ihr nicht absprechen kann.

Noch wird es nicht schaden, mich über den Vorzug, den ich der Stärke und Realität vor Feinheit und Anstrich gebe, mit etlichen Worten zu erklären. Mein Glaubensbekenntniß über Materie und Form ist dieses. Wenn ein roher Klumpen — Gold ist, so benimmt ihm freilich seine Ungestalt nichts von seinem Werthe; aber doch ist der Klumpen nicht eher brauchbar, bis er eine Form hat. Ein goldnes Gefäß ist desto mehr werth, je mehr es Masse hat; und da die Form, bei gleich viel Masse, schön oder häßlich seyn kann, so sehe ich nicht, was eine schöne Form seinem innern Werth schaden könnte: indessen ist richtig, daß es auch mit der schlechtesten Form immer seinen innern Werth behält. Ein Stück Thon hingegen oder ein Klümpchen gekäut Papier, da es nur durch Form und Façon einigen Werth bekommt, kann nicht schön

genug gearbeitet, gemalt und gefirnißt ſeyn. Eben ſo kann ein großer, edler, verdienſtvoller Mann einer gewiſſen Politur entbehren und verlöre vielleicht durch ſie; aber ein Bengel, der, um Anſpruch an Verdienſt zu machen, keinen anderen Titel, als ſeine Knochen, ſeine Naſenwurzel und ſeine Grobheit hat, muß im Kreiſe der Laſtträger bleiben, wenn ſein Verdienſt erkannt werden ſoll.

Eine Schöne und eine Häßliche haben beide gleich viel Urſache gekleidet zu ſeyn; jene, um ihre Reizungen, dieſe, um ihre Mängel zu verbergen. Die Nacktheit der Schönen würde eine Weile Augenweide ſeyn, aber bald ſättigen und ermüden; mit Lumpen behangen und mit Schmutz bedeckt, würde ſie ekelhaft werden. Venus ſelbſt mußte von den Grazien angekleidet und geſchmückt werden; — ein Bild, worein die Griechen eine große Wahrheit hüllten. Auch die kunſtloſeſten Töchter der rohen Natur fühlen dieß und haben ihre Grazien. Wer nichts darnach fragt, ob er gefällt oder mißfällt, kann es halten wie er will; aber, wer gefallen möchte und empfindlich darüber iſt, wenn es ihm fehl ſchlägt, hat Unrecht, wenn er das verachtet, was eine nothwendige Bedingung zum Gefallen iſt.

Kurz, indem ich Natur, Einfalt und Wahrheit über Künſtelei, Flitterſtaat und Schminke ſetze, verlange ich der Ungeſchliffenheit und dem Cynismus, wodurch Viele heutiges Tages Eindruck zu machen hoffen, das Wort eben ſo wenig zu reden, als es meine Abſicht iſt, durch den Gegenſatz unſerer Schwäche mit der Stärke unſerer Altvordern den heutigen Modeton mitzuleiern. Die Prätenſion an Genie, Größe, Stärke, Kühnheit und Freiheit läuft gegenwärtig wie eine große Epidemie durch halb Europa. Es iſt ein poſſirliches Schauſpiel, dem Gewimmel und Gelärme in den Sümpfen

da unten zuzuſehen, und was ſich die armen Fröſche aufblaſen, um auch groß zu ſeyn; während der majeſtätiſche Stier ruhig und ſorglos auf ſeiner Aue daher geht und nicht weiß, ob er groß iſt, und die Stärke ſeiner Stirne nicht eher fühlt, bis er ihrer vonnöthen hat.

Alle wahrhaft große und tapfere Männer, die ich noch geſehen habe, waren beſcheiden und ſanft und ſprachen am wenigſten von den Eigenſchaften, worin man ihnen den Vorzug zugeſtand. Ein Hercules kann nur ſehr ſelten in den Fall kommen, von ſeinen Schultern und Armen ſprechen zu müſſen. Wer aber noch immer der Einzige iſt, der um das Geheimniß ſeiner hohen Vorzüge weiß, der ziehe eine Nebelkappe um ſich und rede durch Thaten!

Auszuge

aus

Forſters Reiſe

um die Welt.

1778.

„Drei verſchiedene Seereiſen waren unter Georg des III. Regierung bereits aus der edeln Abſicht, Entdeckungen zu machen, gethan, als die vierte, auf ſeinen Befehl, nach einem vollkommnern Plan unternommen ward. Der erfahrenſte Seemann unſerer Zeiten, der Capitain Cook, zwei geſchickte Sternkundige, die HH. Wales und Bayly, ein Gelehrter, der die Natur in ihrem Heiligthum ſtudiren, Dr. Johann Reinhold Forſter, und ein Maler, der die ſchönſten Formen derſelben nachahmen ſollte, Herr Hodges wurden auf Koſten der Nation dazu erleſen.“ Sie haben ihre Reiſe in den Jahren 1772—75 vollbracht und die unmittelbar darauf folgenden Jahre dazu angewandt, die Welt an ihren verſchiedenen Entdeckungen Antheil nehmen zu laſſen.

„Die britiſche Regierung ſchickte und unterhielt den Herrn Dr. Forſter auf dieſer Reiſe als einen Naturkundiger, aber nicht etwa blos dazu, daß er Unkraut trocknen und Schmetterlinge fangen, ſondern, daß er alle ſeine Talente in dieſem Fache anwenden und keinen erheblichen Gegenſtand unbemerkt laſſen ſollte. Mit einem Wort, man erwartete von ihm eine philoſophiſche Geſchichte der Reiſe, frei von Vorurtheil und gemeinen Trugſchlüſſen, worin er ſeine Entdeckungen in der Geſchichte des Menſchen und in der Naturkunde überhaupt, ohne Rückſicht auf willkürliche Syſteme, blos nach allgemeinen menſchenfreundlichen Grundſätzen darſtellen ſollte, d. h. eine Reiſebeſchreibung, dergleichen der gelehrten Welt bisher noch keine war vorgelegt worden.“

wahrscheinlich vorausgesetzt worden, wirklich vorhanden sey oder nicht. Zu diesem Ende war der Capitain Cook angewiesen: vom Vorgebirg der guten Hoffnung aus südwärts zu laufen und wo möglich Cap de la Circoncision zu finden, welches Herr de Loziers-Bouvet den ersten Jänner 1730 im vier und fünfzigsten Grad südlicher Breite und eilften östlicher Länge von Greenwich gesehen zu haben geglaubt hatte. Fände er solches, so sollte er untersuchen: ob es nur ein Theil einer Insel sey oder ob es zu dem in Hypothesi vorausgesetzten festen Lande gehöre. Im letzten Falle sollte er von diesem neuen Welttheil alle nur mögliche Erkundigungen einziehen, und besonders auch mit den Einwohnern freundlichen Umgang pflegen. Ließe es der Zustand der Schiffe und Lebensmittel zu, so sollte er die Entdeckung fortsetzen und so weit als nur möglich gegen den Südpol zu dringen suchen. Wäre aber jenes Bouvetsche Vorgebirg nur Theil einer Insel, oder könnt' es gar nicht gefunden werden: so sollte er, solang er noch Hoffnung hätte, ein großes oder festes Land zu finden, südwärts steuern, alsdann aber seinen Lauf nach Osten richten, um in hohen südlichen Breiten, so nah am Pol als thunlich, rund um die Welt zu segeln. Uebrigens war ihm, wie natürlich, überlassen, so oft die Jahrszeit den längern Aufenthalt in hohen Breiten gefährlich machte, sich unter milde Himmelsstriche an irgend einen bekannten Ort zurück zu ziehen, und überhaupt, in allen äußersten Nothfällen nach dünken zu verfahren.

Das Unternehmen, im Bauch des künstlichen hölzernen Sturmvogels, den wir ein Schiff nennen, durch unbekannte, nie befahrene Meere auf Entdeckung einer neuen Erde, neuer Menschen, einer vielleicht in allen ihren Producten neuen Natur auszureisen, hat in der bloßen Idee etwas so über-

ist's uns doch, als ob sie dadurch einen größern Werth erhielten, daß sie ihm so viel gekostet haben, und daß er oft seine ganze Existenz daran setzen mußte, uns etwas Neues erzählen zu können. Ist aber der so weit gereisete Mann noch dazu ein Mann von vorzüglichen Fähigkeiten, aufgeklärtem Geist und Kenntnissen, die ihn in den Stand setzen, besser zu sehen, scharfsinniger zu vergleichen, richtiger zu schließen, als gemeine Seefahrer, um so schätzbarer werden uns seine Nachrichten; und ist es vollends noch ein junger Mann, dessen warmes Herz jeden Eindruck der Natur desto reiner und tiefer auffaßt, den neuen Gegenständen, die sie ihm darstellt, noch mit Liebe entgegen schlägt, und der, wenn er sich des Schönen und Großen, so er nicht nur gesehen, sondern auch genossen hat, wieder erinnert, mit Feuer und Begeisterung davon spricht: so weiß ich nicht, welches Gedicht, wenn auch das Werk der reichsten und glänzendsten Einbildungskraft, uns so viel Vergnügen machen könnte als eine solche Reisebeschreibung; zumal wo das Neue und Wunderbare, das Erstaunliche und Schreckliche, das Schöne und Anmuthige, kurz, Alles, wodurch der epische und dramatische Dichter die Seele seiner Hörer faßt und in alle Arten sympathetischer Leidenschaften setzt, hier immer abwechselnd sich vereinigen, lebhafte Eindrücke auf uns zu machen und das Gemüth beständig in einer theilnehmenden Stimmung zu halten.

Die Hauptabsicht der englischen Regierung bei dieser Entdeckungsreise war, sich gänzlich zu vergewissern, ob der fünfte, australische Welttheil, dessen Daseyn schon so lange als höchst

wahrscheinlich vorausgesetzt worden, wirklich vorhanden sey oder nicht. Zu diesem Ende war der Capitain Cook angewiesen: vom Vorgebirg der guten Hoffnung aus südwärts zu laufen und wo möglich Cap de la Circoncision zu finden, welches Herr de Loziers-Bouvet den ersten Jänner 1730 im vier und fünfzigsten Grad südlicher Breite und eilften östlicher Länge von Greenwich gesehen zu haben geglaubt hatte. Fände er solches, so sollte er untersuchen: ob es nur ein Theil einer Insel sey oder ob es zu dem in Hypothesi vorausgesetzten festen Lande gehöre. Im letzten Falle sollte er von diesem neuen Welttheil alle nur mögliche Erkundigungen einziehen, und besonders auch mit den Einwohnern freundlichen Umgang pflegen. Ließe es der Zustand der Schiffe und Lebensmittel zu, so sollte er die Entdeckung fortsetzen und so weit als nur möglich gegen den Südpol zu dringen suchen. Wäre aber jenes Bouvetsche Vorgebirg nur Theil einer Insel, oder könnt' es gar nicht gefunden werden: so sollte er, solang er noch Hoffnung hätte, ein großes oder festes Land zu finden, südwärts steuern, alsdann aber seinen Lauf nach Osten richten, um in hohen südlichen Breiten, so nah am Pol als thunlich, rund um die Welt zu segeln. Uebrigens war ihm, wie natürlich, überlassen, so oft die Jahrszeit den längern Aufenthalt in hohen Breiten gefährlich machte, sich unter milde Himmelsstriche an irgend einen bekannten Ort zurück zu ziehen, und überhaupt, in allen äußersten Nothfällen nach Gutdünken zu verfahren.

Das Unternehmen, im Bauch des künstlichen hölzernen Sturmvogels, den wir ein Schiff nennen, durch unbekannte, nie befahrene Meere auf Entdeckung einer neuen Erde, neuer Menschen, einer vielleicht in allen ihren Producten neuen Natur auszureisen, hat in der bloßen Idee etwas so über

Alles, was wir kennen, Großes und Anziehendes, daß man ſich nicht enthalten kann, die Glücklichen, denen ein ſolcher Vorzug vor ſo vielen Millionen Menſchen zu Theil wird, mit beneidenden Augen anzuſehen. In dem bloſen Umſtand, nach Vollendung des großen Abenteuers ſich all der überſtandnen mühſäglichen Beſchwerden und Gefahren wieder zu erinnern und ſich ſelbſt ſagen zu können: Das Alles haſt du erfahren — das Alles haſt du ausgehalten, liegt eine Quelle von Vergnügen und herzerhöhendem Selbſtgefühl, die allein hinreichend iſt, einen Mann auf ſein ganzes Leben glücklich zu machen, werth, durch edles Daranſetzen ſeines Lebens erkauft zu werden! Indeſſen iſt all das Ungemach, das unſeren neuen Argonauten auf dieſer kühnen Fahrt nach dem ſüdlichen Polarcirkel aufſtieß, das, was ſie, aller zum voraus genommenen Verwahrungsmittel ungeachtet, in dieſen ſturmvollen, kalten, unwirthlichen Weltgegenden wirklich zu leiden hatten (die immer neuen, immer wachſenden Gefahren und fürchterlichen Ausſichten in ungewiſſe, aber doch immer vorſchwebende noch größere Uebel nicht gerechnet), ich ſage, dieß Ungemach, dieſe Beſchwerlichkeiten und Leiden von ſo mancherlei Art ſind gleichwohl ſo beſchaffen, daß bei ihrer bloſen Vorſtellung den Herzhafteſten ein Grauen ankommen muß. Wir können unſerem Autor auf dieſem Theil ſeiner Reiſe, den er, nicht wie ein Seemann, ſondern wie ein Naturforſcher und wie ein Menſch (mitunter auch wie ein junger Mann, dem das Leſen der alten und neuern Dichter noch in friſchem Andenken liegt) beſchreibt, nur von fern und gleichſam mit einem Blicke folgen; wir müßten Alles abſchreiben, wenn wir alles Bemerkenswürdige ausheben ſollten. Seeleute von Profeſſion ſind der Stürme und alles Ungemachs, dem ſich ein Landthier, wie der Menſch iſt, in dieſem

furchtbaren Element ausſetzt, zu gewohnt und überdieß im Schreiben meiſtens zu wenig geübt, um uns Landleuten von ſolchen Scenen ſo lebhafte und detaillirte Schilderungen zu machen, wie wir ſie verlangen. Hier einer aus unſerem Mittel, der uns beſchreibt, wie einem Jeden von uns an ſeinem Platze zu Muthe geweſen wäre; dieſer Umſtand macht allerdings für Leſer von Gefühl jeden Zug ſeiner Erzählung doppelt intereſſant. Schon am zweiten Tage nach ihrer Abreiſe aus der Tafelbay (den vierundzwanzigſten November) gingen die Stürme an, vor denen ſie nun vier Monate lang wenige einzelne Tage oder Stunden Ruhe haben ſollten. Man ſtelle ſich unſern Philoſophen vor, dem in dem friedlichen Meere zwiſchen dem Wendecirkel die Reiſe um die Welt ſo leicht und angenehm vorgekommen war — jetzt, wie auf einmal in den ewigen Sitz heulender Winde und raſender Stürme verſetzt, mitten unter fürchterlichen Wogen, die das Schiff aufs heftigſte hin und wieder ſchaukeln und, indem ſie ſich häufig über demſelben brechen, Alles mit einem Platzregen von Seewaſſer überſchwemmen. Wer kein Seemann war (ſagt Herr Forſter mit aller Naivetät eines Erdeſohnes, der die Linie zum erſten Male paſſirt hatte), wußte ſich in dieſe neue Lage gar nicht zu ſchicken. Zwar gab es, aus Gelegenheit des heftigen Schwankens, wodurch täglich unter den Taſſen, Gläſern, Weinflaſchen, Schüſſeln, Tiſchen und übrigem Hausgeräthe der Herren Reiſenden gräuliche Verwüſtung angerichtet wurde, mitunter noch Scenen, wobei ſie lachen mußten; das war im Grunde doch nur ein ſchwacher Erſatz für einen Verluſt, der in ihrer Lage eben ſo wichtig als unerſetzlich war. „Das Uebelſte dabei war, daß die Decken und Fußboden in allen Kajüten gar nicht trocken wurden, und das Heulen des Sturms im Tauwerk, das Brauſen der Wellen, nebſt

dem gewaltigen Hin- und Herwerfen des Schiffes, welches faſt keine Beſchäftigung verſtattete, waren neue fürchterliche und höchſt beſchwerliche Scenen. Hierzu kam noch, daß ungeachtet ſie ſich erſt im 42° ſüdlicher Breite befanden, die Luft doch ſchon ſehr kalt und ſcharf zu werden anfing, gleichwie auch der häufige Regen dem Schiffsvolk den Dienſt noch ſchwerer machte.“ — Indeſſen war das Alles nur Spielwerk gegen das, was ihnen noch bevorſtand. Nachdem ſie bis zum fünften December immer ſtürmiſches Wetter, an dieſem Tage aber, zum erſten Male ſeit ihrer Abreiſe vom Cap, wieder ſo gemäßigten Wind gehabt hatten, daß die höchſten Bramſegel aufgeſetzt werden konnten, fiel am nämlichen Nachmittag ſchon wieder Regenwetter ein: in der Nacht ward es ſo kalt, daß der Thermometer von vierundvierzig auf 38° fiel, und Morgens früh gab's etwas Schnee; der Wind nahm zu und ſtürmte den ſiebenten ſo heftig, daß ſie, wiewohl unter Begleitung immer zunehmender Schaaren von Sturmvögeln, nur noch mit einem Segel fahren konnten. Am achten gab ihnen der ſogenannte See-Bambu (fucus buccinalis Linnei), der ſich in Haufen um das Schiff ſehen ließ, und verſchiedne Pinguins, die unter einer Menge Pintaden und Albatroſſen erſchienen, Hoffnung, bald Land zu finden. Denn von dergleichen Felſenkraut und beſonders von den Pinguins hatte man ſonſt immer geglaubt, daß ſie niemals fern von der Küſte angetroffen würden. Aber die Erfahrung bewies jetzt die Unzuverläßigkeit dieſer Zeichen. In der Nacht vom neunten fing das Waſſer in den Gefäſſen ſchon an am Rande zu gefrieren, wiewohl ſie noch nicht weit über den fünfzigſten Grad ſüdlicher Breite waren. Den folgenden Morgen war ein großer Eisklumpen, dem ſie kaum noch ausweichen konnten, das Erſte, was ihnen in die Augen fiel. Ein andrer

von gleicher Größe lag dicht vor ihnen, und ein dritter ragte ungefähr zwei Seemeilen vor dem Wind wie ein weißes Vorgebirg aus dem Meer hervor. Nachmittags fuhren sie bei einem andern Eisberge vorbei, der ungefähr zweitausend Fuß lang, vierhundert breit und zweihundert hoch war. Da die Masse des Eises über dem Wasser sich zu jener, die unter dem Wasser bleibt, wie eins zu neun verhält: so müßte dieß Stück, gesetzt, daß es ein regelmäßiges Viereck gewesen, im Ganzen zwei tausend Fuß hoch gewesen seyn und solchemnach eintausend sechshundert Millionen Cubikfuß Eis enthalten haben. Am eilften liefen sie an einer Eisinsel vorbei, die wenigstens eine halbe englische Meile lang war. Das Thermometer war vorher, wegen des schönen Sonnenscheins, von 36° auf einundvierzig gestiegen; wie sie aber dem Eis gegenüber kamen, sank es nach und nach auf 37½, herab, und, sobald sie vorbei waren, stieg es wieder zu 41. Die Wellen brachen sich mit solchem Ungestüm gegen diese Eisinsel, als ob es ein unbeweglich stehender Felsen gewesen wäre, und schlugen, ungeachtet sie nicht viel niedriger als die vorgedachte Eismasse war, dennoch so hoch hinan, daß der Schaum noch weit über sie hinaus spritzte, welches bei dem schönen Wetter einen herrlichen Anblick gab. Das Seewasser, das solchergestalt aufs Eis gejagt wird, friert wahrscheinlich dort fest, und dieß kann, wie Forster glaubt, zu Erklärung der Entstehungsart und Anhäufung desselben viel Licht geben.

Der Mensch glaubt leicht, was er hofft, und sieht bald, was er sehen will. Unsere Abenteurer sollten und wollten ein neues Land entdecken, und wenn es auch nur ein südliches

Grönland wäre, wozu ihnen einige Wallfische, die sich zwischen dem Eise zeigten, große Hoffnung machten. Sie befanden sich nun gerade unter der Polhöhe, in welcher Bouvet das Cap de la Circoncision gefunden haben wollte. Die Menge der Eismassen hatte bisher täglich zugenommen, und die Einbildung des Schiffvolkes stieg in gleicher Progression. Der geringste Umstand (sagt Herr Forster), wenn es auch nur ein schwarzer Fleck am Eise war, machte unsere ganze Aufmerksamkeit rege. Die vor uns liegenden Wolken wurden alle Augenblicke sorgfältig beobachtet, ob nicht irgend eine Bergspitze zum Vorschein käme; denn Jeder wollte gern der Erste seyn, Land! zu rufen. Unter Andern hatte der Glaube an Bouvets Entdeckung die Einbildungskraft eines Schiffslieutenants so erhitzt, daß er ein Mal übers andere auf den Mastkorb kletterte und endlich am vierzehnten December, Morgens sechs Uhr, dem Capitain sehr ernsthaft entdeckte, er sehe ganz deutlich Land. Alles kam aufs Verdeck. Wie man aber recht schaute, fand sich, daß es nichts als ein großes flaches Eisfeld war, hinter welchem, so weit das Auge reichte, eine Menge Eisinseln von allerlei Größe und Figuren emporstiegen; und, was Einigen Berge schienen, war ein bloser Effect der Strahlenbrechung. Indessen konnte doch Vielen die Einbildung, daß sie hier Land gesehen hätten, nicht eher benommen werden, als bis Capitain Cook im Februar 1775, auf seinem Wege vom Cap Horn nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung, just über diesen nämlichen Fleck wegsegelte, wo aber damals weder Land noch Eis mehr zu sehen war.

Da unsere Seefahrer nunmehr gegen Süden hin nichts als große Eisfelder vor sich fanden und also, ungeachtet verschiedener, immer vergeblicher Versuche, sich zwischen dem Eise durchzuarbeiten, alle Hoffnung aufgeben mußten, auf diesem

Striche weiter vorzudringen: so steuerten sie nun, oft mitten durch große Strecken Packeis (gebrochenes Eis), gegen Osten. Schwere Hagel und Schneeschauer verdunkelten die Luft beständig, und sie sahen sich überall von großen Eisinseln umgeben, daß dieser Anblick ihnen nun schon eben so gemein war, als Wolken und See. Indessen verloren sie doch ihre Bestimmung nie aus den Augen und lenkten ihren Lauf, sobald die See nur irgendwo etwas freier und offner war, wieder mehr nach Süden; aber immer mit einerlei Erfolg. Den siebzehnten Jänner 1773 passirten sie endlich den antarktischen Cirkel und traten also in den eigentlichen kalten Erdgürtel der südlichen Halbkugel, der bis dahin noch allen Seefahrern verschlossen geblieben war. Hier fanden sie eine neue Art von Sturmvögeln (Petrels), braun von Farbe, mit weißem Bauch und Rumpf und mit einem weißen Fleck auf den Flügeln gezeichnet, nicht mehr einzeln, wie etliche Tage zuvor, sondern bei Zwanzigen und Dreißigen auf einmal; daher sie ihnen den Namen des antarktischen Sturmvogels beilegten. Um fünf Uhr Nachmittags sahen sie mehr als dreißig große Eisinseln vor sich und am Horizont einen starken weißen Schein in der Luft, der noch mehr dergleichen verkündigte. Kurz nachher passirten sie durch viel kleines Brucheis, das löcherig, schwammig und schmutzig aussah und sich endlich so sehr anhäufte, daß, ungeachtet eines sehr frischen Windes, die wellenförmige Bewegung des Meeres dadurch gehemmt ward und die See ganz eben zu seyn schien. Ueber dieses Brucheis hinaus aber erstreckte sich gegen Süden, soweit das Auge vom Mast reichen konnte, ein unabsehliches Feld von festem Eis. Da nun keine Möglichkeit war, auf diesem Striche weiter durchzudringen, ließ Capitain Cook unter dem 67° 15′ südlicher Breite die Schiffe umwenden und

gegen Nordoſt zu Nord ſteuern. Sie hatten alſo auf dieſer ganzen ſüdlichen Fahrt nirgends Land und außer Albatroſſen, Pintaden, Pinguins, Sturmvögeln und Wallfiſchen keine Spur von lebendigen Weſen angetroffen.

Zwiſchen dem neunzehnten und neun und zwanzigſten Jänner zeigten ſich ihnen wieder einige zweideutige Anzeigen, daß Land in der Nähe ſeyn könnte, z. B. die große nördliche Möve (Larus Catarrhactes) und ein kleiner ſchwarz und weißer Vogel, der eine Art von Eisvogel ſchien. Weniger zweideutig ſchien der Umſtand, daß die See, ungeachtet des friſchen Windes, ziemlich ruhig und eben war. Da nun zwei franzöſiſche Seefahrer, die Herren von Kerguelen und St. Allouar im Januar 1772 in dieſer Gegend Land entdeckt haben ſollten, ſo gab ſich Capitain Cook viel Mühe, ſich von der Richtigkeit dieſer Entdeckung zu überzeugen. Wiewohl aber alle ſeine Verſuche fruchtlos abliefen, ſo ſcheint doch ſo viel daraus mit Gewißheit geſchloſſen werden zu können: daß jene franzöſiſche Entdeckung nichts weiter als eine kleine Inſel und nicht, wie man vermuthet, die nördliche Spitze eines unter dieſem Himmelsſtriche liegenden großen feſten Landes ſey.

Am achten Jänner verloren ſie in einem außerordentlich dicken Nebel ihre bisherige treue Gefährtin, die Adventure, und ſahen ſich, nach zwei zum Aufſuchen derſelben vergebens angewandten Tagen genöthigt, in dem wieder begonnenen beſchwerlichen und gefahrvollen Lauf nach Süden allein fortzufahren.

In der Nacht vom ſechzehnten und verſchiedene folgende Nächte hinter einander gab ihnen die Natur, zu einiger Verſüßung ihres Kummers, ein ſchönes Feuerwerk zum Beſten. Es beſtand in langen Säulen eines hellen weißen Lichts, die

ſich am öſtlichen Theile des Geſichtskreiſes faſt bis zum Scheitelpunkt herauf erhoben und nach und nach über den ganzen ſüdlichen Theil des Himmels verbreiteten. — Kurz, es war eine (noch von keinem Reiſenden, wie Forſter glaubt) bemerkte Aurora australis, und von unſern Nordlichtern blos darin, daß ſie nie eine andere als weißliche Farbe hatte, verſchieden. Die Sterne ſah man, wiewohl bei klarem Himmel, entweder gar nicht oder nur ganz blaß durchſchimmern; und die Luft war dabei ſo ſcharf, daß das Thermometer gemeiniglich auf dem Gefrierpunkt ſtand.

Den vier und zwanzigſten Februar beſchloß Herr Cook endlich, da ſie unterm 62° ſüdlicher Breite abermals nichts als Eisfelder antrafen, und die nunmehrige Jahreszeit fernern Entdeckungen in dieſen Meeresgegenden allzu ungünſtig war, für dieß Mal nicht weiter nach Süden zu gehen; doch ſteuerte er bis zum ſiebzehnten März zwiſchen dem 61 und 58° noch immer oſtwärts, während welcher Zeit ein Oſtwind, der gemeiniglich Nebel und Regen brachte, ſie mehr als einmal in Gefahr ſetzte, an den hohen Eisinſeln zu ſcheitern. Dieſe machten jetzt ihren beinahe einzigen, zwar gefährlichen und ſchauervollen, aber eben dadurch deſto intereſſantern Zeitvertreib aus. „Ihre Geſtalt (ſagt Herr Forſter) war mehrentheils ſonderbar und des zertrümmerten Anſehns wegen oft maleriſch genug. Unter andern kamen wir an einer vorbei, die von außerordentlicher Größe war und in der Mitte ein grottenähnliches Loch hatte, das durch und durch ging, ſo daß man das Tageslicht an der andern Seite ſehen konnte. Einige waren wie Kirchthürme geſtaltet; noch andre gaben unſrer Einbildungskraft freies Spiel, daraus zu machen, was ſie wollte, und dienten uns, die Langeweile zu vertreiben, weil der tägliche Anblick von Seevögeln, Meerſchweinen,

Seehunden und Wallfischen den Reiz der Neuheit längst verloren hatte."

Ungeachtet aller der guten (im Vorberichte dieses Werks umständlich angegebenen) Präservative, womit sie sich auf die Reise ausgerüstet, namentlich des Sauerkrauts und der Bierwürze, wovon sie die besten Dienste erfahren hatten, zeigten sich nun bei einigen ihrer Leute starke Symptome von Scharbock, und alle waren des Ungemachs, das sie seit ihrer Abreise vom Vorgebirg in diesen stürmischen und kalten Himmelsgegenden ausgestanden, von Herzen überdrüssig. Auch die Landthiere, die sie am Bord hatten, konnten's nicht länger ausdauern. Ihre Schafe, die zum Geschenk an die Einwohner der Südseeinseln bestimmt waren, waren kränkig geworden und wollten nicht mehr fressen, und die Ziegen und Schweine hatten zwar geworfen, aber die Jungen kamen entweder todt zur Welt oder verklammten bald darauf vor Kälte. Da es bei so bewandten Umständen hohe Zeit für sie war, die höhern südlichen Breiten zu verlassen und einem Erfrischungsorte zuzueilen: so richteten sie ihren Lauf nordostwärts, in der Absicht, das Südende von Neu-Seeland zu erreichen.

Herr Forster stellt hier alle die Mühseligkeiten, die sie auf dieser ihrer ersten Fahrt gegen den Südpol überstanden, so zusammen, daß sie die Skizze zu mehr als einer großen Schilderei für künftige Maler und Dichter enthalten, die sich diese Reise zu Nutze zu machen wissen werden, um die Natur von ganz neuen Seiten darzustellen. — Wir wollen ihn wieder selbst reden lassen. — „Die schrecklichen Wirkungen und Folgen fürchterlicher Stürme, die der treffliche Geschichtschreiber von Ansons Reisen mit so natürlichen schwarzen Farben geschildert hat, waren gewisser Maßen nur die geringsten

unſerer Plagen. Noch außer dieſen mußten wir mit der Strenge eines ungewöhnlich rauhen Klimas kämpfen; Matroſen und Officiere waren beſtändig Regen, Hagel oder Schnee ausgeſetzt; das Tau- und Takelwerk war durchaus mit Eis überzogen, und wehe den Händen, die daran arbeiten mußten! Unſer Vorrath von friſchem Waſſer konnte nicht anders als mit Treibeis erſetzt werden, und das Aufnehmen desſelben aus eiskaltem Seewaſſer ging ohne erfrorne und blutige Hände nicht ab. Unaufhörlich mußten wir befürchten, gegen die hohen Eismaſſen anzulaufen, womit der unermeßliche ſüdliche Ocean gleichſam angefüllt iſt; und dergleichen Gefahr kam oft ſo ſchnell und vielfältig, daß die Leute ſelten ihre gewöhnlichen Ruheſtunden genießen konnten, ſondern den Wachthabenden alle Augenblicke zu Hülfe kommen mußten. — Zu dieſen Unannehmlichkeiten geſellte ſich noch die düſtre Traurigkeit, die unter dem antarktiſchen Himmel herrſcht, wo ſie oft ganze Wochen lang in undurchdringliche Nebel verhüllt zubringen mußten und des erfreulichen Anblicks der Sonne nur ſelten theilhaft wurden; ein Umſtand, der allein ſchon vermögend iſt, den Entſchloſſenſten und Lebhafteſten niedergeſchlagen zu machen" u. ſ. w.

Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, wie entzückend ihnen nach einer mit ſo viel Mühſeligkeit und Elend verknüpften Fahrt von hundert und zwanzig Tagen der Anblick der Küſte von Neu-Seeland ſeyn mußte, an deren äußerſter nordweſtlichen Spitze (der einzigen, welche Capitain Cook auf ſeiner erſten Reiſe noch nicht unterſucht hatte), ſie den 26. März 1773 anlangten. Die Scene, die uns Herr Forſter hier ſchildert, durch das Medium der vorherigen Beſchreibung und alſo aus der Seele unſrer Seefahrer geſehen und gefühlt, hat (nach meinem Gefühl wenigſtens) ſo viel Anziehendes, und beide

zuſammen machen, ohne Kunſt der Compoſition, durch die bloſe Wahrheit der Natur ein ſo großes rührendes Ganzes, daß wir uns nicht enthalten können, die ganze Stelle abermals mit den eignen Worten unſers Geſchichtſchreibers herzuſetzen.

„Das Wetter war ſchön und in Verhältniß zu demjenigen, das wir bisher hatten empfinden müſſen, recht erquickend warm. Sanft wehende Winde führten uns nach und nach bei vielen felſichten Inſeln vorbei, die alle mit Bäumen und Buſchwerk überwachſen waren, deren mannigfaltiges dunkleres Immergrün mit dem durch die Herbſtzeit verſchiedentlich ſchattirten Grün des übrigen Laubes maleriſch vermiſcht war und ſehr angenehm gegen einander abſtach. Ganze Scharen von Waſſervögeln belebten die felſichten Küſten, und das Land ertönte überall vom wilden Geſang der gefiederten Waldbewohner. Je länger wir uns nach Land und friſchen Gewächſen geſehnt hatten, deſto mehr entzückte uns nun dieſer Proſpect, und die Regungen der innigſten Zufriedenheit, welche der Anblick dieſer neuen Scene durchgängig veranlaßte, waren in eines Jeden Augen deutlich zu leſen. Um drei Uhr Nachmittags kamen wir endlich unter der Spitze einer Inſel vor Anker — wo wir der Küſte ſo nah waren, daß man ſie mit einem kleinen Tau erreichen konnte. Kaum war das Schiff in Sicherheit, als unſre Matroſen ihre Angeln auswarfen; und in wenig Augenblicken ſah man an allen Seiten des Schiffs eine Menge vortrefflicher Fiſche aus dem Waſſer ziehen, deren vielverſprechender Anblick die Freude über unſre glückliche Ankunft in der Dusky-Bay ungemein vermehrte. Da wir ſo lange darauf gefaſtet hatten, ſo war es kein Wunder, daß uns dieſe erſte neuſeeländiſche Mahlzeit als die herrlichſte in unſerm ganzen Leben vorkam. Zum

Nachtisch ergetzte sich das Auge an der vor uns liegenden wildnißartigen Landschaft, die Salvator Rosa nicht schöner hätte zusammensetzen können. Sie war ganz im Geschmack dieses Künstlers und bestand aus Felsen, mit Wäldern gekrönt, deren Alter in die Zeiten vor der Sündfluth hinauf zu reichen schien, und zwischen welchen sich aller Orten Wasserbäche mit schäumendem Ungestüm herabstürzten. Doch hätte es bei Weitem nicht so vieler Schönheiten bedurft, um uns zu entzücken; denn nach einer langen Entfernung vom Lande ist es wahrlich sehr leicht, selbst die ödeste Klippe für das herrlichste Land in der Schöpfung anzusehen. Und aus diesem Gesichtspunkte muß man auch die feurigen Beschreibungen der wilden Klippen von Juan Fernandez und der undurchdringlichen Wälder von Timan in Ansons Reise um die Welt betrachten."

Da die an Dusky-Bay angrenzende Gegend ihnen alle ihrem gegenwärtigen Bedürfnisse angemessene Bequemlichkeiten anbot, so beschloß Capitain Cook, hier einige Zeit zu verweilen. Unsre Naturforscher wandten diese Zeit an, sich mit den Reichthümern der Natur so bekannt zu machen, als es die schon ziemlich weit fortgerückte herbstliche Jahreszeit zuließ.

Der Hafen, wo sie vor Anker lagen, war eine kleine Bucht, so nah am Ufer, daß es mit einem Gerüste von wenigen Planken erreicht werden konnte. Die Natur selbst schien ihnen den Zugang durch einen großen Baum erleichtern zu wollen, der vom Ufer aus, in horizontaler Richtung, schief über das Wasser hin gewachsen war. Am Ufer selbst fanden sie nicht weniger Bequemlichkeit für das, was jetzt ihre dringendsten Bedürfnisse ausmachte. Die Bäume standen so nah am Schiffe, daß die Aeste bis an die Masten

hinreichten, und ein schöner Strom frischen Wassers floß nur einen Pistolenschuß weit hinter dem Schiffe. Sie ließen es nun ihre erste Arbeit seyn, einen nahgelegenen Hügel von Holz kahl zu machen, um die Schmiede und Sternwarte daselbst aufzustellen, und zugleich wurden für die Segelmacher, Böttcher, Wasserträger und Holzhauer am Wasserplatz Zelte aufgeschlagen. Diese Arbeiten gaben ihnen Gelegenheit, bald genug von der allzu günstigen Meinung zurückzukommen, die sie in der Entzückung des ersten Anblicks von diesem Lande gefaßt hatten. Denn die ungeheure Menge von Schlingstauden, Dornen, Strauchwerk und Farnkraut, womit die Wälder überall durchwachsen und überlaufen waren, machte es ungemein mühsam, ein Stück Landes zu reinigen. In der That (sagt unser A.) ist es nicht nur historisch wahrscheinlich, daß in diesem südlichen Theile von Neu-Seeland die Wälder noch unangetastet in ihrem ursprünglich wilden ersten Stande der Natur geblieben sind; sondern der Augenschein beweist solches beinahe unleugbar. Wir fanden es nicht nur, des obgedachten überhandgenommenen Unkrauts wegen, fast unmöglich, darin fortzukommen; sondern es lag auch überall eine Menge von verfaulten Bäumen im Wege, die entweder vom Wind umgeworfen oder vor Alter umgefallen und durch die Länge der Zeit zu einer fetten Holzerde geworden waren, aus welcher bereits neue Generationen von jungen Bäumen, parasitischen Pflanzen, Farnkräutern und Moosen reichlich wieder aufsproßten. Oft bedeckte eine täuschende Rinde das innere verfaulte Holz eines solchen umgefallnen Stammes, und, wer es wagte, darauf zu treten, fiel gemeiniglich bis mitten an den Leib hinein. Auch das Thierreich lieferte seiner Seits einen Beweis, daß dieser Theil des Landes bis jetzt noch keine

Veränderung von Menſchen erlitten haben müſſe; denn eine Menge kleiner Vögel ſchienen noch nie eine menſchliche Geſtalt geſehen zu haben, ſo unbeſorgt blieben ſie auf den nächſten Zweigen ſitzen oder hüpften wohl gar auf den äußerſten Enden unſrer Vogelflinten herum und betrachteten uns als fremde Gegenſtände mit einer Neugierigkeit, die der unſrigen einiger Maßen gleichkam."

Es iſt leicht zu erachten, daß es in einem ſo beſchaffnen Lande an neuen Gegenſtänden für unſre Naturforſcher nicht fehlen konnte. Zwar ſetzten ihnen theils eben dieſe Wildheit desſelben (indem das ganze Land um die Dusky- oder Dämmerungs-Bay aus ſteilen felſigen Bergen beſteht, die durch Klüfte von einander abgeſondert und unterhalb mit dicken Wäldern bewachſen ſind), theils die Jahrszeit und das faſt immer naſſe Wetter große Schwierigkeiten entgegen. Indeſſen wurde ihre Mühe doch durch Entdeckung vieler neuer Pflanzen- und Vögel-Arten und durch den Anblick großer herrlicher Naturſcenen belohnt, unter denen wir, unſrer Abſicht gemäß, nur die maleriſche Beſchreibung eines Waſſerfalls mit den Worten des Verfaſſers mittheilen wollen.

Als ſie nach einem Wege von anderthalb engliſchen Meilen bei demſelben angelangt waren, mußten ſie den Berg, von welchem er ſich ſtürzte, ſechshundert Fuß hoch hinanklettern, ehe ſie ihn völlig zu Geſichte bekamen. Von dort aus fanden ſie die Ausſicht groß und prächtig. Das Erſte, was ihnen in die Augen fiel, war eine klare Waſſerſäule, die etwa vier und zwanzig bis dreißig Fuß im Umfang hält und ſich mit reißendem Ungeſtüm über einen ſenkrechten Felſen aus einer Höhe von ungefähr dreihundert Fuß herabſtürzt. Am vierten Theile der Höhe trifft dieſe Waſſerſäule auf ein hervorſtehendes Stück desſelben Felſen,

ber, von da an etwas abhängig wird und schießt sodann, in Gestalt einer durchsichtigen, ungefähr fünf und siebzig Fuß breiten Wasserwand, über den durchscheinenden flachen Felsenrücken hinweg. Während des schnellen Herabströmens fängt das Wasser an zu schäumen und bricht sich an jeder hervorragenden Ecke der Klippe, bis es unterhalb in ein schönes Becken stürzt, das ungefähr hundert und achtzig Fuß im Umfang hält und an drei Seiten durch eine ziemlich senkrechte Felswand, vorn aber von großen unordentlich über einander gestürzten Steinmassen eingeschlossen ist. Zwischen diesen drängt es sich wieder heraus und fällt am Abhang des Berges schäumend in die See herab. Mehr als dreihundert Fuß weit (fährt Herr Forster fort) fanden wir die Luft umher mit Wasserdampf und Dunst angefüllt, der von dem heftigen Fall entsteht und so dicht war, daß er unsre Kleider in wenigen Minuten dermaßen durchnäßte, als ob wir in dem heftigsten Regen gewesen wären. Wir ließen uns aber durch diese kleine Unannehmlichkeit nicht abhalten, ein so schönes Schauspiel von mehreren Seiten zu betrachten, und stiegen zu solchem Ende auf die höchsten Steine vor dem Bassin. Wenn man von hier aus in dasselbe herabsah, so zeigte sich ein vortrefflicher Regenbogen, der bei hochstehender Mittagssonne in den Dünsten der Cascade völlig cirkelrund und sowohl vor als unter uns zu sehen war. Außer und neben diesem Licht- und Farbenkreise war der Wasserstaub mit prismatischen Farben, aber in verkehrter Ordnung gefärbt. Zur Linken dieser herrlichen Scene stiegen schroffe braune Felsen empor, deren Gipfel mit überhängendem Buschwerk und Bäumen gekrönt waren. Zur Rechten lag ein Haufen großer Steine, den allem Ansehn nach die Gewalt des vom Berge herabströmenden Wassers zusammen

gethürmt hatte. Ueber dieſem hinaus erhob ſich eine abhängige Felſenſchicht zu einer Höhe von hundert und fünfzig Fuß, und auf dieſer war eine fünf und ſiebzig Fuß hohe ſenkrechte Felſenwand mit Grün und Buſchwerk überwachſen. Weiter zur Rechten ſah man Gruppen von gebrochnem Felſen, durch Moos, Farnkraut, Gras und allerlei Bäumen verſchiedentlich ſchattirt, den dort herkommenden Strom aber zu beiden Seiten mit Bäumen eingefaßt, die vermöge ihrer Höhe von ungefähr vierzig Fuß das Waſſer deckten. Das Getöſe des Falls war ſo heftig und hallte von den benachbarten Felſen ſo ſtark zurück, daß man keinen andern Laut davor unterſcheiden konnte. Die Vögel ſchienen ſich deßhalb etwas davon entfernt zu halten; weiter hin aber ließ ſich die durchdringend helle Kehle der Droſſeln, die tiefere Stimme des Bartvogels (Wattle Bird) und der bezaubernde Geſang verſchiedner Baumläufer an allen Seiten hören und machte die Schönheit dieſer wilden romantiſchen Gegend vollkommen. Als wir uns umwandten, ſahen wir die weite Bay, mit kleinen waldigen Inſeln beſät, unter uns; über ſie hinaus an der einen Seite das feſte Land, deſſen hohe mit Schnee bedeckte Berge bis an die Wolken reichten; an der andern aber verlor ſich das Auge in den unabſehlichen Flächen des Oceans. Dieſer Proſpect (ſetzt Herr Forſter hinzu) iſt ſo bewundernswürdig groß, daß es der Sprache an Ausdrücken fehlt, die Majeſtät und Schönheit desſelben der Natur gemäß zu beſchreiben, und daß nur der künſtliche Pinſel des auf die Reiſe mit ausgeſchickten Malers Hodges im Stande war, dergleichen Scenen mit meiſterhafter Täuſchung nachzuahmen.

Die Kenntniß, die wir von den Einwohnern von Neu-Seeland durch Capitän Cooks erſte Reiſe bekommen, hat

durch dieſen zweiten Beſuch keinen ſonderlichen Zuwachs erhalten. Die Dusky-Bay, in deren Gegend ſie ſich meiſtens aufhielten, macht einen Theil des ſüdlichen Endes der Inſel Tovy-Poënnemu oder der ſüdlichen Hälfte von Neu-Seeland aus, auf welcher man im Jahre 1770 größtentheils gar keine Einwohner angetroffen hatte. Dieſer Umſtand, nämlich die wenige Bevölkerung dieſes wilden und gebirgigern Theiles von Neu-Seeland, hat ſich auch durch dieſen zweiten Beſuch beſtätigt. Unſre Reiſenden faßten zwar anfangs eine beſſre Hoffnung, da ſie wenige Tage nach ihrer Ankunft ein paar Kähne mit Indianern zu ſehen bekamen; allein dieſe, deren Zahl ſich zuſammen nicht über vierzehn erſtreckte, waren ſo ſcheu, daß ſie weder durch Freundſchaftszeichen zum Annähern, noch durch die in ihren Hütten und Kähnen zurückgelaſſnen Geſchenke zum Wiederkommen zu bewegen waren. Einige Tage hernach aber kam der Capitain, da er mit den beiden Herren Forſter und dem Maler Hodges in einem Boot ausgefahren war, um die Nordſeite der Bay genauer zu untersuchen und Zeichnungen aufzunehmen, bei einer kleinen Inſel, die eine weit hervorragende Felſenſpitze hatte, vorbei, wo ſie einen Menſchen ſehr laut rufen hörten. Dieß bewog ſie, näher zu kommen, und da zeigte ſich's, daß er ein Indianer war, der, mit einer Streitart bewaffnet, auf der Felſenſpitze ſtand; und hinter ihm erblickten ſie in der Ferne am Eingang eines Waldes zwei mit Speeren bewaffnete Frauensperſonen. Sie riefen ihm in der Sprache von O-Tahaiti (von welcher die neuſeeländiſche nur ein Dialekt iſt) freundſchaftlich zu, näher zu kommen; er blieb aber unbeweglich auf ſeine Keule gelehnt ſtehen und hielt in dieſer Stellung eine lange Rede, die er bei verſchiednen Stellen mit großer Heftigkeit ausſprach und alsdann auch zugleich

die Keule um den Kopf ſchwenkte. Herr Cook fuhr fort, ihm ſein Tapo, harre mai (Freund, komm her) zuzurufen und ihm zugleich einige Schnupftücher zuzuwerfen; aber ohne Wirkung. Endlich ſtieg Cook unbewaffnet und blos mit einigen Bogen weißem Papier in der Hand auf den Felſen und reichte dem Wilden das Papier hin. Dieſer zitterte nun am ganzen Leibe, nahm zwar das Papier an, verlor aber ſeine Furcht nicht eher, als bis der Capitän ſeine, des Indianers Naſe, mit der ſeinigen berührte, welches in Neuſeeland die Art, einander zu grüßen iſt. Dieſes Merkmal von Freundſchaft machte den Wilden auf einmal ſo zahm und zutrauiſch, daß er ſogleich den beiden Weibern rief, herbeizukommen. Dieß thaten ſie auch ungeſäumt, und es erhob ſich nun zwiſchen den Indianern und Herrn Cook und ſeinen Begleitern eine Unterredung, die um ſo viel intereſſanter war, weil — kein Theil den andern recht verſtand. Herr Hodges zeichnete indeſſen ihre Geſichter ab. Der Mann hatte ein ehrliches gefälliges Anſehen, und die eine von den beiden Frauensperſonen, die ſie für ſeine Tochter hielten, ſah gar nicht ſo unangenehm aus, als ſich's Herr Forſter von einer Neuſeeländerin vermuthet hatte; die andere hingegen war deſto häßlicher und hatte ein ungeheures garſtiges Gewächs an der Oberlippe. Sie waren Alle olivenfarbig, ſchwarz und lockig von Haaren und am obern Theile des Körpers wohl gebildet; die Beine hingegen außerordentlich dünne, übelgeſtaltet und krumm — welches ſie in der Folge bei allen andern Neuſeeländern, die ihnen zu Geſicht kamen, eben ſo fanden. Man bot den Indianern einige Fiſche und Enten an, ſie warfen ſolche aber zurück und gaben zu verſtehen, daß ſie daran keinen Mangel hätten. Da die anbrechende Nacht unſre Reiſenden zum Abſchied nöthigte, ſah ihnen

der Mann in ernsthafter Stille und mit einer Aufmerksamkeit nach, welche tiefes Nachdenken anzuzeigen schien; das junge Mädchen hingegen, die während ihrer Anwesenheit in Einem fort und mit so geläufiger Zunge, als Keiner von ihnen je gehört zu haben sich erinnerte, geplaudert hatte, fing nunmehr an zu tanzen und fuhr fort, eben so laut zu seyn als vorher. Des folgenden Tages kehrten sie mit Geschenken von Beilen, Nägeln und andern Sachen zu diesen Indianern zurück. Der Mann begriff nicht nur beim ersten Anblick den vorzüglichen Werth und Gebrauch der Beile und großen Nägel, sondern sah auch überhaupt Alles mit Gleichgültigkeit an, was ihm keinen Nutzen zu haben schien. Ein Zeichen einer vorzüglichen Sagacität und Beurtheilungskraft: uns dünkt es blos ein Zeichen, daß ihm der Gebrauch der Beile und Nägel schon bekannt war. Denn aus Allem, was Herr Forster von ihm erzählt, ist zu vermuthen, daß er sich in dieser wilden Gegend blos als ein Flüchtling aufhielt, der vor seinen Feinden sonst nirgends sicher war. Sie lernten bei diesem Besuche seine ganze Familie kennen, die aus zwei Frauen (worunter die mit dem Gewächs an der Lippe war), dem obgedachten jungen Mädchen, einem Knaben von etwa fünfzehn Jahren und drei kleinen Kindern bestand, wovon das jüngste noch an der Brust lag. Es wäre zu wünschen, daß unser Philosoph diese kleinen Kinder werth geachtet hätte, sie genauer zu besehen; wäre es auch nur gewesen, um uns deutlicher zu machen, ob die Ungestalt der Neuseeländer an den Schenkeln, Knieen und Beinen ein Werk der Natur oder zufälliger Umstände sey. Sie gingen mit diesen Indianern nach ihrer Wohnung, die wenige Schritte im Walde lag und aus zwei Hütten von der simpelsten und primitivsten Bauart bestand. Denn es waren

blos etliche pyramidenförmig in der Spitze zusammengelehnte Stangen, mit Blättern ihrer Flachspflanze und drüberher mit Baumrinde gedeckt. Um die Geschenke des Herrn Cook zu erwiedern, ließen sie sich's etliche Streitärte kosten; von den Speeren, die ihnen das Unentbehrlichste scheinen mochten, wollten sie keinen abgeben. Die zwischen dieser indianischen Familie und unsern Seefahrern angefangene Freundschaft wurde durch verschiedene Besuche und Gegenbesuche fortgesetzt; sie konnten es aber, ungeachtet einer ihrer Seesoldaten ziemlich viel von der Landessprache verstehen wollte, nie bis zu einer mündlichen Unterredung bringen, weil diese Familie eine besonders harte und unverständliche Aussprache hatte. Vielleicht war es ein besonderer Dialekt, der in einer Gegend gesprochen wurde, wohin Herr Cook auf seiner ersten Reise nicht gekommen war, und wo das Haupt dieser Familie vor der Revolution, die vielleicht seine Horde zerstört und ihn selbst in diese kleine Insel am wildesten und unbewohntesten Ende des Landes zu flüchten gezwungen, eine angesehene Person oder gar einen Anführer vorgestellt hatte. Vielleicht hatten die Feinde seines Hippäh oder seiner Horde den über sie erlangten Sieg den Beilen und Nägeln zu danken, die sie bei Cooks erstem Aufenthalt in Neu-Seeland bekommen; und so erklärte sich dann auf eine ganz natürliche Art sowohl sein oben bemerktes nachdenkendes Wesen, als der Werth, den er sogleich beim ersten Anblick auf Beile und Nägel zu setzen schien. Ein Umstand, der die Vermuthung, daß dieser Neuseeländer kein gemeiner Mann gewesen, wahrscheinlicher macht, scheint dasjenige zu seyn, was Herr Forster bei Gelegenheit eines Besuchs, den er auf dem Schiffe ablegte, von seiner natürlichen Unerschrockenheit erzählte: da er nämlich, wie er ihre Leute schießen sah, Lust

bekam, es auch zu versuchen, und, ungeachtet das junge Mädchen, seine vermeinte Tochter, ihn fußfällig mit den größten Zeichen der Angst davon abzuhalten suchte, das Gewehr drei- oder viermal hinter einander abfeuerte, ohne einige Furcht blicken zu lassen. Auch von diesem Mädchen, das er damals ganz allein mit sich auf das Schiff genommen hatte, und das, so wie er selbst, mit einem Speer bewaffnet war, erzählt uns der Verfasser einen merkwürdigen Zug. Sie hatte verschiedene Tage zuvor, als unsre Reisenden zu ihnen an ihr Ufer hinübergekommen waren, eine besondere Neigung und Zudringlichkeit zu einem jungen Matrosen gezeigt, den sie ihrem Betragen nach für eine Person ihres Geschlechts zu halten schien; nachher aber wollte sie ihm, ohne daß man eine andre Ursache errathen konnte, als daß er sich vielleicht einige Freiheiten bei ihr herausgenommen, nie wieder erlauben, ihr nahe zu kommen. An Menschen, mit denen man nicht reden kann, wird Alles zu Räthsel. Was unsre obige Vermuthung am meisten zu bekräftigen scheint, ist dieß, daß diese Familie mit allen von den Europäern empfangenen Geschenken eines Morgens, in Abwesenheit des Capitains Cook, auf einmal unsichtbar wurde. Der Mann (sagte das Schiffsvolk) hätte bei seinem Abzug durch Zeichen zu verstehen gegeben, er wolle aufs Todtschlagen ausgehen und dazu die Beile gebrauchen. Vermuthlich glaubte er sich nun im Stande, seine zerstreuten Anhänger wieder zusammen zu bringen, sie vortheilhafter zu bewaffnen und solchergestalt wieder die Oberhand über seine Feinde zu erhalten.

Außer dieser Familie kamen unsern Abenteuern nur wenige andre Eingeborne zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten zu Gesichte, so daß die ganze Bevölkerung der Dusky-Bay sich vielleicht nicht über drei oder vier

Familien erstreckte. Ungeachtet dieser geringen Anzahl schienen diese Indianer den Gedanken, „daß sie sich verkriechen müßten," nicht ertragen zu können; wenigstens verstecken sie sich nicht, ohne vorher versucht zu haben, ob sie mit den Fremden in Verbindung kommen und erfahren können, wie sie gesinnt sind. Bei der Menge von Inseln und Buchten und der dicken Wälder wegen, die es hier gibt, würde es uns (sagt Herr Forster) unmöglich gewesen seyn, die Familie ausfindig zu machen, die wir auf der kleinen Insel sahen, wenn sie sich nicht selbst entdeckt und die ersten Schritte zur Bekanntschaft gethan hätte. Auch würden wir diese Bucht hier (diejenige, wo sie noch mit zwei oder drei Familien bekannt wurden) verlassen haben, ohne zu wissen, daß sie bewohnt sey, wenn die Einwohner bei Abfeurung unsers Gewehrs uns nicht zugerufen hätten. In beiden Fällen ließen sie meines Erachtens eine offenherzige Dreistigkeit und Ehrlichkeit blicken, die ihrem Charakter zur Empfehlung gereicht; denn, hätte selbiger die mindeste Beimischung von heimtückischem Wesen gehabt, so würden sie (was ihnen sehr leicht gewesen wäre) gesucht haben, uns unversehens zu überfallen u. s. w. In der That läßt sich aus Allem, was man uns von den Neuseeländern meldet, der Schluß ziehen, daß eine Anlage in ihnen liegt, aus welcher durch Cultur eine sehr edle Art von Menschen werden könnte. Indessen wissen wir doch, ein ihren dermaligen Sitten und Gebräuchen unsern verfeinerten Landsleuten kaum etwas Anderes zur Nachahmung anzupreisen, als die Mode, einander mit Berührung der Nasen zu grüßen oder, wie es die englischen Matrosen nennen, einander zu nasen; und wir können nicht umhin, anstatt der minder ehrerbietigen und allzuvertraulichen Küssen (welches überdieß zuweilen noch andere Unbequemlichkeiten hat) die

Einführung des Naſens beim Grüßen und Abſchiednehmen in Vorſchlag zu bringen.

Eh wir Dusky-Bay verlaſſen, ſey uns erlaubt, noch ein Gemälde von derjenigen Art, worin unſer Verfaſſer ein Meiſter iſt, auszuziehen, das die Veränderung betrifft, die ein einziges europäiſches Schiff in wenigen Tagen in der Geſtalt dieſes wilden Heiligthums der Natur hervor brachte. Ein Gemälde, das uns dadurch um ſo viel lieber wird, weil es, beinahe ſollte man denken, ohne Abſicht des Verfaſſers, ein wahres Bild der großen menſchlichen Vanitas Vanitatum und gleichſam ein kurzer Auszug iſt der ganzen Geſchichte unſrer hochgerühmten Künſte und des ewigen Entſtehens und Verſchwindens aller Werke, womit Menſchenwitz und Menſchenhände den Erdboden zieren und — verunzieren.

„Die Vorzüge einer civiliſirten Verfaſſung über den rohen Zuſtand des Menſchen fielen durch nichts deutlicher in die Augen (ſagt unſer Verfaſſer), als durch die Veränderungen und Verbeſſerungen, die auf dieſer Stelle (die ſie nun im Begriff waren wieder zu verlaſſen) vorgenommen worden waren. In wenig Tagen hatte eine geringe Anzahl unſerer Leute das Holz von mehr als einem Morgen Landes weggeſchafft, welches fünfzig Neu-Seeländer mit ihren ſteinernen Werkzeugen in drei Monaten nicht würden zu Stande gebracht haben. Den öden wilden Fleck, wo ſonſt unzählbare Pflanzen ſich ſelbſt überlaſſen wuchſen und wieder vergingen, hatten wir zu einer lebendigen Gegend umgeſchaffen, in welcher hundert und zwanzig Mann unabläſſig auf verſchiedene Weiſe beſchäftigt waren:

quales apes aestate nova etc. Virgil.

Wir fällten Zimmerholz, das ohne uns durch Zeit und Alter umgefallen wäre und verfault ſeyn würde, und unſere

Bretschneider sägten Planken daraus, oder es durch zu Brennholz gehauen. Hier, an einem rauschenden Bache, dem wir einen bequemen Ausfluß in die See verschaffen, stand die Arbeit unserer Böttcher, ganze Reihen von neuen oder ausgebesserten Fässern, um mit Wasser gefüllt zu werden. Dort dampfte ein großer Kessel, in welchem aus inländischen, bisher nicht geachteten Pflanzen ein gesundes, wohlschmeckendes Getränke für unsere Arbeiter gebrauet wurde. Anweis davon kochten unsere Leute vortreffliche Fische für ihre Cameraden, die zum Theil an den Außenseiten und Masten des Schiffes arbeiteten, um solches zu reinigen, zu kalfatern und das Tauwerk wieder in Stand zu setzen. So verschiedene Geschäfte belebten die Scene und ließen sich mit mannigfaltigem Geräusche hören, indeß der benachbarte Berg von den abgemessenen Schlägen der Schmiedehämmer laut wiederhallte. Selbst die schönen Künste blühten in dieser neuen Colonie auf. Ein Anfänger in der Kunst zeichnete hier in seinem Noviziat die verschiednen Thiere und Pflanzen dieser unbesuchten Wildnis; die romantischen Prospecte des wilden rauhen Landes hingegen standen mit den glühenden Farben der Schöpfung geschildert da, und die Natur verwunderte sich gleichsam, auf des Künstlers Staffelei so richtig nachgeahmt zu erscheinen. Auch die höhern Wissenschaften hatten diese wilde Einöde mit ihrer Gegenwart beehrt. Mitten unter den mechanischen Werkstätten ragte eine Sternwarte empor, die mit den besten Instrumenten versehen war, durch welche der sternkundige wachender Fleiß den Gang der Gestirne beobachtete. Die Pflanzen, die der Boden hervorbrachte, und die Mannichfaltigkeit Thierreichs in Wäldern und Seen beschäftigten die Weltweisen, deren Stunden bestimmt waren, ihren Ursprung und Nutzen auszuspähen. Kurz, überall, wo wir nur hin

blickten, sah man die Künste aufblühen, und die Wissenschaften tagten in einem Lande, das bis jetzt noch eine lange Nacht von Unwissenheit und Barbarei bedeckt hatte. — Allein dieß schöne Bild der erhöhten Menschheit und Natur war von keiner Dauer. Gleich einem Meteor verschwand es fast so geschwind, als es entstanden war. Wir brachten unsere Instrumente und Werkzeuge wieder zu Schiffe und ließen kein Merkmal unseres Hierseyns, als — ein Stück Land, das von Holz entblößt war. Zwar hatten wir eine Menge von europäischem Gartengesäme der besten Art daselbst ausgestreut; allein das Unkraut umher wird jede nützliche Pflanze bald genug wieder ersticken, und in wenig Jahren wird der Ort unseres Aufenthalts nicht mehr zu kennen, sondern zu dem ursprünglichen chaotischen Zustande des Landes wieder herabgesunken seyn. Sic transit gloria mundi! Augenblicke oder Jahrhunderte der Cultur machen in Betracht der vernichtenden Zukunft keinen merklichen Unterschied."

Den fünften Mai 1773 segelten unsere Abenteurer aus Dusky-Bay in Neu-Seeland nach dem aus Capitain Cooks erster Reise bekannten Charlotten-Sund, wo sie den achtzehnten anlangten und die nicht mehr gehoffte Freude hatten, die Adventure, von der sie den achten Jänner während eines außerordentlichen Nebels getrennt worden waren, wieder zu finden. Sie hielten sich nicht länger hier auf, als vonnöthen war, um beide Schiffe wieder segelfertig zu machen.

Das Meiste, was Herr Forster während dieses kurzen Aufenthalts von den Einwohnern dieses merkwürdigen Landes wahrgenommen, bestätiget das Gute, was im neunten

Hauptſtück des III. Bandes des Hawkesworthiſchen Werkes von ihnen geſagt wird.

So nachtheilig eine größere Cultur und Bekanntſchaft mit unſeren Künſten und feinern Bedürfniſſen den glücklichen, nichtsbedürfenden Lieblingskindern der Natur in O-Tahiti und den übrigen Geſellſchafts-Inſeln aller Wahrſcheinlichkeit nach ſeyn möchte: ſo viel hätten hingegen die Neu-Seeländer dabei zu gewinnen, gegen welche ſich die Natur ſo karg erwieſen hat, daß ſie ſich, ohne Hülfe unſerer Künſte und Einrichtungen, unmöglich jemals aus ihrem armſeligen Zuſtande empor arbeiten können. Denn eben dieſer allzu dürftige Zuſtand ſcheint die einzige, aber ohne fremde Beihülfe unüberwindliche Urſache zu ſeyn, warum dieß Volk, in welchem ſo viel herrliche Kräfte und Fähigkeiten zu ſchlummern ſcheinen, nie zur Entwicklung derſelben gelangen wird, ſolange es ſich ſelbſt überlaſſen bleibt. Es iſt wirklich ein trauriger Anblick, wenn wir ein Volk, das ſich, unter günſtigern Umſtänden und mit den gehörigen Hülfsmitteln, in wenigen Jahrhunderten vielleicht zu etwas Beſſerm als Sparraner und Römer ausbilden könnte, durch die bloſe Schwierigkeit, ihr Leben zu erhalten, genöthigt ſehen, ſich ſelbſt unter einander aufzureiben und gerade durch die daher entſtehende Entvölkerung ihres Landes und Trennung der Einwohner in lauter ſehr kleine, in ewigem Kriege unter einander lebende Geſellſchaften die Möglichkeit eines glücklichern Zuſtandes ſich ſelbſt immer an der Wurzel abzuſchneiden. Was die Erfahrung längſt als eine große Wahrheit beſtätigt hat, daß Noth und Dürftigkeit auch die edelſten Naturen endlich zuſammendrückt, abwürdiget, kleinmüthig, mißtrauiſch und der niedrigſten Handlungen fähig macht, zeigt ſich vielleicht nirgends in einem ſtärkern Licht als unter den Indianern von Neu-Seeland.

Von Natur herzhaft, unerschrocken, großmüthig und zutraulich, macht sie das Gefühl ihrer Schwäche feig, mißtrauisch und menschenscheu. Sie scheinen den Werth der friedsamen häuslichen Glückseligkeit so stark zu fühlen, als irgend ein Volk in der Welt, und leben immer unsicher, in einem ewigen Hobbesianischen Kriegsstande. Ihr Herz ist offen, treu, dankbar, gefühlvoll für Ehre und Schmach, mit einem Wort, edel und menschlich — und sie sind Menschenfresser. Ungeachtet ihre sittlichen Gefühle nicht zu deutlichen Begriffen und zusammenhangenden Grundsätzen entwickelt seyn können, so glaubt man doch, selbst durch die Hülle der höchst unvollkommnen Nachrichten, die uns unsre europäischen Abenteurer von ihnen geben können, das Selbstgefühl einer edlern Natur durchscheinen zu sehen, die unwillig darüber ist, sich durch die Noth erniedrigt zu sehen, zu thun oder zu leiden, was eines Menschen unwürdig ist. Der unendliche Nutzen, den ihnen in ihrem armseligen Zustande das europäische Eisenwerk, Beile, Messer, große Nägel und dergleichen schaffen können, setzt zwar ihre erregte Begierlichkeit der Verführung unserer Seefahrer aus; sie geben, um dieses Gewinnstes willen, ihre Schwestern und Töchter Preis: aber man sieht, daß sie es ungern thun, und nichts kann sie dahin bringen, auch ihre verheiratheten Frauen der Entehrung zu überlassen; und Herr Forster (der überhaupt nicht dazu gestimmt scheint, die Neu-Seeländer in einem verschönernden Lichte zu sehen) gesteht, daß auch unter jenen Weibsbildern manche nicht anders, als mit dem äußersten Widerwillen und durch ihre eigenen Verwandten gezwungen, dahin zu bringen gewesen, „sich den Begierden solcher Kerle preiszugeben, die ohne Empfindung ihre Thränen sehen und ihr Wehklagen hören konnten.“

Die empfindsame Anmerkung, welche [illegible] bei dieser Gelegenheit macht, über den moralischen Gehalt, [illegible] mit die Neu-Seeländer die wenigen Vortheile, [illegible] Besuch der engländischen Seefahrer gezogen, [illegible] ist nur zu sehr begründet — und, wenn wir uns nicht [illegible] irren, kann das ihnen dadurch zugefügte [illegible] andere Weise vergütet werden, als daß man sich [illegible] ches Geschäfte daraus mache, sie nun völlig zu [illegible] ihnen, da sie doch einmal etwas von unsern [illegible] gekostet haben, lieber vollends Alles gebe — die ganze Büchse der Pandora mit allem Guten und Bösen, was [illegible] In ihren Umständen haben sie nichts mehr dabei zu verlieren, hingegen sehr viel zu gewinnen. Aber was sieht [illegible] päer der Zustand eines armen rohen Volkes an, [illegible] Welt an, bei dem nichts zu holen ist, als, [illegible] kommt, Mastbäume und ein paar Kuriositäten für [illegible] Naturalien-Cabinete, deren man um eine Hand voll [illegible] genug von ihnen haben kann.

Wir eilen mit unseren Argonauten nach diesem berühmten O-Tahiti, welches seit der ersten Nachricht, die uns [illegible] von Bougainville davon gegeben, eine Art von Schlaraffenland oder Pays de Cocagne für unsere Europäer geworden ist — nach dieser glücklichen Insel, wo wir mit Recht [illegible] staunt sind unsere Lieblingsträume von arkadischer Unschuld, Einfalt, Ruhe und kummerfreiem Wohlleben eines [illegible] das in ewiger, unbesorgter, lieblicher Kindheit an [illegible] sten der Natur hängt — realisirt zu sehen — nach dieser Insel, wo der weniger dichtrische Menschenforscher selbst [illegible]

unbefriedigend er alle bisherige Nachrichten von ihren Bewohnern findet, doch immer genug sieht, um nach einer genauen, vollständigen, durchaus wahren Kenntniß derselben lüstern zu werden. Was uns Herr Forster nach einem blos vierzehntägigen Aufenthalt davon sagt und sagen kann, ist zwar ein bloßer Nachtrag zu dem ausführlichern Bericht, den wir dem Herrn von Bougainville und dem Beschreiber der ersten Reise des Capitain Cook zu danken haben. Denn Herr Forster wollte nichts wiederholen, was man dort schon gelesen hat — aber unterhaltend und schätzbar ist dieser Nachtrag durch viele kleine Anekdoten und individuelle Züge, die uns diesen holden Geschöpfen, in denen wir die Natur sich verjüngern und das kindliche Alter der Menschheit wiederkehren sehen, näher bringen, und die dem Weisen unendlich willkommner sind, als abgezogene Resultate, studirte Hypothesen und idealisirte Abbildungen oder vielmehr Vorspieglungen, womit wir uns so oft anstatt echter Geschichtserzählungen und lebendiger Bilder abspeisen lassen müssen.

„Ein Morgen war's! (singt Herr Forster im höhern Ton) schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben, an welchem wir die Insel O-Tahiti zwei Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, der uns bis hierher begleitet, hatte sich gelegt; ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel in mancherlei majestätischen Gestalten und glühten im ersten Morgenstrahl der Sonne. Unterhalb derselben erblickte das Auge Reihen von niedrigern sanft abhängenden

Hügeln, die, den Bergen gleich, mit Waldung bedeckt und mit verschiedenem Grün und herbstlichem Braun schattiret waren. Vor diesen her lag die Ebne, von tragbaren Brodfruchtbäumen und unzählbaren Palmen beschattet, deren fiedrige Wipfel weit über jene hervorragten. Noch erschien Alles im tiefsten Schlaf; kaum tagte der Morgen, und stille Schatten schwebten noch auf der Landschaft dahin. Allmählig aber konnte man unter den Bäumen eine Menge von Hütten unterscheiden und Kanots, die auf dem sandigen Strand heraufgezogen waren. Eine halbe Meile vom Ufer lief eine Reihe niedriger Klippen parallel mit dem Lande hin, und über diese brach sich die See in schäumender Brandung; hinter ihnen aber war das Wasser spiegelglatt und versprach den sichersten Ankerplatz. Nunmehr fing die Sonne an, die Ebene zu beleuchten. Die Einwohner erwachten, und die Aussicht begann zu leben.

Kaum war das Schiff bemerkt, so eilte Alles dem Strande zu, und einige Kähne stießen ab, um die Neuangekommenen mit Darbietung eines grünen Pisang-Schosses und häufigem Zuruf des Worts Tayo (Freund) zu begrüßen und sich ihrer Freundschaft zu versichern. Der grüne Pisangzweig wurde auf ihr Verlangen an das Tauwerk des Hauptmasts befestiget, wo er von Jedermann gesehen werden konnte und das Zutrauen der Insulaner zu den Fremden unverletzlich befestigte. Die zuerst Herbeigekommnen kehrten zu den Ihrigen ans Land zurück, und bald war das ganze Ufer mit Menschen bedeckt. Das Schiff sah sich in kurzer Zeit von einigen hundert Kähnen umgeben, in jedem zwei, drei bis vier Mann, Alle, zum Beweis ihres ganz argwohnlosen Vertrauens, unbewaffnet. Von allen Seiten her erschallte das süße freundschaftliche Tayo und wurde von den Neuangekommenen so gut erwiedert, als sie konnten und wußten.

Mich, ich gesteh' es unverhohlen, wenn ich mir den Contrast denke zwischen der offnen, warmen, kunstlosen Gutherzigkeit dieser Kinder der Natur und aller der Freundlichkeit und Gutartigkeit, deren ein Schiff voll — englischer Seeleute fähig ist — mich wandelt dabei ein Schauder an; und es ist mir ungefähr eben so dabei zu Muthe, als wenn ich einen Zieraffen von einer wohldressirten und auf ihre Kunst einstudirten französischen Gouvernante einem holden deutschen Mädchen von dritthalb Jahren liebkosen sehe.

Herr Forster fing sogleich an, durch die Kajütenfenster mit seinen neuen Freunden — um Naturalien zu handeln. In einer halben Stunde hatte er schon etliche Vögel und eine Menge Fische. Die Farben der letzten waren, solange sie lebten, von ausnehmender Schönheit; daher Herr Forster auch sogleich diesen Morgen dazu anwendete, sie zu zeichnen und die hellen Farben aufzulegen, eh sie mit dem Leben verschwanden. — Ich bemerke diesen Umstand nicht, um Herrn Forster zu tadeln; er war nun einmal ein Naturalienforscher und Sammler; Fische und Pflanzen nach der Natur abzuzeichnen, war ein wesentlicher Theil seiner Bestimmung und Pflicht. Ich bedaure nur, daß bei einer solchen Reise nicht auch einmal Einer bestellt wird, der keine andere Pflicht noch Bestimmung hat, als die neuen Menschen, die ihm vorkommen, zu forschen und nach dem Leben abzuzeichnen. Menschen sind doch wohl auch Naturalien, was auch die königliche Gesellschaft zu London davon denken mag.

Indessen ließ Herr Forster gleichwohl die Menschen nicht ganz aus der Acht, und, was er von ihnen sagt, bestätiget

den liebenswürdigen Charakter, der den Einwohnern der Societäts-Inseln von allen Europäern, die zu ihnen gekommen, beigelegt wird und sie von allen Völkern der Welt unterscheidet. Die Leute, die uns umgaben, sagt er, hatten so viel Sanftes in ihren Gesichtszügen als Gefälliges in ihrem Betragen. — Es dauerte nicht lange, so kamen verschiedene dieser guten Leute an Bord. Das ungewöhnlich sanfte Wesen, der Hauptzug ihres Nationalcharakters, leuchtete sogleich aus allen ihren Geberden und Handlungen hervor. Die äußeren Merkmale, wodurch sie uns ihre Zuneigung zu erkennen zu geben suchten, waren von verschiedener Art; Einige ergriffen unsere Hände, Andere lehnten sich auf unsere Schultern, noch Andere umarmten uns. Zu gleicher Zeit bewunderten sie die weiße Farbe unserer Haut und schoben uns zuweilen die Kleider von der Brust, als ob sie sich erst überzeugen wollten, daß wir eben so beschaffen wären, als sie.

Man erinnere sich aus Bougainville's und D. Hawkesworths Nachrichten, daß eben diese so ungemein sanften Menschen die empfindlichsten Geschöpfe von der Welt sind, daß es ihnen nicht an Muth fehlt, Beleidigungen zu rächen, daß sie mit ihren Waffen sehr wohl umzugehen wissen und mit einigen Völkerschaften benachbarter Inseln in beständiger Fehde leben. Ihre Sanftheit und Güte ist also nicht phlegmatische Schwäche. Diese höchste Sanftheit, mit so reizbaren Sinnen, solchem Feuer der Leidenschaft, so viel Herz und Unerschrockenheit, macht zusammen den schönsten, menschlichsten Geschlechtscharakter aus, den ich — der die weite Welt nur aus Büchern kennt — in allen Zeiten und Strichen des Erdbodens jemals gefunden habe.

Hundertmal, wenn ich die unaussprechliche Liebenswürdigkeit der menschlichen Natur im zweiten und dritten Jahre der Kindheit — diese so wunderbar angenehme und reizvolle Composition von Unwissenheit und Neugierde, Sorglosigkeit und Aufmerksamkeit, Liebe und Selbstheit, kindlicher Gutherzigkeit und äußerster Zornfähigkeit, Nachgiebigkeit und Eigensinn, Schlauheit und Einfalt, diese offne Unbefangenheit der Seele; dieses Aufdämmern der Vernunft aus dem dunkeln Gewirr des Gefühls; diese zarte Beweglichkeit aller Sinne; diese lautre Reinheit jedes Naturtriebs, diese Wahrheit und Innigkeit aller Begierden, Zuneigungen und Bewegungen des Herzens, in Lust und Schmerz, Freude und Betrübniß, Liebe und Haß; diese glückliche Geneigtheit, alles Uebel, sogleich wie es nicht mehr gegenwärtig gefühlt wird, alle Beleidigungen im Moment, wie sie aufhören, wieder zu vergessen; diese reine Stimmung aller Saiten des Gefühls zu Allem in der Natur, was Beziehung auf sie hat; diese beständige Aufgelegtheit, sich zu freuen, zu genießen; dieses ewige Leben im Augenblick, diese gänzliche Verschlossenheit für die Zukunft; dieß nichts Böses Wollen, nichts Böses Ahnen — wenn ich, sag' ich, das Alles, in der so unbeschreiblich feinen und lieblichen Mischung, wie es in den ersten Jahren des kindischen Lebens sich äußert, sah und es zu einer Zeit sah, da — noch von keinem O-Tahiti die Rede war — wie oft dacht' ich dann: was für Geschöpfe wären wir, wenn wir zur Blüthe und Kraft des Jünglingsalters heranwachsen und die Vollkommenheit unserer Natur erreichen könnten, ohne von Allem, was die Kindheit so liebenswürdig, so glücklich macht, mehr zu verlieren, als vermöge der absoluten Nothwendigkeit der Sache verloren gehen muß, wenn Dämmerung zum Morgen und Knospe zur Blume wird!

Ich weiß, wenn ich wieder kalt bin, so gut als ein Anderer, in welche Classe ein solcher Wunsch gehört, und was mir jeder hoch gelehrte Knabe, der so eben seinen Cursus von Logik, Metaphysik, Moral, Dogmatik u. s. f. absolvirt hat, dagegen einwenden kann — Aber ich freue mich doch, zu denken, daß wenigstens der beste und glücklichste Theil der Bewohner der Gesellschaftsinseln lebendige Beweise sind, daß die Natur in einigen kleinen Inselchen der Südsee gewisser Maßen wirklich gemacht hat, was bei mir und andern ehrlichen Wünschern und Träumern bloser Wunsch und Traum der freundlichen Einbildung war. — Freilich geht etwas und ziemlich viel davon ab, daß Wirklichkeit je so schön, so glänzend, so erwünscht sey, als was Fee Mab mit einem Schlag ihres Mohnstengels vor unserm innern Sinn vorbeizaubert. Die Kinder von O-Tahiti sind freilich keine Halbengel aus einer idealischen Unschuldswelt — Aber, so wie sie sind, wer ist der Mensch, der sie nicht lieben muß? Wo die gute Seele, die sich nicht zu ihnen wünscht?

Herr Forster war kaum in O-Tahiti angekommen, als er schon die Wirkungen der leutseligen und gefälligen Gemüthsart der Einwohner erfuhr. „Da sie merkten, sagt er, daß wir Lust hätten, ihre Sprache zu lernen, weil wir uns nach den Benennungen der gewöhnlichsten Gegenstände erkundigten oder sie aus den Wörterbüchern voriger Reisenden hersagten: so gaben sie sich viel Mühe, uns zu unterrichten, und freuten sich, wenn wir die rechte Aussprache eines Wortes treffen konnten.“ — Herr Forster setzt Verschiedenes, was jedoch aus seinen Vorgängern schon bekannt war, zum Lobe

dieſer Sprache hinzu. Sie beſteht aus lauter reinen Sylben und hat noch viel weniger Mitlauter, als die griechiſche; ſie iſt noch ſingbarer, als die italieniſche, oder vielmehr, ſie iſt an ſich ſelbſt ſchon Geſang. — Auch erinnert er ausdrücklich, daß der wahre Name dieſer Inſel nicht Otaheite (wie die Engländer ihn ſchreiben und ausſprechen), ſondern O-Tahiti ſey, und daß alſo, da die Vorſylben O und E Artikel ſind, Herr von Bougainville den wahren Namen, Tahiti richtig angegeben; nur daß die Einwohner es mit einer leichten Aſpiration ungefähr wie Tahiti ausſprechen.

Bougainville, in deſſen Ausdrücken von dieſer Zauberinſel und ihren Bewohnern man Schwärmerei einer verſchönernden Imagination vermuthete, hat nicht zu viel geſagt, wenn er jene als ein Paradies und dieſe als glückliche Geſchöpfe beſchreibt. Herr Forſter fühlte es gerade eben ſo, und die Gemälde, die er davon macht, ſind ſehr geſchickt, auch uns etwas von ſeinem Genuſſe mitzutheilen. — „Ungeachtet, der ſpäten Jahrszeit wegen, Laub und Gras ſchon durchgehends mit herbſtlichem Braun gefärbt war, ſo bemerkten wir doch bald, daß dieſe Gegenden in der Nähe nichts von ihren Reizen verlören. — Wir befanden uns in einem Walde von Brodfruchtbäumen, auf denen aber bei dieſer Jahrszeit keine Früchte mehr waren, und beim Ausgang des Gehölzes ſahen wir einen ſchmalen, von Gras entblößten Fußpfad vor uns, vermittelſt deſſen wir bald zu verſchiednen Wohnungen gelangten, die unter mancherlei Buſchwerk halb verſteckt lagen. Hohe Cocospalmen ragten weit über die andern Bäume empor und neigten ihre hängenden Wipfel auf allen Seiten gegen einander hin. Der Piſang prangte mit ſeinen ſchönen breiten Blättern und zum Theil auch noch mit einzelnen traubenförmigen Früchten. Eine ſchattenreiche Art von Bäumen,

mit dunkelgrünem Laube, trug goldgelbe Aepfel, die den würzhaften Geſchmack und Saft der Ananas hatten. Der Zwiſchenraum war bald mit jungen chineſiſchen Maulbeerbäumen bepflanzt, deren Rinde von den Einwohnern zu Verfertigung der hieſigen Zeuge gebraucht wird, bald mit verſchiednen Arten von Arum- und Zehrwurzeln, mit Yams, Zuckerrohr und andern nutzbaren Pflanzen beſetzt. Die Wohnungen der Indianer lagen einzeln, jedoch ziemlich dicht neben einander, im Schatten der Brodfruchtbäume, auf der Ebne umher und waren mit mancherlei wohlriechenden Stauden umpflanzt. Die einfache Bauart und die Reinlichkeit derſelben ſtimmte mit der kunſtloſen Schönheit des um ſie her liegenden Waldes überaus gut zuſammen. — Sie beſtanden mehrentheils nur aus einem Dach, das auf etlichen Pfoſten ruhte, und pflegten übrigens an allen Seiten offen und ohne Wände zu ſeyn — (glücklicher Beweis, daß die Einwohner weder Schirm vor der Ungunſt der Witterung und des Klima, noch die mindeſte Verwahrung gegen einander ſelbſt vonnöthen haben!) — Vor jeder Hütte ſah man eine kleine Gruppe von Leuten, die ſich ins weiche Gras gelagert hatten, oder mit kreuzweis über einander geſchlagenen Beinen beiſammen ſaßen und ihre glücklichen Stunden entweder verplauderten oder ausruhten. Einige ſtanden bei unſerer Annäherung auf und folgten dem Haufen, der mit uns ging; Viele aber, beſonders Leute von reiferem Alter, blieben unverrückt ſitzen und begnügten ſich, uns im Vorübergehen ein freundſchaftliches Tayo zuzurufen. Da unſere Begleiter gewahr wurden, daß wir Pflanzen ſammelten, ſo waren ſie ſehr emſig, dieſelben Sorten zu pflücken und herbei zu bringen, die ſie von uns hatten abbrechen ſehen. Es gab auch in dieſen Plantagen in der That eine Menge von allerhand

wilden Arten, die untereinander in jener schönen Unordnung aufsprossen, die über das steife Putzwerk künstlicher Gärten immer unendlich erhaben ist. — Vornehmlich fanden wir verschiedene Grasarten, die, ungeachtet sie zarter und feiner als unsere nördlichen waren, dennoch, weil sie im Schatten wuchsen, ein sehr frisches Ansehen hatten und einen weichen Rasen ausmachten. Sie dienten zugleich, das Erdreich feucht zu erhalten und solchergestalt den Bäumen Nahrung zu verschaffen, die auch ihrerseits im vortrefflichsten Stande waren. Mancherlei kleine Vögel wohnten in ihren Zweigen und sangen sehr angenehm, dem Wahn zu Trotz, den man in Europa hegt, als ob es den Vögeln in den heißen Ländern an harmonischen Stimmen fehle. In den Gipfeln der höchsten Cocosbäume pflegte sich eine Art kleiner schöner saphirblauer Papagaien aufzuhalten, und eine grünliche Art mit rothen Flecken sah man häufig unter den Pisangbäumen. — Ein Eisvogel von dunkelgrünem Gefieder und rings um den weißen Hals mit einem ringförmigen grünen Streif gezeichnet, ein großer Kuckuk und verschiedene Arten von Tauben hüpften fröhlich auf den Zweigen herum, indeß ein bläulicher Reiger gravitätisch am Seeufer einhertrat, um Muscheln, Schnecken und Würmer aufzulesen. Ein schöner Bach, der über ein Bette von Kieseln rollte, kam in schlängelndem Lauf das schmale Thal herab und füllte beim Ausfluß in die See unsere Fässer mit silberhellem Wasser." — Ich besorge nicht, daß meine Leser diese ausgeschriebene Stelle zu lang finden werden. Solche individuelle Gemälde geben eine lebendigere Vorstellung als allgemeine Beschreibungen; und wem muß es nicht angenehm seyn, zu sehen, mit welcher Liebe die Natur an der Wiege ihrer Schooßkinder gearbeitet hat?

Deſto verdrießlicher iſt gleich darauf zu leſen, wie der Capitain Cook, vermuthlich in einem Anſtoß übler ſeemänniſcher Laune, fähig war, um eines ſogenannten Diebſtahls willen, deſſen ſich einer von den beiden Söhnen ihres bisherigen Begleiters O-Pue, von ſeiner kindiſchen Begierlichkeit verleitet, ſchuldig gemacht hatte, d. i. um einer Beleidigung willen, die in O-Tahiti gar keine Beleidigung war, den Frieden dieſer glücklichen Wohnungen zu ſtören und die trauliche Sorgloſigkeit dieſes Volks von Kindern durch Flintenkugeln und Vierpfünder zu ſchrecken. O ihr haſſenswürdige Europäer mit eurem zur Unzeit angebrachten Puffendorf! — „Was? (wendet man ein) man hatte dem Kerl ſchon unentgeltlich eine Menge Sachen gegeben, und er hat noch die Unverſchämtheit, die Geſetze der Gaſtfreiheit auf eine ſo häßliche Art zu übertreten" und — ein Meſſer und einen zinnernen Löffel zu mauſen! War es bei ſolcher Bewandtniß des Herrn Capitains Hochwohlgeboren zu verdenken, daß Wohlderſelbe „aus Unwillen über das ſchändliche Betragen dieſes Kerls" ſich nicht enthalten konnte, ihm eine Flintenkugel über dem Kopf hinzufeuern — und, als ſogar der dritte Schuß nichts fruchten wollte, und die entfernten Indianer (die von alle dem Spuk nichts begriffen und nur einige der Ihrigen mit Flintenſchüſſen von den fremden Herren verfolgt ſahen) vom Strand aus mit Steinen nach den Herren zu werfen anfingen, ſie durch einen Vierpfünder in Reſpect zu ſetzen, auch ihnen zu wohlverdienter Strafe und Andern zum Schrecken für Koſten, Schaden und Genugthuung zwei doppelte Kanots wegnehmen zu laſſen? — O des herrlichen europäiſchen Natur- und Völkerrechts! — Ei, ei, lieber Forſter! — wo war in dieſem Augenblick Ihre Philoſophie? — Wie können Sie von dem jungen Menſchen verlangen, daß er Ihren Puffendorf

und Barbeyrac gelesen haben soll? Wie können Sie sich einbilden, daß er das Messer und den zinnernen Löffel aus einer andern Ursache als aus kindischem Instinct oder höchstens aus unbesonnenem, arglosem Muthwillen genommen hat? Was würden Sie dazu sagen, wenn ein Friedensrichter in England ein Kind von zwei oder drei Jahren, weil es einen Löffel, oder was Sie sonst wollen, gemaust hätte, pillorisiren lassen wollte? Der O-Tahitische Junge hier verstand wahrlich von der Moralität seiner Handlung, die Sie ein schändliches Betragen nennen, nicht mehr, als das vorbesagte Kind. Das Kind und der junge Kerl von O-Tahiti hat einen Naturtrieb zu Allem, was ihm gefällt, und weiß nichts Anderes, als daß die ganze Welt mit Allem, was darin ist, ihm gehört. Du sollst nicht stehlen! ist ein positives bürgerliches Gesetz, zu dessen Beobachtung wir erzogen werden müssen. Man hat an dessen Uebertretung in den meisten bürgerlichen Gesellschaften Schande und entehrende Strafe hängen müssen; aber was geht das die Bewohner von O-Tahiti an? Und wenn es, der Folgen wegen, nöthig war, dem kindischen Trieb dieses Völkchens zu Allem, was ihnen ansteht, Einhalt zu thun, konnte das nicht auf eine freundlichere Art und ohne Vierpfünder geschehen?

Man kann sich des Unwillens schwerlich enthalten, wenn man (wie nur zu oft Gelegenheit ist) dergleichen Probestückchen liest von dem herrischen Betragen, das die europäischen Seemänner sich über Menschen herausnehmen, die von ihnen nicht abhängen und nur durch den Vorzug tödtlicherer Waffen gezwungen sind, sich von ihnen mißhandeln zu lassen. Aber freilich ist es — ihrer würdig und ganz aus einem Stücke mit der Unverschämtheit, womit diese Herren, im Namen ihrer allergnädigsten Könige, von jeder Insel und Halbinsel

der Südſee, auf die ſie Wind und Wetter oder Bedürfniß, ſich zu erfriſchen, verſchlägt, feierlich Beſitz nehmen, ohne daß es ihnen einfällt, die uralten Einwohner derſelben zu fragen, was ſie zu dieſer Beſitznehmung zu ſagen haben. Ein herrliches Völkerrecht! Und das ſind die aufgeklärten, philoſophiſchen, rechtshochgelahrten Herren, die einen weggemausten zinnernen Löffel mit Vierpfündern rächen!

Der Vierpfünder indeſſen wirkte. Die Herren erreichten ihren großen Zweck; denn er jagte den O-Tahitern ein ſolches Schrecken ein, daß ſie ſich zwei doppelte Kanots (und wahrſcheinlich noch zehnmal ſo viel, wenn die Herren Vierpfünder gewollt hätten) ohne Widerrede wegnehmen ließen. Freilich war nun das Vertrauen der guten Inſulaner verſcherzt — und das hatten die europäiſchen Herren gleichwohl noch vonnöthen, weil ſie wenigſtens eben ſo großen Appetit zu den Hühnern und Schweinen der Indianer hatten, als dieſe zu ihren Meſſern und Löffeln. Aber das war ja auch leicht wieder zu gewinnen. Die Bewohner waren „ſo freundſchaftliche, gutherzige Leute!“ — Gleichwohl waren ſie, ſagt Herr Forſter, wegen des Vorgefallnen etwas ſcheuer und zurückhaltender als zuvor (ſie hatten wohl groß Unrecht daran?). Es währte etliche Tage, bis man ſie wieder zutraulich machen konnte, und Herr Cook mußte ſich am Ende doch entſchließen, die genommenen Kähne wieder zurückzugeben.

Doch — weg von dieſen unangenehmen Betrachtungen! Herr Forſter verſöhnt uns wieder mit ſich durch ein paar ziemlich getreu, wie es ſcheint, und nicht ohne Liebe nach dem Leben gemalte O-Tahitiſche Familienſtücke, die ich nicht um das Beſte von Greuze geben möchte. Hier hätte der Maler Hodges, den unſre Seefahrer bei ſich hatten, wenn etwas von Greuzens Geiſt in ſeinen Augen und in ſeinem

Herzen geweſen wäre, Stoff zu Bildern und Gruppen bekommen können, womit er mehr Dank von uns verdient hätte, als mit den reichen, idealiſirten, griechenzenden Compoſitionen, die er uns für Natur, und Natur aus den Südſeeinſeln aufheften will.

Die Herren Forſter waren mit einigen Begleitern früh Morgens aufs Botaniſiren gegangen. Zufälliger Weiſe bekamen ſie im Walde Gelegenheit, einigen Weibern von der niedrigſten Claſſe zuzuſehen, wie ſie den in dieſen Inſeln gewöhnlichen Zeug aus der faſrigen Rinde junger Maulbeerbäume bereiteten. Von da gelangten ſie zuletzt in ein ſchmales Thal. Ein wohl ausſehender Mann, bei deſſen Wohnung ſie vorbeikamen, lag im Schatten da und lud ſie ein, neben ihm auszuruhen. Sobald er ſah, daß ſie dazu nicht abgeneigt ſchienen, ſtreute er Piſangblätter auf einen mit Steinen gepflaſterten Fleck vor dem Hauſe und ſetzte einen kleinen Stuhl hin, auf welchen er denjenigen, der ihm der Vornehmſte unter ihnen ſchien, niederzuſitzen bat. Nachdem auch die Uebrigen ſich ins Gras gelagert hatten, lief er ins Haus, holte eine Menge gebackner Brodfrucht und ſetzte ihnen ſolche auf den Piſangblättern vor. Nächſt dieſem brachte er noch einen Mattenkorb voll Tahitiſcher Aepfel, einer Frucht, die der Ananas im Geſchmack ähnlich iſt, und nun bat er ſie, zuzulangen. Die Herren ließen ſich's wohl ſchmecken, fanden die Früchte vortrefflich und die tahitiſche Art, die Brodfrucht vermittelſt heißer Steine in der Erde zu backen, unendlich beſſer, als ihre eigene Art, ſie zu kochen, weil bei jener aller Saft beiſammenbleibt und durch die Hitze noch mehr verdickt wird, beim Kochen hingegen ſich viel Waſſer in die Frucht ſaugt, und von Geſchmack und Saft viel verloren geht. Zum Nachtiſch brachte ihnen

der freundliche Wirth fünf Cocosnüsse; er öffnete sie, goß den kühlen hellen Saft in eine reine Cocosschale und reichte sie einem Jeden nach der Reihe zu. Unsre Reisenden wurden von der zuvorkommenden und uneigennützigen Gastfreiheit dieses Mannes sehr eingenommen, schenkten ihm das Beste, was sie von Korallen und Nägeln bei sich hatten, und begaben sich nun wieder an ihre botanische Arbeit, die zwar nicht ganz unbelohnt blieb, aber doch, theils wegen der schon vergangnen Jahrszeit, theils aus einem andern wesentlichen Grunde, nicht sehr ergiebig war. Dieser war, wie Herr Forster sehr richtig zu urtheilen scheint, die hohe Cultur der Insel O-Tahiti. Wäre sie weniger angebaut, sagt er, so würde das Land dem herrlichen Boden und Klima nach überall mit hunderterlei Arten von Kräutern wild überwachsen gewesen seyn, anstatt daß jetzt dergleichen kaum hie und da einzeln aufsprossen.

Bei Anbruch des folgenden Tages gingen sie wieder ans Land und ostwärts den Gegenden um den Hafen Aitepieha zu, wo die Ebne immer breiter, die Pflanzungen immer ansehnlicher, und die Wohnungen zahlreicher wurden, auch reinlicher und neuer aussahen, als in der Gegend des Ankerplatzes. Sie spazierten ungefähr zwei Meilen weit beständig in den anmuthigsten Wäldern und Pflanzungen von Cocos- und Brodfruchtbäumen fort und sahen, wie die Leute aller Orten wieder an ihr Tagwerk gingen; vornehmlich hörten sie die Zeugarbeiter fleißig klopfen. Gleichwohl sammelte sich, wo sie hinkamen, bald ein großer Haufen um sie her, der ihnen den ganzen Tag so unermüdet folgte, daß Manche darüber ihr Mittagsbrod versäumten. „Doch gingen sie (sagt Herr Forster) nicht so ganz ohne Nebenabsicht mit. Im Ganzen war ihr Betragen allemal gutherzig, freundschaftlich

und dienſtfertig; aber ſie paßten auch jede Gelegenheit ab, eine oder die andre Kleinigkeit zu entwenden, und damit wußten ſie ausnehmend gut Beſcheid. Wenn wir ſie freundlich anſahen oder ſie anlächelten, ſo hielten Manche es für die rechte Zeit, von unſerm guten Willen Gebrauch zu machen und in einem bittenden Tone ein: Tayo, poe! (Freund, ein Korallchen?) hören zu laſſen."

Ich, meines Orts, ſehe in dieſem kinderhaften Zug nichts als die klare ungeſchminkte Menſchheit, wie wir ſie alle Tage an unſern Kindern von zwei oder drei Jahren ſehen und auch an denen von fünf und ſechs noch ſehen würden, wenn wir nicht genöthigt wären, ihnen baldmöglichſt beizubringen, daß es unanſtändig ſey, ſeine guten Freunde anzubetteln. Warum übrigens die Leute von O-Tahiti die Einzigen in der Welt ſeyn ſollten, die ohne alle Rückſicht auf ſich ſelbſt gutherzig, freundſchaftlich und dienſtfertig wären — oder mit welchem Recht dieſe Rückſicht auf ſich ſelbſt den Werth ihrer Gutherzigkeit in unſern Augen verringern ſollte, ſeh' ich nicht; zumal da Herr Forſter ſelbſt hinzuſetzt: wir mochten ihnen willfahren oder nicht, ſo brachte dieß doch niemals eine Aenderung in ihrem Betragen hervor, ſondern ſie blieben ſo aufgeräumt und freundlich als vorhin. Ich dächte, dieß wäre wirklich mehr, als man von den meiſten unter den wohlerzogenſten und moraliſirteſten von uns Europäern ſagen kann.

Anmerkungen.

Sympathien.

S. 3. Unwiſſend, daß dieſes Bild ein Urbild hat u. ſ. w. — Die erſten philoſophiſchen Abhandlungen Wielands ſind als eine Frucht ſeiner Lectüre Platons zu betrachten. Daß er in ſeinen früheren Jahren die Lehre Platons von den Ideen angenommen, haben wir ſchon bemerkt (ſ. die Anm. zu: Briefe von Verſtorbenen, 4. Br. Bd. 26.): gerade hier wird es zweckdienlich ſeyn, die theologiſchen, pſychologiſchen und moraliſchen Sätze Platons, die damit zuſammenhängen, anzuführen, denn Wieland hatte ſie in ſeine Denkweiſe aufgenommen. Es ſind hauptſächlich folgende:

1) Von Ewigkeit her war die Gottheit und die ungeformte Materie vorhanden, und in der Gottheit waren von Ewigkeit her die Ideen. Die Welt entſtand, indem die Gottheit die Materie mit dieſen Ideen verband oder ſie ordnete nach ihren ewigen Urbildern. Das Weltideal, ſofern es von Gott gedacht wird, macht die Verſtandeswelt aus, nach welcher die ſichtbare dadurch, daß die Materie mit den Ideen verbunden wurde, gebildet iſt.

Da es nach dieſen Sätzen zweifelhaft ſeyn mußte, ob ein Verſtand, der nicht der göttliche ſelbſt iſt, die Verſtandeswelt erkennen könne, ſo hält Platon durch einen Satz ſeiner Pſychologie:

2) Die Seele iſt göttlichen Urſprungs und vor ihrer Vereinigung mit dem Körper in einem vollkommnern Zuſtande geweſen. Aus eben dieſem liegen die Ideen noch in ihr (ſie ſind angeboren), und alles unſer Erkennen, Erlernen u. ſ. w. iſt eine bloſe Wiedererinnerung.

Dieſes iſt der Satz, den Wieland hier vorträgt. Um des Folgenden willen theilen wir aber gleich auch die moraliſchen Folgerungen mit, welche Platon aus ſolchen Vorausſetzungen zog:

3) Körper und Sinne hindern uns, die Wahrheit rein und vollkommen zu erkennen und eine reine und vollkommene Glückseligkeit zu erlangen. Der Körper ist der Seele Kerker, und diese zur Strafe in ihn gesetzt. (Hier folgt die Lehre von dem Abfall, Sündenfall.) Um noch Glückseligkeit hienieden zu erlangen, muß man das Irdische fliehen, die Seele vom Körper abziehen und die ewige Wahrheit des Unsichtbaren unverwandt mit dem Auge des reinen Verstandes anschauen, worin die wahre Weisheit, die Mutter aller Tugenden, besteht. Des Menschen Glückseligkeit besteht in der Aehnlichwerdung Gottes, wozu die Tugend, die Anerkennung des Elendes der eingekerkerten Seele und die Reinigung derselben die Mittel sind. Der Tod erst, als Befreiung von des Körpers Banden, verhilft zur wahren Glückseligkeit.

Hier folgt nun im platonischen Systeme die Lehre von der Unsterblichkeit und Seelenwanderung, womit sich der Cirkel schließt. Eine unendliche Sehnsucht treibt den Forscher zu Gott hin; aber auch diese, durch nichts Irdisches zu befriedigende Sehnsucht leitet er von der dunkeln Erinnnerung des ehemaligen Zustandes ab, wo die Seele Gott näher und in ihrem eigentlich natürlichen Zustande war. Zu Gott erheben die Schwingen der Seele, d. i. die Kraft und der Hang, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen emporzusteigen. Dieß führt den Denker auf die Kraft der Begeisterung und der Schönheit, die er ebenfalls mit seinen Ideen in Verbindung bringt. Er weiß es, daß die Energie des Geistes durch das wahrgenommene Sinnlichschöne besonders kräftig erregt wird, und daß es antreibt, zu dem Genusse des geistigen Urschönen sich zu erheben. Die Schönheit führt ihn auf die Liebe. Der physischen Liebe aber, die sich an der körperlichen Schönheit weidet, eine Folge des Geschlechtstriebes ist und blos angenehmen Sinnengenuß bezweckt, stellt er, als vernünftiges Begehren, seine himmlische Liebe entgegen, deren Gegenstand die moralische Schönheit und Vollkommenheit ist. „Wer, durch die Liebe für den geliebten Gegenstand richtig geleitet, sich von der Neigung zu diesem allmählich erhoben hat zum Anschauen der ewigen Schönheit, der hat den Grad der Vollendung beinah erreicht. — Von schönen Körpern steigt man zu schönen Handlungen, zu schönen Wissenschaften auf und wird endlich in den letzten Grad eingeweiht, wo man die Urschönheit selbst erkennt. Hier wird des Menschen Leben erst ein wahres Leben."

S. 9. Richardson — Samuel Richardson, geb. 1689 in Derbyshire, gest. 1761 zu London, wo er Eigenthümer einer Buchdruckerei war, ist der eigentliche Begründer der Familienromane. Seine Pamela, Clarissa und Grandison, die dem Verfasser den ehrenvollen Namen des Shakespeare unter den Romandichtern erwarben, erschienen alle kurz vor Wielands

erſten Schriften (in den Jahren 1740—1753) und blieben auf dieſen nicht ohne großen Einfluß. — Mis Byron und Shirley, deren weiter unten gedacht wird, ſind Perſonen aus Richardſons Romanen.

S. 19. Amalia, welche hier neben zwei weiblichen Idealen von Richardſon ſteht, iſt die Heldin eines Romans von Fielding, der in ihr ein Muſter ehelicher Treue und Zärtlichkeit aufſtellen wollte. Seinem Tom Jones ſteht dieſer Roman weit nach, und der Amalia thut man nicht großes Unrecht, wenn man ſie mit unſerm ſeligen Weibe, wie es ſeyn ſoll, vergleicht.

S. 24. Hier liegt u. ſ. w. — Chaulieu, geb. 1639 zu Fontenay, geſt. 1720 zu Paris, wurde Anacreon du Temple genannt, weil er bis in ſein Alter von Wein und Liebe ſang, und der Herzog von Vendome ihm im Temple eine Wohnung eingeräumt hatte, wo ſich an beſtimmten Tagen die witzigſten Köpfe von Paris verſammelten. — Welcher Anſtoß an dem zärtlichen Tibull (vergl. B. 2. S. 446.) und an Gay (geb. 1688 in Devonſhire, geſt. 1732 zu London), dem berühmten Verfaſſer der Bettleroper, die ein Lieblingsſtück der Engländer geblieben iſt, hier eigentlich genommen war, dürfte ſchwer zu ſagen ſeyn, wenn der damalige Wieland nicht an noch weit unverdächtigern Dichtern ein Aergerniß genommen hätte. — Prior, geb. 1664 und geſt. 1721 zu Wimpole, iſt in ſeinen Erzählungen und Liedern immer anmuthig, zuweilen leichtfertig.

S. 24. Suarez — Franz Suarez, ein ſpaniſcher Jeſuit, geſt. 1617, deſſen Werke 24 Foliobände ausmachen, half den Geſchmack an ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten und Zergliederungen allerdings ſehr verbreiten, auch in der Moral, mit deren wichtigſten Gegenſtänden er ſich beſchäftigte, worin er war einer der feinſten Köpfe ſeines Ordens. Wielands Erlaubniß, ihn zu verſpotten, ohne ihn zu kennen, läßt ſich daher nur mit ſeiner Jugend entſchuldigen.

Ich will dich nur zu einem größeren Virtuoſo machen — Auf jeden Fall bezieht ſich dieß auf folgende Stelle in Shafesbury's Abhandlung Sensus communis: „Jeder iſt ein Virtuoſe von einem höhern oder niedrigern Range; Jeder ſtrebt einer Grazie nach und buhlt um eine Muſe von der einen oder der andern Art. Das Venustum, das Honestum, das Decorum öffnet ſich mit Gewalt den Weg. Wer ihm in den obern Gegenſtänden, von der geiſtigen und moraliſchen Gattung, kein freies Spiel laſſen will, wird anderswo, in einer niedrigern Claſſe von Dingen, ſeine Gewalt fühlen. Wer die Haupttriebfedern der Handlungen überſieht und auf Harmonie und Ebenmaß eines ganzen Lebens keine Aufmerkſamkeit richtet, wird ſich mit elenden Nebenſachen beſchäftigen und davon feſſeln

laſſen, entweder mit dem Studium gewöhnlicher Künſte oder mit der Wartung und dem Anbau blos mechaniſcher Schönheiten. Die Modelle von Häuſern, Gebäuden und ihren begleitenden Verzierungen, die Pläne von Gärten und ihren Beeten, die Anlegung der Spaziergänge, Pflanzungen, Alleen und tauſend andre Symmetrien werden an die Stelle der glücklichern und höhern Symmetrie und Ordnung einer Seele treten." — „Die Wollüſtlinge, die dieſe philoſophiſche Schönheit am meiſten zu verachten ſcheinen, können ihr doch nicht immer ihre Reize abſprechen. Sie können eben ſo herzlich wie Andere die Tugend loben; ſie werden eben ſo ſehr durch die Schönheit einer edlen Handlung gerührt. Sie bewundern die Sache, allein nicht die Mittel dazu. Gern möchten ſie, wenn es anginge, Tugend und Wolluſt vereinigen; allein die Regeln der Harmonie erlauben es nicht, die Mißharmonie iſt zu ſtark." Des Grafen v. Sh. ph. Werke. Ueberſ. 1. 182. fg.

S. 25. Leontium — Vergl. die Anmerk. zu Krates und Hipparchia, 18. Brf. Bd. 21.

Lavinia — Wenn keine andre gemeint iſt, als die Tochter des Latinus und nachmalige Gemahlin des Aeneas, welcher der Stadt Lavinium nach ihr den Namen gab; ſo ſehe ich nicht, warum ſie gerade als die unſchuldsvolle bezeichnet und der Zauberin Circe entgegengeſetzt wird. —

Der Witz u. ſ. w. — Bei allen heftigen Anklagen des Witzes, die hier und anderwärts vorkommen, hatte Wieland Young vor Augen, der, wie Wieland ſelbſt in einer von ihm unterdrückten Stelle ſagt, die Schändlichkeit des gemißbrauchten Witzes ſo nachdrucksvoll und mit eben ſo viel Witz als Eifer dargeſtellt hat.

S. 26. Da ſie Nachtigallen ſchrieben — Die ſo eben erwähnte unterdrückte Stelle gibt hierüber Aufſchluß. In einem Schreiben an den O. C. R. Sack, worin Wieland ihn bewegen will, „die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welches leichtſinnige Witzlinge anrichten," heißt es: „Weil dieſes Ungeziefer, welches ſo tief unter Ihrem Geſichtskreiſe kriecht, Ihnen vielleicht nicht einmal bekannt iſt, ſo will ich einige der neueſten, die mir aufgeſtoßen ſind, anzeigen: Lyriſche Gedichte, neueſte Ausgabe; die Nachtigall, eine Erzählung; Meine Lieder; Vermiſchte Poeſien." Der Hauptangriff ging hier auf den Dichter Uz, denn die genannten lyriſchen Gedichte ſind die Uziſchen, welche mit drei mittelmäßigen, über die man ſchon damals ſchwieg, zuſammengeſtellt werden. Man ſieht ſchon daraus, daß Niemand dieſe Nachtigall mehr kennt, wie übereilt Wielands jugendlicher Eifer war, deſſen Folgen an einem andern Orte erzählt werden ſollen.

S. 50. Freilich sind gemeine Formen — nicht für edlere Seelen — Der Verfasser hatte hier die Maxime des berühmten Dr. Quist im Sinne:

That common forms are not design'd
Directors to a noble mind.

Diese Aufsätze wimmeln von ähnlichen Anspielungen, so wie von entlehnten Gedanken oder Ausdrücken aus alten und neueren Schriftstellern, deren er, nach der bequemen Theorie und Praxis seines damaligen Freundes und Vorbildes, des Verfassers der Noachide, sich ohne Bedenken bemächtigte, sobald sie zu den seinigen paßten oder ihm die Mühe, für die seinigen selbst einen schicklichen Ausdruck zu suchen, ersparten. W.

S. 55. Shaftesbury's Erinnerungen — Advice to an Author, im ersten Theile seiner Characteristicks. W.

S. 58. Kerinthus oder Marcion — Den Ersten scheint der Evangelist Johannes noch gekannt zu haben, der zweite lebte in der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christus. Beide gehören der Religionspartei der Gnostiker an, deren Hauptstreben in einer Vereinigung der zoroastrischen und christlichen Religion bestand, wobei die Phantasie meist ganz zügellos, besonders in Schöpfung einer Geisterwelt und deren Handlungen, wirkte, weßhalb es kein Wunder war, daß man unter dem Namen der Gnostiker — wie Henke sagt — die seltsamsten Geschlechter von Fanatikern, metaphysischen und moralischen Adepten, Traumdeutern, Beschwörern und Geistersehern, verrückten Theosophen, Astrologen und Gauklern zusammenfaßte. Die beiden Genannten waren keineswegs die schlimmsten darunter. Wieland dachte wohl zunächst an die Vorschrift für die Marcioniten, sich der Fleischspeisen, des Weines und des Ehestandes zu enthalten, um mit der Materie so wenig als möglich gemein zu haben, was andere Parteien, vielleicht auch nicht ganz unparteiisch, ihnen nicht nachrühmen wollten.

S. 59. Gleich Ramsay's feindseligen Gestirnen — Wenn hier nicht der schottische Baronet Andreas Michael von Ramsay gemeint ist, dessen Voyages de Cyrus (die Reisen des Cyrus, Basel 1774) zuerst im J. 1730 erschienen — ein für ihre Zeit merkwürdiges und noch jetzt interessantes Werk —; so weiß ich nicht, welchen Ramsay Wieland gemeint haben möchte. Mir scheint, daß er aus dem zweiten Buche des genannten Werkes die Stelle im Sinne hatte, wo Zoroaster dem Cyrus die Beschaffenheit von der Sphäre Ahrimans berichtet, zu welcher die sieben Planeten gehören, von Geistern bewohnt, die auf jedem Planeten eine eigenthümliche verdammte Natur haben, die aber sämmtlich feindselig gegen Ormuzd sind.

Platonische Betrachtungen über den Menschen.

S. 112. Unbefiederte zweibeinige Bewohner der Erde — Platon soll einmal den Menschen erklärt haben für ein unbefiedertes zweibeiniges Thier. Diogenes rupfte einen Hahn, ließ ihn laufen und rief: Seht da, den Menschen Platons. — Ob Wieland im Uebrigen hier eine andere Menschenentstehungsgeschichte, deren es in Asien manche wunderliche gibt, als die durch Prometheus im Sinne gehabt, weiß ich nicht. Von jener platonischen Erklärung hat aber Swift ohne Zweifel die bitterste Anwendung gemacht, da er sie als ein Compliment für das Menschengeschlecht darstellt und hinzufügt, daß zuweilen ein Thier in einen Menschen ausarten könne. In The Beasts Confession to the Priest sagt er nämlich:

Our author's meaning, I presume, is
A creature bipes et implumis:
Wherein the moralist design'd
A compliment on human-kind;
For here the owns, that now and then
Beasts may degenerate into men.

Rabelais — Franz Rabelais, geb. zu Chinon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts und gestorben um 1553 zu Montpellier, wo er Professor der Heilkunst war, hat sich vorzüglichen Ruhm erworben durch seinen satirischen Roman Gargantua und Pantagruel, worin er die Thorheiten des menschlichen Lebens im Ganzen als Carricatur aufstellt.

Gullivers Reisen — Ein Werk von Swift, zuerst erschienen 1727, ist voll der größten Bitterkeit gegen das menschliche Geschlecht.

Reden, Lachen und Grauwerden gibt Aristoteles als unterscheidende Kennzeichen des Menschen vor allen Thieren an, das letzte Probl. Sect. 10.

S. 113. Yahoos nennt Swift in seinen satirischen Reisen Pferde, mit allen menschlichen Anlagen ausgestattet. Da, sagt Herder, Swiften in seiner Geistes- und Herzenskrankheit kein ander Geschlecht zu Gebot stand, eine vernünftige, reine, billige Gesellschaft zu zeichnen, so wählte er die Gestalt des Thieres, das der Schöpfer der Menschen selbst als eine edle Gestalt dargestellt hat (Hiob 39, 19. fgg.), des Rosses. Swifts Rosse aber sind vernünftige, billige Geschöpfe, wie Menschen es seyn sollten; nicht der Zweck, nicht die erhabnen Fähigkeiten und Anlagen des Menschengeschlechts, wohl aber Name und Gestalt des Menschenthiers war ihm, wie dem lebenssatten Hamlet, verleidet. Adrastea Bd. 1. S. 326.

S. 117. Tiſch der Iſis — Tabula Isiaca, oder von ihrem ehemaligen Beſitzer Torquato, Sohne des Cardinals Bembo, Tabula Bembina genannt, ein merkwürdiges Denkmal ägyptiſcher Kunſt, hat, ſeitdem es im J. 1559 von Fura Vico zu Venedig zum erſten Male durch einen Kupferſtich bekannter geworden, eine Menge Erklärer gefunden, und auch Leſſing trug Willens, ſeinen Scharfſinn an ſie zu wenden. S. Leſſings ſämmtl. Schr. Bd. 15. S. 420. fgg.

Was iſt Wahrheit?

S. 145. Areopagus — Der oberſte Gerichtshof in Athen. — Amphiktyonen — Die Repräſentanten der griechiſchen Bundesſtaaten bei der Nationalverſammlung, die jährlich zweimal zu Delphi gehalten wurde.

S. 147. Energumenen — Beſeſſene.

S. 148. Elihu — So heißt der junge Mann im Buche Hiob, der, nachdem er deſſen ältern Freunden lange ſtillſchweigend zugehört hatte, und es nicht mehr länger ausſtehen konnte, ſie ſo mächtig deraiſonniren und zuletzt doch vor Hiob verſtummen zu ſehen, endlich im Unmuth ſeiner Seele ausbricht, ſich der guten Sache Gottes anzunehmen, und im Eingang ſeiner Rede ſagt: Ich bin der Rede ſo voll, daß mich der Odem in meinem Bauch ängſtet; ſiehe, mein Bauch iſt wie der Moſt, der zugeſtopft iſt, der die neuen Fäſſer zerreißt — u. ſ. w. W.

Philoſophie als Kunſt zu leben.

S. 153. Tubalkain — Nach der Geneſis Erfinder der Schmiedekunſt.

S. 155. Wohlthätige Trägheit — Die Weltverbeſſerer klagen über die Trägheit der Menſchen ungefähr aus eben dem Grunde, warum die Wucherer immer über nahrungsloſe Zeiten klagen, und meiſtens, wenn die Zeiten am beſten ſind. Es iſt natürlich, daß ein Mann, der ſich bewußt iſt, daß er einen herrlichen Entwurf zur Verbeſſerung des Zuſtandes eines ganzen Volkes gemacht hat, ſeine Ideen gern realiſirt haben möchte: ſo wie einer, der ein Schauſpiel gemacht hat, es gern aufgeführt ſieht. Alle Köpfe, meint er, ſollten ſich alſo geſchwinde nach dem ſeinigen drehen, und alle Arme nach ſeinem Winke rudern. Thun ſie es nicht (wie dieß denn gemeiniglich der

Fall iſt), ſo ſchmählt er auf die Trägheit der Menſchen; und das iſt ihm zu verzeihen, weil er dabei verliert. Aber dieſe nämliche Trägheit ſchützt die Leute vor der Gefahr, alle Augenblicke das Opfer eines Projects und einer angeblichen Verbeſſerung unwiſſender Adepten zu werden; und dieß, denke ich, iſt ihnen auch zu verzeihen, weil ſie dabei gewinnen. Denn ſelten bezahlt das zehnte Project, wenn es auch anſchlägt, den Schaden von den neunen, die fehl geſchlagen ſind. W.

S. 155. Per star meglio etc. — Weil ich mich beſſer befinden wollte, befind' ich mich hier. W.

S. 156. Quam multis etc. — Wie vieles bedarf ich nicht! W.

S. 159. Purgando, saignando et clysterizando — In dem dritten Zwiſchenſpiele von Molière's Malade imaginaire iſt auf die Frage des Examinators, welches Heilverfahren bei dieſer oder jener Krankheit anzuwenden ſey, allezeit die Antwort des Candidaten: er werde Clysterium donare, Postea seignare, Ensuita purgare; worauf die Facultät Chorus ſingt:

Bene, bene, bene, bene respondere!
Dignus, dignus est intrare
In nostro docto corpore.

Ueber Rouſſeau's urſprünglichen Zuſtand des Menſchen.

Selten iſt wohl über etwas ungleicher geurtheilt worden, als über die zwei Schriften Rouſſeau's, gegen welche Wieland dieſe und die folgende Abhandlung gerichtet hat. Ob der Verfaſſer ein Weiſer oder ein Thor, ſeine Abſicht redlich oder unredlich geweſen ſey, ob er habe täuſchen wollen oder ſich ſelbſt getäuſcht habe, darüber ſtritt man nicht weniger, als über die vorgetragenen Paradoxen ſelbſt, welche durch die Art, wie ſie ins Publicum eingeführt wurden, eine um ſo größere Aufmerkſamkeit erregten. Die Akademie zu Dijon hatte im Jahr 1750 die Preisfrage aufgegeben: ob die Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſenſchaften zur Verbeſſerung der Sitten beigetragen habe? Rouſſeau, damals 38 Jahre alt, von dem Schickſal wunderlich umhergeworfen, kränklich und in melancholiſcher Stimmung, beſchloß, mit der Beantwortung jener Frage als Schriftſteller aufzutreten, und würde ſie ohne Dazwiſchenkunft eines Freundes — wo ich nicht irre, war es Diderot — bejahend beantwortet haben. Dieſer aber erklärte die Frage für eine wahre Eſelsbrücke, ſagte, daß alle gemeine Köpfe ſie bejahend

beantworten und in Lobpreiſungen kein Ende finden würden; und nichts Rouſſeau, lieber das Gegentheil zu thun und die Behauptung aufzuſtellen, die Wiſſenſchaften ſeyen den Sitten ſchädlich geweſen. Daß hierdurch Rouſſeau erſt auf ſeine Idee kam, iſt gewiß, allein nicht eben ſo gewiß, ob er nun gegen ſeine Ueberzeugung, als bloſer Sophiſt, geſchrieben habe. Er führte wirklich die hingeworfene Idee aus: und da die Akademie ſeiner Abhandlung, weil ſie am reifſten durchdacht und mit hinreiſſender Beredſamkeit geſchrieben war, den Preis zuerkannte; ſo war es ſehr natürlich, daß Jeder begierig wurde, zu ſehen, mit welchen Gründen ſolch eine Behauptung unterſtützt ſey. Der Erfolg von jenem Rathe fiel alſo ſo glücklich aus, als nur möglich war; Rouſſeau's ſchriftſtelleriſcher Ruhm war begründet. Wohl möglich wäre es geweſen, daß er nun aus bloſer Ruhmſucht auf dem einmal ſo glücklich betretenen Wege fortgegangen wäre, — und ſeine Feinde haben nicht ermangelt, dieß zu behaupten — eben ſo möglich aber und bei der Lage, der Stimmung Rouſſeau's noch wahrſcheinlicher, daß jene Idee ihn weiter geführt hatte, als er anfangs ſelbſt vermuthen konnte, und dieß haben ſeine Freunde geltend zu machen geſucht. Rouſſeau hatte, bei aller Menſchenſcheu, ein Herz, das die Menſchen liebte, er hatte in einer traurigen Lage Gefühl ſeines Werthes und — wie alle Menſchen — Eigenliebe; bedurfte es bei einem Manne, der Alles mit einer gewiſſen leidenſchaftlichen Wärme that, mehr, als in ſeiner Nähe den Contraſt zwiſchen Cultur und Elend, Kenntniß, Geſchmack, Anſtand und einer ungeheuren Frivolität und Bedrückung zu bemerken, um nach der Richtung, die ſeine Gedanken einmal genommen hatten, erſt den Wunſch und dann die Ueberzeugung zu bewirken, es möchte wirklich um die Menſchen beſſer ſtehen, wenn ſie niemals Wiſſenſchaften und Künſte gehabt hätten? Wie ſteht es um die Menſchen? Wie ſtand es um ſie? Wie ſollte es um ſie ſtehen? Dieſe Fragen beſchäftigten von jetzt an ſeinen Geiſt aufs lebhafteſte und veranlaßten die Entwickelung einerſeits ſeiner politiſchen, andererſeits ſeine pädagogiſchen Ideen und Schriften, die ſo folgenreich für die ganze policirte Welt geworden ſind. Zunächſt mußte er bei der Art, wie er ſeine erſte Idee ausführte, und unter den Umſtänden, unter denen er ſie ausführte, auf den Gedanken kommen: wie es denn nun wohl unter den Menſchen ausgeſehen habe, als ſie noch keine Wiſſenſchaften und Künſte hatten? Dieß führte ihn auf eine zwar nicht ganz neue, aber kräftiger von ihm angeregte und ſeitdem öfter verhandelte Idee, von dem Stande der Natur. Daß er dieſe Idee nicht rein an ſich, ſondern lediglich im Contraſte mit der Wirklichkeit aufgefaßt habe, kann Niemand bezweifeln, der ſich darauf verſteht, außer in dem Buche zugleich in der Seele ſeines Verfaſſers zu leſen. Die Schickſale, die ihn hierauf betrafen, die Verfolgungen, die er zu erdulden hatte, waren

nicht geeignet, ihn von ſeiner Bahn abzubringen, und man ſieht daher ſchon dem Titel des zweiten Werkes, von welchem hier die Rede iſt, an, wie die erſte Idee in ihm nachgewirkt hatte. Im Jahre 1755 erſchien ſein **Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes**, der als eine wirkliche Fortſetzung der erſten Schrift betrachtet werden kann. Er leugnet, daß die Menſchen urſprünglich geſellig ſeyen, vielmehr hätten ſie Hang zu Unabhängigkeit. In ihrem Naturſtande, der (wie ſchon mehrere Alte behauptet hatten) von dem thieriſchen nicht ſehr verſchieden und (wie er hinzufügte) dem Menſchengeſchlecht am angemeſſenſten ſey, ſagt er, ſind auch alle Menſchen frei und haben gleiche Rechte; die bürgerliche Geſellſchaft hat die Menſchenrechte unterdrückt, und die Menſchen haben die Ordnung der Natur umgekehrt, indem ſie ſich in Staatsverbindungen eingelaſſen haben. — Dieß ſind die in dieſer Schrift ausgeführten Hauptideen, von denen, wie man ſieht, er nachher auf dem geradeſten Wege zu der Idee ſeines Geſellſchaftsvertrages kommen mußte.

Es iſt hier der Ort nicht, auszuführen, wie ganz anders die Reſultate ausgefallen ſeyn würden, wenn nicht Geſelligkeit und Geſellſchaft, Geſellſchaft und Staatsverbindung, Menſchengeſchlecht und Menſchheit mit einander wären verwechſelt worden; genug, die Schrift, gerade ſo, wie ſie war, mußte noch größeres Aufſehen erregen, als jene erſte, und es fehlte daher auch ihr, die mit allen glänzenden Eigenſchaften der erſten nicht weniger reich ausgeſtattet war, ſo wenig an Bewunderern als Gegnern. In die Reihe dieſer letzten trat unter uns auch Wieland, der ſich weislich den Vortheil ſicherte, nicht blos für den Augenblick zu ſchreiben, wo man aus einem der Wiſſenſchaft fremdartigen Intereſſe Widerlegungen gern lieſt und dann für immer vergißt. Er wählte ſich *einen* Hauptpunkt, der ſeine culturhiſtoriſche Wichtigkeit nie verlieren kann, weil alle Culturgeſchichte von ihm ausgehen muß, und führte dieſen polemiſch durch, um ſeiner Abhandlung ein Intereſſe mehr zu geben. Der Gegenſtand ſelbſt gehört zu denen, die in allen Zeitaltern und für alle Menſchen neu ſind. Iſt doch Rouſſeau's Schrift ſelbſt nichts Anderes, als eine Variation zu dem uralten Thema von dem entſchwundenen goldenen Zeitalter oder von dem verlorenen Paradieſe!

3.

In dieſer Anſicht von der Entſtehungsgeſchichte der genannten Schriften Rouſſeau's iſt nichts zu ändern, als was aus der Anekdote folgt, die Wieland noch nicht bekannt ſeyn konnte, daß R. anfangs in der That für die Wiſſenſchaften ſich erklären wollte und erſt auf fremde Veranlaſſung ſich gegen dieſelben erklärte. In der Hauptſache iſt ſeine Anſicht doch die richtige.

S. 167. Der Philosoph von Ferney ist Voltaire, der in der Schweiz das Schloß Ferney besaß, wo er in glücklicher Unabhängigkeit lebte, während Rousseau in Paris — der Philosoph im siebenten Stockwerke — bei Notenschreiben darbte.

S. 167. Poppäa, die verschwenderische und zügellose Gemahlin Nero's.

S. 167. Trimalcion, ein ganz dem Wohlleben hingegebener Greis bei Petron, dessen Name den dreifachen Weichling bedeutet.

Daß wir bei diesen an die Maitressen und Rousseau vor der Revolution zu denken veranlaßt werden sollen, bedarf keiner Erinnerung. Wären diese nicht gewesen, und hätten nicht Deputirte, die sich über ungerechte Auflage beschwerten, Antwort erhalten, wie sie der Abt Terray gab: wann er denn versprochen habe, daß seine Auflagen von der Gerechtigkeit dictirt seyn sollten? — schwerlich hätte dann R. seine Schriften nur gedacht. Aber er hätte sie auch schreiben können, und es würde keine Revolution erfolgt seyn. Was soll man nun von den Leuten denken, welche auch nach der französischen Revolution fortfahren zu behaupten, R's Schriften hätten dieselbe mit herbeigeführt? Man würde sehr unredlich handeln, wenn man diesem nicht widersprechen wollte. Nicht R's Schriften und nicht tausend Schriften hätten dieß vermocht; dazu waren ganz allein die vereinigten Umstände stark genug, welche Rousseau zwangen, solche Schriften zu denken.

Man vergesse nicht, daß Wieland diese Stelle an zwanzig Jahre vor der französischen Revolution schrieb, zu einer Zeit also, wo man diese Ideen R's nur noch für müßige Träumereien hielt; in späterer Zeit würde er zu seiner Schilderung wohl andere Farben gewählt haben.

4.

S. 170. Den Grotiussen und Puffendorfen — Hobbes (geb. zu Malmesbury 1588), Hugo de Groot, gewöhnlich Grotius genannt (geb. zu Delft 1583), und Samuel Puffendorf, nachmals Freiherr (geb. 1631 auf einem Dorfe bei Ehemnitz im sächsischen Erzgebirge), also ein Engländer, ein Holländer und ein Teutscher, waren im 17ten Jahrhundert die Begründer des Naturrechts (das also ein Bedürfniß geworden seyn mußte) und eines darauf begründeten Staats- und Völker-, Friedens- und Kriegsrechtes. Alle drei mußten auf die wichtige Frage kommen: worin überhaupt das Recht (und also auch die Pflicht) ihren Grund habe? und bei der Beantwortung dieser Frage kamen alle drei auf die Idee eines Naturstandes (und zwar um so mehr, da sie den einzig richtigen Gesichtspunkt, die Anlagen der Menschheit, nicht im Auge hielten), den sich aber Jeder anders ausbildete. Mit Hobbes konnte Rousseau keinen Streit bekommen, denn er erklärte

den Satz, der Mensch sey als ein zur Gesellschaft fähiges Thier geboren, für falsch: Groot und Puffendorf hingegen, die hier für einen Mann stehen, nahmen in dem Menschen einen Trieb zur Geselligkeit an und sammelten auch alle Zeugnisse der Alten hierüber, die freilich nichts beweisen konnten.

S. 171. Aristoteles — Daß dieser philosophische Naturforscher dem Menschen irgendwo lange krumme Klauen zugesprochen hätte, ist mir völlig unbekannt, vielmehr sagt er überall das Gegentheil, besonders in den zwei Hauptstellen, wo er die Unterschiede zwischen dem Menschen und Affen (Hist. animal. 2, 8) und den übrigen Thieren (de part. anim. 2, 10) angibt und sich ausführlich über den Bau der menschlichen Hand erklärt. Was daher Wieland hier eigentlich gemeint hat, weiß ich nicht.

S. 171. Gemelli Carreri, ein Neapolitaner, der die Rechte studirt hatte, machte im Jahr 1693 eine Reise nach den drei außereuropäischen Welttheilen, von welcher er 1699 zurückkam. Sein Giro del Mondo (Venedig 1709) findet sich im Auszug im 12. Bande der allgemeinen Historie der Reisen.

S. 171. Struys, Jan Jansson (öfters unter dem Namen Strauß angeführt), gestorben in Dithmarsen 1694, machte Reisen von 1647 bis 1673 durch Europa und Asien und gab nach der Rückkehr von seiner dritten Reise die Beschreibung derselben heraus, die ins Deutsche übersetzt wurde (Amst. 1678). Es heißt daselbst S. 32: „Ein Formosaner von der Südseite mit einem Schwanz, einen guten Fuß lang und rauch mit Haaren besetzt." Vergl. Blumenbach de generis hum. var. nat. §. 76.

5.

S. 173. Kyklopen des alten Vater Homer — In der Odyssee 9, 106 fg. heißt es:

Und an das Land der Kyklopen, der ungesetzlichen Frevler,
Kamen wir, welche, nur den unsterblichen Göttern vertrauend,
Nirgend bauen mit Händen zu Pflanzungen oder zu Feldfrucht;
Ohne des Pflanzers Sorg' und der Ackerer steigt das Gewächs auf.
Dort ist weder Gesetz, noch Rathsversammlung des Volkes,
Sondern All' umwohnen die Felsenhöhn die Gebirge,
Rings in gewölbeten Grotten, und Jeglicher richtet nach Willkür
Weiber und Kinder allein; und Niemand achtet des Andern.

S. 173. Venegas, Miguel, spanischer Jesuit, Verfasser der zu Madrid 1757 erschienenen Notitia de la California, y de su conquista temporal y espiritual. Nach der engländischen, sehr fehlerhaften Uebersetzung ist die deutsche (von Adelung): Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien. Lemgo 1769, 70.

6.

S. 170. Der Kalif Omar soll, als er die Bibliothek zu Alexandrien verbrennen lassen, gesagt haben: Entweder stimmt das, was diese Bücher enthalten, mit dem Koran überein, und dann brauchen wir sie nicht, oder es widerspricht dem Koran, und dann ist's schädlich! — man verbrannte alles.

S. 174. Priester zu Memphis — S. den Timäus bei Plato. M.

S. 176. Aus dem Boden hervorgewachsen — Diod. Sicul. L. I. c. 10. M.

S. 176. Hypothese des Anaximander — Plutarch. Symposiac. L. VIII. c. 8. M.

S. 175. Lucrez — Lucret. L. V. M.

S. 175. Protoplasten, Urbildner.

8.

S. 178. Die unbeschriebene Tafel des Aristoteles — ein berühmt gewordenes Gleichniß dieses Philosophen, um das Entstehen der Vorstellungen anschaulich zu machen. Anfangs, sagt er, weiß die Seele von nichts und gleicht einer unbeschriebenen Tafel, so wie aber die äußeren Eindrücke durch die Sinne auf die Seele wirken, und diese die Eindrücke empfindet, füllt sich die Tafel an.

S. 179. Der größte Kenner des menschlichen Herzens — Yoricks Sentimental Journey Vol. I. p. 85. M.

S. 180. Lausun — Der Graf und nachmalige Herzog von Lauzun, ein Günstling Ludwigs XIV., wurde als Opfer der Rache der Frau von Montespan und des Ministers Louvois, die der unruhige, heftige und übermüthige Mann freilich nur zu sehr gereizt hatte, im Jahre 1671 in die Gefangniß nach Pignerol gebracht, woraus ihn erst nach mehreren Jahren die Verbindung der Prinzessin von Montpensier befreien konnte.

S. 180. Donjon von Vincennes — Vincennes, altes Schloß und Staatsgefängniß bei Paris. Donjon, der stärkste Thurm darin, so wie in jeder Festung.

9.

S. 182. Dapper, Arzt zu Amsterdam (gest. 1690), gab besonders über die entfernteren Welttheile mehrere geographische Compilationen heraus, die nicht eben ihrer kritischen Sorgfalt wegen berühmt und daher nur mit Behutsamkeit zu gebrauchen sind.

S. 182. St. Preux — Nouv. Heloise Tom. I. pag. VI.

S. 183. Battel, Andrew, von 1589—1607 in Süd-Guinea, in seiner Beschreibung von Loango u. s. w. Allgemeine Beschreibung der Reisen u. s. w. im 5ten Theile S. 264, 280, 320 u. fg.

S. 183. Barbot, Jakob, Buchhalter, schrieb über Kongo und Kabinda. Einen Auszug davon liefert die allg. Hist. d. Reisen, Bd. 4. S. 629 fg.

S. 184. Purchaß gab eine Sammlung von Reisebeschreibungen heraus unter dem Titel Pilgrimes Lond. 1625, 1626, 4 Bde Fol., und einen Folioband unter dem Titel: Pilgrimage, der auch als 5ter Band der Pilgrimes angeführt wird.

S. 186. Merolla, Verfasser einer Beschreibung von Kongo, in Churchill's Coll. I. 650, und im Auszug bei der deutschen Uebersetzung von des Abbé Projart Geschichte von Loango, Kakongo u. s. w. Leipzig 1777. Allg. Historie der Reisen, Bd. 4, 5.

10.

S. 189. Moore's zuverlässiges Werk erschien unter dem Titel: Travels into the Irland Parts of Africa. London, ohne Jahreszahl, nach 1730.

11.

S. 191. Yahoos — In dem letzten Bande von Gullivers Reisen bringt Swift seinen Reisenden in das Land der Houyhnhnms, und indem ich dieser gedenke, muß ich einen Fehler verbessern, zu welchem in der früheren Abhandlung „platonische Betrachtungen über den Menschen" S. 405 bei Erwähnung der Yahoos Herder veranlaßt hat. Nicht die Yahoos sind bei Swift die mit menschlichen Anlagen (und zwar nur mit den guten und nicht mit den schlimmen) ausgestatteten Pferde, sondern die Houyhnhnms sind dieß, und die Yahoos dagegen Wesen von Menschengestalt, im ganzen Wesen aber den Affen gleicher, als den Menschen. Die Houyhnhnms wollen daher auch an deren mögliche Cultur eben so wenig glauben, als sie begreifen können, wozu es den Europäern nützlich oder nöthig seyn könne, Verbrechen zu begehen, dergleichen ihnen geschildert werden. Die von Herder angeführte Stelle war von dem Herausgeber eigentlich für diese Stelle angezeichnet worden, wo sie dienen sollte, auch Swiften in ein günstigeres Licht zu setzen, als in welchem ihn hier Wieland sah.

12.

S. 197. Vertugaden — S. die Anm. zu dem neuen Amadis, 15 St. des ersten Gesangs, Bd. 15.

S. 198. Talia saecla etc. — Virg. Ekl. 4, 46.

Solche Jahrhunderte, rollt! so redeten: rollet, ihr Spindeln!
Strenge das feste Gebot des Schicksals ordnend, die Parcen. Voß.

S. 192. Platoniſches Jahr oder das große Jahr, der Zeitraum, während deſſen die Fixſterne ihre eigne Bewegung um den geliebten Himmel rollenden, wurde von Ptolemäus auf 36,000 Sonnenjahre berechnet, von Neueren nur auf 25,920; — alſo hätten wir noch lange Zeit bis dahin!

S. 199. Sapere et fari quod sentias — Weiſe zu ſeyn und zu ſagen, wie du es fühlſt und beurtheilſt.

Ueber Rouſſeau's vorgeſchlagene Verſuche ꝛc.

1.

S. 205. Pythagoras — Vor Pythagoras, erzählt Cicero (Tusc. 5. 3.) hießen Alle, die ihr Leben der Betrachtung weihten, Weiſe (Sophoi), ſeit Pythagoras aber Philoſophen, Liebhaber der Weisheit. Dieſer kam einſt nach Phlius, einer Stadt im Peloponnes, und hatte mit dem Fürſten Leon daſelbſt eine lange gelehrte Unterhaltung, die dieſem Bewunderung ſeines Geiſtes und ſeiner Beredſamkeit einflößte. Er fragte daher, in welcher Kunſt er Meiſter ſey. Pythagoras erwiederte, daß er mit keiner Kunſt ſich abgebe, ſondern ein Philoſoph ſey, und auf die Erklärung, welche jener deßhalb verlangte, ſagte er: ihm ſcheine das Leben gleich dem Marktbeſuch bei den olympiſchen Spielen. Dorthin kämen Einige, um nach dem Ruhme der Krone zu ringen, Andere, um zu kaufen oder zu verkaufen, eine gewiſſe Claſſe aber lediglich, um zu ſehen, was man triebe und wie. Eben ſo gehe es im Leben einige Wenige, die mit Hintanſetzung von allem Andern nur mit Eifer die Natur der Dinge zu erforſchen ſuchten, und dieſe nenne er Philoſophen. — Genau läßt ſich dieß nicht überſetzen wegen der Mehrdeutigkeit der griechiſchen Worte. Bekanntlich erhielt durch Sokrates dieſe Idee den Philoſophen und der Philoſophie eine mehr praktiſche Wendung.

S. 205. Demokritus, Diogenes, Krates ſah W. nicht immer in dieſem Lichte, wie ſeine Abderiten, Diogenes und Krates und Hipparchia beweiſen.

S. 204. Num Deus ete. — Ob Gott wohl habe die Geſtalt eines Kürbiſſes annehmen können.

4.

S. 209. Vanini — Warburton — S. Jul. Caes. Vanini de Mirabili regina deaque Mortalium und Warburtons Anmerkung zum Monolog des Edmund im König Lear, Shakesp. Vol. VI. p. 16. W.

S. 209. Mann-Thier — Ein Wort, das wir dem alten Froschmäuseler zu danken haben. W.

7.

S. 213. Die schöne Seilerin — Oeuvres de Louise Charly, dite Labé ou la belle Cordière, p. 13. Mehr von ihr in dem Bande, welcher die literarischen Miscellaneen enthält. W.

8.

S. 214. Strabo und Plinius — S. Strabon L. III. p. 233. ed. Amstelod. 1707 und Plin. C. XVI. s. 6. W.

11.

S. 217. Ferguson, Professor der Moral auf der Universität zu Edinburgh, in seinem Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft (übersetzt von Garve, Lpz. 1768), wo er in dem ersten Abschnitt ebenfalls die Frage über den Stand der Natur abhandelt.

14.

S. 227. Der gewisse Präsident einer gewissen Akademie, welcher unter andern seltsamen Einfällen, die sein witziger Gegner Doctor Akakia (Voltaire) persiflirte, auch den hatte, das Gehirn von Riesen zu zergliedern, um die Natur der Seele zu ergründen, war der große Mathematiker Maupertuis, Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

15.

S. 218. Daß keines gähnen könne u. s. w. — Aristoteles trieb sie noch weiter. Er behauptet, kein Mensch könne den andern p*ss*n sehen, ohne augenblicklich einen Reiz zu fühlen, dasselbe zu thun; und er erklärt sehr scharfsinnig, wie dieß zugehe, Problemat. Sect. VII. quaest. 6. W.

17.

S. 235. Büchse des Papsts Johannes XXIII. — S. v. Hagedorns Fabeln und Erzählungen, 2tes Buch, im 2ten Theile seiner Werke, S. 256. In der Ausgabe von Eschenburg S. 202. W.

S. 235. Porphyrius — S. Porphyr de antro nympharum. W.

S. 235. Vers des Horaz — Horat Sat. L. I. Sat. 3. v. 107. W.

Reise des Priesters Abulfanaris.

1.

S. 243. Vertugade — S. oben.

S. 243. Gymnosophist, nackter Weiser, vergl. Bd. 16. die Anm. zur 5. Str. des 10. Ges. des neuen Amadis.

6.

S. 253. Frigidi et maleficiati — Kalten und Bezauberten.

Bekenntnisse des Abulfanaris.

Evemerus oder Euhemerus war ein griechischer Geschichtschreiber, von dessen Schriften sich nur ein Bruchstück erhalten hat. Er war der Erste, welcher gegen die griechische Volksreligion die Waffen der Geschichte kehrte. Zum Beweise, daß alle Götter dieser Religion einst Sterbliche gewesen wären, führte er Inschriften und Denkmäler an, die er auf einer — von ihm erdichteten — Insel Pamhäa gesehen zu haben vorgab.

1.

S. 262. Exoterischen Theil — Die alten Priester und manche Philosophen hatten eine doppelte Lehre, eine, welche öffentlich und Allen mitgetheilt wurde, — die exoterische, — und eine andre, die nur wenigen Eingeweihten, als ein Geheimniß, anvertraut wurde, — die esoterische.

2.

S. 267. Meerzwiebel — Wenigstens behauptete Jun[illegible] Stelle, wo er darüber eifert, daß die Aegypter jedes Thie[illegible] einem Gotte gemacht, sie hätten auch die Meerzwiebel an[illegible]

S. 268. In dem geheiligten Alphabet — [illegible] glyphen, einer blosen Bilderschrift, hatten die ägyptischen [illegible] heilige Buchstabenschrift — die hieratische Schrift — die [illegible] lichen Buchstabenschrift verschieden und ein Priesterg[illegible]

S. 270. Bei Gastmählern eine Mumie — [illegible] daß die Aegypter die Sitte hatten, bei ihren Gastmählern [illegible] eines Todten umherzutragen und jedem Gaste mit dem Zurufe [illegible] Schaue dieß an; trinke und sey fröhlich; denn, stirbst du, so

dieß! — Man kann dieß bei den Aegyptern kaum für einen Aufruf zur Fröhlichkeit halten, da sie überhaupt das gegenwärtige Leben für gering achteten, die Zeit nach dem Leben hingegen für äußerst wichtig. Daher nannten sie die Wohnungen der Lebenden Herbergen, in denen der Mensch nur kurze Zeit wohne, die Gräber dagegen ewige Wohnungen. Auf Erbauung ihrer Häuser wandten sie aus diesem Grunde nur geringere Sorgfalt und desto größere auf die ihrer Gräber. — Die Pyramiden hält man für Königsgräber.

Ob ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung nachtheilig sey.

1.

S. 288. Gemelli Carreri — S. oben.

2.

S. 288. Agrippa, von Nettesheim, schrieb ein Werk über geheime Philosophie (de occulta philosophia). Von den übrigen hier Genannten s. Bd. 2. die Anm. zu Don Sylvio von Rosalva.

S. 289. Condamine, geb. zu Paris 1701, gest. daselbst 1774, Mitglied zweier Akademien zu Paris, berühmt durch seine Reisen nach America, in der Absicht, um durch genauere Messungen unter dem Aequator die Gestalt der Erde zu bestimmen, und durch die Verdienste, die er sich hiedurch um Astronomie, Natur- und Menschenkunde erwarb.

3.

S. 291. Charlevoix — Jesuit, geb. zu St. Quentin 1684, gest. 1761, hat sich durch seine, wenn gleich etwas weitschweifigen Geschichten und Beschreibungen von Japan, St. Domingo, Paraguay, wo er als Missionär gewesen war, den Ruhm eines guten Beobachters erworben.

S. 292. Hamak — Hängebett.

S. 292. Maniok — Die Maniok- oder Kassabiwurzel ist ein Hauptgegenstand des Anbaues bei mehreren americanischen Stämmen, welche daraus ihr Brod und Getränke bereiten. Dies Getränke ist von dreierlei Art, und zwei Arten davon sind berauschend. Die beste Nachricht hierüber giebt Quandt: Nachrichten von Surinam und seinen Einwohnern, Görl. 1807 im Auszug im Journale für die neuesten Land- und Seereisen. Bd. 4.

S. 293. Tiberius von der Elephantis entlehnte — Was hier nicht erklärt werden kann, erzählt Sueton im Leben des Tiberius Cap. 43.

S. 293. Aretin — Peter von Arezzo (der Aretiner), geb. 1492 und gest. zu Venedig 1557, die Geißel der Fürsten und der Göttliche genannt, war ein Komiker und Satiriker, dem an Keckheit des Witzes, aber auch an Frechheit und Unverschämtheit vielleicht kein Anderer irgend einer Nation gleichkommt. — Wieland hat in diesem Gemälde einen starken Zug weggelassen, weil er für deutsche Leser zu anstößig wäre, wiewohl ihn die Engländer sogar auf der Schaubühne ertragen konnten. Mammon sagt im Original:

— — — Then my Glasses
Cut in more subtil Angles, to disperse
And multiply the Figures, as I walk
Naked between my Succubae — —

W.

S. 293. In aufgelösten Perlen gesotten — Ben Johnson bringt hier, seiner Gewohnheit nach, seine Gelehrsamkeit wohl oder übel an. Die Schwelgerei der alten Römer machte aus Sinnlichkeit und Muthwillen eine Menge seltsamer Dinge zu Leckerbissen. Die Haselmäuse gehörten darunter, aus denen der berüchtigte Professor der Kazianischen Philosophie, Apicius, köstliche Ragouts zubereiten lehrte. Sir Mammon will lauter dergleichen antike Leckerbissen auf seiner Tafel haben, Karpfenzungen, Bärte von Barben, Euter von trächtigen Sauen und dergleichen. Fasanen, Salmen, Lampreten, Haselhühner sind gut genug für seine Lakeyen, sagt er —

S. 298. Verrichtungen, wobei man nie nüchtern genug seyn kann — Dieß wurde um die Zeit der letzten Reichs-Kammergerichts-Visitation geschrieben und paßte vortrefflich. W.

4.

S. 301. Soweit ein Nutzen — — zu erwarten ist — Um einer unbilligen Mißdeutung vorzubeugen, wird hier erinnert, daß ich das Nützliche, auf welches Sokrates die Wissenschaften und Künste einschränkt, (wiewohl er eigentlich an dem Orte der sokratischen Denkwürdigkeiten, auf welchen hier gezielt wird, nur davon spricht, in wie weit sich ein καλος και αγαθος auf jede Kunst oder Wissenschaft zu legen habe) in einem ungleich ausgedehnteren und so weitschichtigen Sinne nehme, daß selbst solchen gelehrten Beschäftigungen, welche nur einen sehr entfernten und unendlich

kleinen Einfluß in die Vervollkommnung des allgemeinen menſchlichen Syſtems haben, — von des gelehrten Olaus Rudbecks Atlantica bis zu Altmanns gründlichem Beweiſe, daß die Lingua opica eine Sprache ſey, wovon weder er ſelbſt noch irgend ein andrer Menſch ein Wort verſtehe, — eine Art von Verdienſt übrig bleibt. W.

S. 301. Das richtige Mittel zwiſchen der Intoleranz u. ſ. w. — Ce periode du developpement des facultés humaines, tenant un juste milieu entre l'indolence de l'état primitif et la petulante activité de notre amour propre, dut être l'époque la plus heureuse et la plus durable. Discours sur l'inégalité, p 70. W.

5.

S. 303. Franz Moore — S. The Wonders of Nature and Art, Vol. III. Part. 3. chap. 3. pag. 360. seqq. und die allgemeine Hiſtorie der Reiſen, Th. 3. S. 178. u. f. Moore's Buch ſelbſt, wovon die letztere den Auszug liefert, iſt mir nicht zu Geſichte gekommen. W.

S. 305. Pater Labat — Seine nouvelle relation de l'Afrique occidentale (Par. 1728. 5 Bde. 8.), meiſt aus den Papieren des La Brue gezogen, iſt die beſte, die wir über die Weſtküſte von Africa haben.

S. 306. Lampeduſe — S. Bd. 15. der neue Amadis, Anm. 6 zu der 27. Str. des 11. Geſ.

S. 307. Marabu (Marabut, Marbuth) — Eine Art von muhamedaniſchen Heiligen, denen man alle Schandthaten nachſieht, weil man glaubt, daß ſie auf beſondern Antrieb Gottes handeln. Urſprünglich führte dieſen Namen ein arabiſcher Stamm, der zur Zeit des erſten Kalifen Abu-Bekr's ſich in Syrien feſtſetzte, von da nach Aegypten zog und bis an das weſtliche Ende von Africa ausbreitete.

S. 308. Utopien und Severambenländern — Unter dem Titel Utopia gab der berühmte Thomas Morus, Staatscanzler von England unter Heinrich VIII., ſein Ideal einer Republik heraus. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts erſchien ein ähnliches Werk unter dem Titel Severambien, wovon Müller in Itzehoe eine neue Ueberſetzung gab. Beider Namen bedienen ſich ſeitdem öfters diejenigen, welche die Annäherung der Wirklichkeit an ſolch ein Ideal für unmöglich halten, wenn ſie höflich ſind, gleichbedeutend mit platoniſcher Republik und, wenn ſie unhöflich ſind, gleichbedeutend mit Schlaraffenland.

8.

S. 312. Manche noch Augenzeugen werden dürften — Dieß wurde vor fünf und zwanzig Jahren geſchrieben. Der Anfang zu

Erfüllung dieſer damals aus einer Art von Ahnung niedergeſchriebenen Worte iſt ſeit 17⁸⁹ in Frankreich gemacht worden. Gebe der Himmel, daß wir auch das glückliche Ende derſelben erleben! W.

10.

S. 317. Mezzetins — Der Mezzetino iſt eine der vielen komiſchen Perſonen des italieniſchen Luſtſpiels, ein Verwandter des Arlechino, ſeinem Charakter nach ein liſtiger Bedienter.

S. 317. Bernardons — Joſeph Felix von Kurz, ein geborener Wiener, wurde einſt in einer Stegreifs-Rolle als Bernardon ſo wohl aufgenommen, daß er von dieſer Zeit an den Theaternamen Bernardon annahm. Sein Charakter als ſolcher war mit Spitzbüberei verbundene Dummheit, und er arbeitete für dieſen Charakter eine große Menge Stücke aus. — Sonnenfels war ſein obſiegender Gegner. S. Briefe deutſcher Gelehrten an Klotz, I. 45.

Ueber die vorgebliche Abnahme des menſchlichen Geſchlechts.

3.

S. 327. In den Zeiten der — — Ueberſtrannung — Dieß Letzte war eigentlich der Fall der Römer: aber die Folgen von beiden ſind am Ende ziemlich ähnlich: nur daß Erſchlaffung aus Ueberſtrannung bei Weitem ein ſchlimmerer Zuſtand iſt als Schwäche aus Verfeinerung. W.

S. 328. Gleichwohl, ſagt Plutarch, fanden ſich Leute — Er ſagt uns nicht, wer ſie waren: die Rede iſt aber von denen, die den Pompejus wegen eines gewiſſen wirklich unedeln Verfahrens in dem Kriege mit den Seeräubern tadelten. Wahrſcheinlich waren es nicht weiſe Römer, wie Dacier meint, ſondern Graeculi, Moraliſten von Profeſſion, von den ſcharfſichtigen Herren, die den Wald vor den Bäumen nicht ſehen können. W.

S. 330. Pinto — Iſaak de Pinto ein portugieſiſcher Jude, der erſt in Frankreich und dann in Holland ſich niederließ, wo er im Haag 1787 ſtarb, iſt durch mehrere Schriften nicht unrühmlich bekannt. Das Werk, worauf Wieland hier anſpielt, iſt gegen das berüchtigte Système de la Nature per Mirabeaud: Precis des arguments contre les Materialistes, avec des nouvelles reflexions sur la nature de nos connoissances etc. Ueberſ. Frankfurt und Leipzig 1775.

S. 330. Nervis alienis mobilia ligna, durch fremde Nerven bewegliches Holz.

S. 331. Schüler des Fohi — Fohi, nach der Meinung der Chinesen der Stifter ihrer Monarchie, wird hier, wie sehr oft, mit dem indischen Religionsstifter Fo oder Fo verwechselt. Sterbend offenbarte dieser seinen Schülern: es gebe kein anderes Grundwesen aller Dinge als das Leere und das Nichts, daraus sey Alles entstanden, dahin kehre Alles zurück, und darin endigen sich alle Hoffnungen. Dem Grundwesen gleich zu werden und zu diesem Ende nichts zu thun, nichts zu wünschen, nichts zu empfinden und nichts zu denken, wird von den strengen Anhängern dieser Lehre für des Menschen höchstes Ziel geachtet.

4.

S. 332. Alkoholisirte, durch den höchsten Grad von Weingeist erregte.

6.

S. 334. Eva — gestützt haben soll — Dictionnaire de Bayle, article Adam. W.

S. 336. Für den thebanischen Hercules — Der nach Freret's Berechnung (Memoir. de l'Acad. des Inscr. Tom. VII. p. 485) ungefähr zweihundert Jahre später ist als Moses. W.

S. 336. Nur wie Heuschrecken vorkamen — 4. B. Mose 13.

S. 337. Der Mönch Helinand — Ein Chronikschreiber aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, auf dessen Glaubwürdigkeit die schöne Erzählung beruht von der Entdeckung des Grabes des vom Virgil besungenen Prinzen Pallas, Evanders Sohn, und wie man dessen Leichnam zweitausend dreihundert Jahre nach seiner Beerdigung noch unversehrt gefunden, und wie er, da man ihn an die Stadtmauer zu Rom angelehnt, um den ganzen Kopf über die Mauer emporgeraget habe, und so weiter. Welches Alles ihm der ehrliche Alfons Tostat, Bischof von Avila, umständlich und getreulich nachsagt. Dieser Tostat ist der große Vielschreiber, dem man nachgerechnet hat, daß er, um die sieben und zwanzig dicken Folianten, woraus seine Werke bestehen, bei Leibesleben zu Stande zu bringen, seine Kindheit abgerechnet, jeden Tag wenigstens fünf Bogen schreiben mußte. Wer einen so dringenden Beruf zum Schreiben hat, dem bleibt freilich keine Zeit zum Denken übrig. W.

S. 337. Kircher — S. die Anmerk. zu den moralischen Briefen, 2. Br. Anm. 6. Bd. 25.

7.

S. 338. Frezier, Ingenieur, geb. zu Chambery 1682, geſt. zu Breſt 1773, hat ſich durch ſeine Relation du voyage de la mer du Sud dans les années 1711–1714 (Amſt. 1717, überſ. Hamb. 1745 — eine Ausgabe von 1752 kenne ich nicht) einen Rang unter den beſten Reiſeſchreibern erworben.

S. 339. Byron — S. deſſen Nachrichten in Hawkesworth's Account T. I. Byrons Reiſe um die Welt, Leipzig 1769, iſt nur eine kleine Nachricht, die, wie Zimmermann ſich ausdrückt, nur von einem Schiffschirurgus oder dergleichen verfaßt iſt und nie vom Commodore ſelbſt.

S. 339. Wiewohl ſie ihm noch immer groß genug vorkamen — Wie leicht die Ueberraſchung und das Erſtaunen auch den verſtändigſten Mann zu unmäßigen Hyperbolen bringen können, davon kann uns Byron ſelbſt zum Beiſpiel dienen, da er ſagt: ſein Lieutenant, Cumming, der doch ſelbſt ſechs Fuß zwei Zoll maß, wäre dieſen Rieſen gegenüber ſo klein wie ein Zwerg geworden — und doch betrug der Unterſchied höchſtens nur drei bis vier Zoll! W.

9.

S. 342. Kachexie — Von verdorbenen Säften und Verſchleimung entſtehende, die Ernährung hindernde Krankheit.

Auszüge aus Forſters Reiſe um die Welt.

Als dieſe Auszüge im Jahr 1778 im Mercur erſchienen, hatten ſie allen Reiz der Neuheit, ſind aber auch jetzt noch, zumal in dem Zuſammenhange, in welchen ſie hier geſtellt ſind, intereſſant. Des Originals Titel iſt: G. Forster, Voyage round the world. 2 Bde. Lond. 4. 1776, überſ. von G. Forſter ſelbſt. (Berlin 1779 und 1783.) Aus Verſehen wird Georg Forſter, der Sohn, von Wieland hier Jakob genannt. Der Vater (Joh. Reinhold) ſchrieb Observations during a Voyage round the world Lond. 1778. 4. (überſ. Berl. 1783. 8.). Die Reiſe unter dem Capitain Cook wurde von Vater und Sohn gemeinſchaftlich gemacht.

S. 370. Duſky- oder Dämmerungs-Bay — Capitain Cook hatte ihr dieſen Namen ſchon auf ſeiner erſten Reiſe um Neu-Seeland, wo er ſie nur geſehen, beigelegt. An der Stelle, wo das Schiff jetzt vor Anker lag, verurſachte das vom Ufer herabhängende Buſchwerk eine ſolche Dämmerung, daß es in den Kajüten, ſelbſt bei hellem Wetter, immer dunkel blieb, und man bei bewölktem Himmel oft am Mittage Licht anſtecken mußte. W.

S. 374. Weißem Papier — Denn die weiße Farbe ist auch in Neu-Seeland ein Friedenszeichen, wovon Herr Forster verschiedene Beispiele anführt. W.

S. 379. Quales apes etc. — Wie Bienen im neuen Frühling — Das Gleichniß thut hier unstreitig das Beste — und beweist am Ende doch, daß die Menschen, um das Gemälde ihrer künstlichen Geschäftigkeit zu verschönern, der Natur die Farben abborgen müssen. W.

S. 383. Sie geben, um dieses Gewinnes willen — Man vergesse gleichwohl nicht, daß ein paar große Nägel für eine Neu-Seeländerin wenigstens eine eben so große Versuchung sind, als eine Riviere von Diamanten für eine hübsche Putzmacherin in Paris oder London. W.

S. 384. Pays de Cocagne — S. die Anm. zu Pervonte, 2. Theil, Bd. 12.

S. 385. Ein Morgen war's u. s. w. — Herr Forster (damals noch ein sehr junger Mann) war noch ganz voll von seinen Dichtern und bedachte wohl nicht, als er diese Zeile hinschrieb, daß seine Dichter sich glücklich geachtet haben würden, einen solchen Morgen, wie ihm hier zu Theil ward, wirklich zu sehen — und daß die Einbildungskraft in solchen Dingen immer unter der Natur bleibt. W.

S. 395. Pillorisiren — An den Pranger (Pillori) stellen.

DATE DUE

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04890 8944